



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



ENGELHORN'S
allgemeine
ROMAN-BIBLIOTHEK.

Béru.

Eine Geschichte aus
Mante Carlo.

Von Mrs. Campbell Praed.



SITY OF VIRGINIA LIBRARY



030375911

Digitized by Google

Engelhorn's

Allgemeine

Romanbibliothek.

Eine Auswahl
der besten modernen Romane aller Völker.

= Alle vierzehn Tage erscheint ein Band. =

Preis pro Band: 50 Pf. Eleg. in Leinwand geb.: 75 Pf.

Der Vorwurf, welcher so oft gegen das deutsche Volk erhoben wird, daß es keine Bücher kauft und sein litterarisches Bedürfnis aus der Leihbibliothek befriedige, findet zum Teil darin seine Erklärung, daß der Preis deutscher Bücher im allgemeinen ein hoher, für die meisten unerschwinglicher ist. Den vielen Tausenden, die gerne Bücher kaufen und sich in ihren Mußestunden den edeln Genuß einer guten Lektüre verschaffen möchten, will unser Unternehmen die Möglichkeit bieten, sich zu einem beispieillos billigen Preise nach und nach eine eigene Bibliothek anzuschaffen.

Zu einem Preise, welcher geringer ist als die durchschnittliche Gebühr der Leihbibliotheken,

kann man sich jetzt die besten und interessantesten Romane aller Völker in stattlichem Oktavformat und wirklich schöner und guter Ausstattung kaufen.

Unsre „Fünzig-Pfennig-Bände“ enthalten den Stoff eines gewöhnlichen Romanbandes, der sonst 3 bis 5 Mark kostet.

In einem bis zwei, höchstens drei Bänden wird je ein vollständiger Roman abgeschlossen. „Fünftägige Fortsetzung folgt“ wegfällt.

Der neue Jahrgang wird vorzügliche Werke der beliebtesten deutschen und ausländischen Erzähler bringen, unter andern von **C. v. Glümer, Baron A. v. Roberts, Richard Vogt, C. v. Wolzogen, A. Daudet, H. Gréville, Guy de Maupassant, G. Ohnet, A. Theuriot, Hamilton Aide, Ouida, F. C. Phillips, J. Rielland, S. Farina.**

Die nachstehenden Romane des ersten, zweiten, dritten und vierten Jahrganges können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pf. für den broschirten und 75 Pf. für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang.

Der Hüttenbesitzer. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bde. Dieser Roman hat in der französischen Original-Ausgabe eine Verbreitung ohne gleichen gefunden - 202 Auflagen - und wird durch seine überaus geistreiche und interessante Charakterzeichnung gewiss auch deutsche Leser in hohem Grade fesseln.

Aus Nacht zum Licht. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.

Voll von spannender Handlung.

Zéro. Eine Geschichte aus Monte Carlo. Von Mrs. Praed. Aus dem Englischen.

Ein Gesellschaftsroman von ungewöhnlichen ergötlichen Reiz.

Kassilissa. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Ein liebenswürdiger Roman aus der russischen Aristokratie.

Vornehme Gesellschaft. Von J. Aïde. Aus dem Englischen.

Das englische High Life wird in diesem gediegenen Roman mit starken Lichtern und tiefen Schatten vorgeführt.

Gräfin Sarah. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Dem „Hüttenbesitzer“ an interessanter Charakterzeichnung ebenbürtig.

Unter der roten Fahne. Von Miss M. E. Braddon. Aus dem Englischen.

Von dem historischen Hintergrund des belagerten und des unter der Herrschaft der Commune brennenden Paris hebt sich in diesem Roman, der zu den gelungensten Schöpfungen der beliebten Verfasserin zählt, eine anmutige Liebesgeschichte ab, deren sympathische Figuren gekleidet mit den politischen Vorgängen in Beziehung gebracht sind.

Abbe Constantin. Von E. Salévy. Aus dem Französischen.

Mit besonderm Vergnügen kündigt wir diesen überaus prächtigen Roman aus der Feder Salévys an, welcher, ohne spannend im gewöhnlichen Sinne zu sein, doch einen außerordentlichen und dauernden Erfolg errungen hat.

Ihr Gatte. Von G. Verga. Aus dem Italienischen.

Eine der hervorragendsten Erscheinungen der neueren italienischen Litteratur.

Ein gefährliches Geheimnis. Von Charles Reade. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Die New-Yorker Zeitung „Sun“ schreibt darüber: Der bemerkenswerteste aller seit

einem Jahrzehnt erschienenen englischen Romane und gewiß derjenige, welcher die meisten Leser finden wird.

Gérards Heirat. Von André Theuriot. Aus dem Französischen.

In dieser herzerfreuenden Erzählung aus dem Leben einer kleinen französischen Provinzialstadt atmet alles Frische und Gesundheit. Theuriots unvergleichliches Talent für seine Charakterzeichnung wie poetische Naturanschauung kommt darin zu voller Geltung.

Dofia. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.

Ein Kabinettsstück eleganter und plattischer Darstellung.

Ein heroisches Weib. Von J. J. Kraszewski. Aus dem Polnischen.

Kraszewski bietet hier im Rahmen einer fesselnden Erzählung ein originelles Bild der Zeit August des Starren, das in jedem Zuge den Meister historischer Kleinmalerei verrät.

Cheglik. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Eine vortrefflich geschriebene, spannende Familiengeschichte.

Schifferborke. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.

In diesem mit größter psychologischer Feinheit gezeichneten Charakterbild bewährt sich Kielland als Meister ersten Ranges.

Ein Ideal. Von Marchesa Colombi. Aus dem Italienischen.

Ein Charakterbild von frappanter Schwärze und Wahrheit.

Dunkle Tage. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.

Auch in dieser seiner jüngsten Dichtung entfaltete der leider nun schon verstorbenen Verfasser die Eigenschaften, welche ihn in seiner Heimat rasch so berühmt gemacht haben: glänzendes Erzählertalent und die Gabe, den Leser von der ersten Seite bis zum Schluß in Spannung zu erhalten.

Novellen von Gjalmar Hjorth Boyesen.

Gliker-Brita. - Einer, der seinen Namen verlor. Deutsch von Friedrich Spielhagen. - Ein Ritter vom Danebrog.

Aus dem Englischen.

Das Friedrich Spielhagen es für der Mühe wert gehalten hat, diese Novellen selbst zu überlegen, ist wohl die beste Gewähr für deren ungewöhnliche Bedeutung.

Die Heimkehr der Prinzessin. Von Jacques Vincent. Aus dem Französischen.

Der ganze Zauber orientallischer Pracht ist über diese duftig und grazios erzählte Geschichte ausgegossen, in welcher ein armes, auf fremden Boden verpflanztes Mädchen sein rührendes Schicksal erzählt.

Ein Mutterherz. Von A. Delvix. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Der Verfasser hat seinem tief ergreifenden Roman eine wahre Begebenheit aus der französischen Aristokratie zu Grunde gelegt, welche vor einigen Jahren großes Aufsehen gemacht hat.

Zweiter Jahrgang.

Der Steinbruch. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Ein Roman von packender Wahrheit, mit ergreifenden Konflikten und prächtigen warmblütigen Menschen; ein Meisterwerk poetischer Gestaltungskraft.

Helene Jung. Von Paul Lindau.

Eine feisame, höchst anmutige Geschichte, zu welcher dem geistreichen Verfasser eine ihm vom Herzog von Coburg-Sotba erzählte räthelhafte Begebenheit den Stoff geliefert hat.

Maruja. Von Bret Harte. Aus dem Englischen.

Maruja ist ein Roman aus jener wunderbaren kalifornischen Gesellschaft, die Bret Harte's eigentliches Domäne ist. Die Charaktere sind erstaunlich scharf gezeichnet, die Handlung ist spannend, die Lösung überraschend und sympathisch. Bilder gesellschaftlicher Gänge und feenhafter Pracht wechseln mit Nachtbildern von grauenhafter Kühnheit.

Die Sozialisten. Aus dem Englischen.

Das Aufsehen, welches der Roman schon bei seinem Erscheinen in der „Century“ hervorrief, ist ein berechtigtes, denn er strömt von einem gesunden Realismus, er gibt Züge und Bilder von amerikanischem Leben und Charakter, wie wir sie seit Sealsfield-Pöbel nicht mehr gesehen haben.

Criquette. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.

Halévy's liebenswürdiges Talent zeigt sich in dieser sinnigen und poetischen Schöpfung in vollem Glanze. Etwas Unnützeres als die fein ciselirte Schilderung der rührenden Freundschaft zweier Pariser Straßenkinder, auf welcher sich der Roman aufbaut, ist wohl lange nicht mehr geschrieben worden.

Der Wille zum Leben. — Untrennbar.

Von Adolf Wilbrandt.

Unwiderstehlich fñhlt sich der Leser von diesen durch seine Seelenmalerei ausgezeichneten Schöpfungsnen geteilt, in welchen sich Willebrandt von neuem als vollendetere Novellist zeigt, während zugleich der lebendig geführte, pointirte Dialog an den hochbegabten Dramatiker erinnert.

Die Illusionen des Doktor Faustino. Von Valera. Aus dem Spanischen.

Eine Art spanisches Faust wollte Juan Valera in der Gestalt des Helden dieses Romans zeichnen. Jedenfalls erscheinen uns in dem fein und scharf ausgeführten Seelengemälde, das er vor uns entrollt, so viele Züge als allgemein gültig für das spanische Wesen in der Gegenwart, daß man den Roman des heutigen Spaniens nennen könnte, wie man schon den Faust als Trauerspiel der Deutschen genannt hat.

Zu fein gesponnen. Von B. L. Sarrjeon. Aus dem Englischen. 2 Bde.

Eine erschütternde Tragödie aus dem täglichen Leben.

Gift. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.

Eitlicher Ernst, ein tiefes Gemüth und gründlichste Menschenkenntnis offenbaren sich in diesem ergreifenden Roman, der zum Besten gehört, was der nordische Dichter geschaffen hat.

Fortuna. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.

Die Fortsetzung von „Gift“.

Rise Fleuron. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Mit bekannter Ohnet'scher Meisterschaft geschrieben, nimmt dieser spannende Theaterroman namentlich auch durch sein beobachtete Züge und lebenswahre Schilderungen aus dem Leben und Treiben der Pariser Breterwelt ein ungewöhnliches Interesse für sich in Anspruch.

Aus des Meeres Schaum. — Aus den Saiten einer Baggele. Von Salvatore Sarina. Aus dem Italienischen.

Wie alles, was der mit Recht so beliebte Verfasser geschrieben, zeichnen sich auch diese beiden anmutigen Novellen durch liebenswürdigen Humor, sowie große Frische und Originalität der Schreibweise aus.

Auf der Woge des Glücks. Von Bernhard Frey (M. Bernhard).

Sympathische, lebenswahre Figuren, eine fesselnde Handlung und anheimelnde Schilderung des bekannten Schauplatzes vereinigen sich in diesem Roman zu einem wohl gelungenen, anziehenden Ganzen.

Die hübsche Miss Reville. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Sie ist nicht nur „hübsch“, diese Miss Reville, sie ist auch geistvoll und originell und weiß ihre eigene Geschichte, deren Schauplatz ein alter feudaler Herrensitz im grünen Irland und eine englische Militärlagerung im fernen Indien mit ihrem farbenstimmenden, glänzenden Gesellschaftsleben bilden, so fesselnd und reizend zu erzählen, daß sie ihre Leser so unwiderstehlich bezaubert wie ihre Umgebung.

Die Verstorbene. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.

„Wir stellen dieses Buch hoch über alles, was der Verfasser seit Jahren geschrieben, und hoch über alles, was irgend ein anderer französischer Novellist in neuerer Zeit auf dem tragischen Gebiet geleistet hat.“ Athenäum.

Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten. Von Hans Soyfen.

Ein frischer, männlicher Ton spricht aus diesen prächtigen Geschichten, deren ungewöhnliche Stoffe der gefeierte Erzähler mitten aus dem Leben gegriffen hat.

Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.

Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek.

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.

Erster Jahrgang. Band 4.

Féro.

Eine Geschichte aus Monte Carlo

von

Mrs. Campbell Praed.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen

von

Eugen Conia.

Stuttgart.

Verlag von J. Engelhorn.

1884.

GIFT
NOV 20 '37

PT
1323
.E5
1st
v.4
1884

226715

Alle Rechte vorbehalten.

ALBION
ALBION

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Die „Danse Macabre“.

Es war am letzten Tage des alten Jahres. Hier in Monaco leuchtete die Sonne, der Himmel war tiefblau, die See funkelte wie Edelgestein und ein leichter Windhauch, welchen man in den Eucalyptusbäumen säufeln hörte und der die Zweige der Palmen sanft bewegte, vermehrte die Klarheit der Umrisse und die Lebhaftigkeit der Farben. Außer den Kranken oder Mißmutigen empfand wohl jeder ein Gefühl der Frische, der Spannkraft und des Entzückens am rein physischen Dasein.

Um drei Uhr befanden sich jedoch nur vereinzelte Spaziergänger auf der Terrasse oder im Garten des Casinos. Fast alle Besucher von Monte Carlo — jene eingefleischten Spieler abgerechnet, welchen die süßeste Melodie nicht das Schwirren der Roulette Scheibe und das Klingen des Goldes ersetzen könnte — waren im Theater versammelt, wo das Nachmittagskonzert bereits in vollem Gange war.

Das Orchester spielte den Anfang von Saint-Saëns zauberhafter Danse Macabre, als Georg Warrender den gefüllten Saal betrat und den Seitengang hinaufging. Fast jeder Stuhl war besetzt, da viele Fremde aus Nizza und Mentone eingetroffen waren. Das Programm bestand aus einem Gemisch moderner Kompositionen und schien mehr Beifall zu erregen als dasjenige der „klassischen Donnerstage“.

Viele Gesichter im Auditorium trugen den Stempel hohen Genusses und stiller Erwartung reicher Freuden; doch als Warrender erschien, gab es mürrische Blicke halb unterdrückter Verstimmung, so daß er es vorzog, das Ende des Stückes stehend abzuwarten, indem er sich an den Thürpfosten in der Nähe der Bühne lehnte.

Seine imposante Gestalt, die sich von dem prächtigen, wenn auch dunkel gehaltenen Hintergrunde vorteilhaft abhob, konnte nicht unbeachtet bleiben. Er war groß und stattlich von Wuchs, hatte eine breite Stirn, bleiche Wangen, bewegliche, charakteristische Lippen, viel Lebhaftigkeit und Selbstvertrauen im Ausdruck und dabei etwas besonders Rührendes im Blick seiner ersten braunen Augen.

Er war ungefähr dreißig Jahre alt und obgleich Engländer, hatte er etwas Fremdartiges an sich — spanisch, mexikanisch, westindisch —, man wußte nicht, sollte man es der Nationalität oder dem längeren Aufenthalt in fremden Ländern zuschreiben. Auch über seine Lebensstellung konnte man nicht wohl ins reine kommen: er war augenscheinlich nicht Soldat, trotz seiner etwas militärischen Haltung, noch Landadelmann, trotz seines gebräunten Antlitzes, jedoch würde ihn auch niemand für einen dem Vergnügen ergebenen Müßiggänger gehalten haben. Gewiß hatte er irgend einen Zweck, vielleicht einen etwas ungewöhnlichen, mit dem lebhaftesten Interesse und größtem Eifer verfolgt. In seinem Aussehen und seiner Kleidung lag etwas Eigentümliches, das auf besondere Bestrebungen oder Forschungen hindeutete und ihm den Stempel des Fremdartigen aufdrückte.

Die Danse Macabre ist ein merkwürdiges Musikstück voll Unruhe und wilder, fast widerwärtiger Leidenschaft; es scheint Irrsinn, Verzweiflung, Tod zu verkünden. Der Refrain gleicht einer unbestimmten Klage, von abgebrochenen Accorden und phantastischen Kadenzzen unterbrochen.

An der einen Stelle klingt es von den Violinen wie eine Wehklage, ähnlich der eines irrenden Geistes, der vergeblich nach Ruhe strebt; an einer andern durchschauert es uns, grauenschaft geheimnisvoll, so mit unsäglichem Weh beladen klingt die Melodie. Dann wieder geht sie zu einem schnelleren Tempo über und wird phantastisch wild, furchtbar, ja diabolisch in ihrer Darstellung rasender Lustbarkeit. Diese Musik mit ihren wunderbaren Uebergängen von naiver Fröhlichkeit zum pathetisch und krankhaft Furchtbaren, mit ihren verzwickten Motiven und wechselnden Bildern von Harmonie und Dissonanz könnte man wohl mit dem Gaukelbilde des Lebens selbst vergleichen. Vielleicht gibt es keine zweite Komposition, die imstande wäre, einen so tiefgehenden Eindruck auf die Hörer auszuüben, besonders auf zart befaitete Gemüther, welche unter dem Einflusse eines Kummers oder dem innerer Erregung stehen.

So wie die Naturkräfte unbewußt den elementaren Revolutionen den Weg bahnen, so scheinen auch in unserem Dasein

Gefühle des Zweifels, der Erwartung und der Scheu gewissen, durch unbekannte Ursachen hervorgerufenen Krisen voranzugehen; die geringfügigsten Dinge nehmen dann Bedeutung an und das Harmloseste dünkt uns von verhängnisvoller Wichtigkeit.

So erging es auch Warrender. Er war unglücklich, enttäuscht, mit der Welt und sich selbst im Unfrieden. Seine Schwermut, müde, die krankhaften und quälenden Gedanken zu nähren, verlangte nach Zerstreuung und Entlastung. Die Reaktion hatte sich eingestellt und er dürstete nach dem Reizmittel eines Interesses, gegen welches seine edleren Empfindungen sich nicht sträuben mußten. Seine Gemütsstimmung war eine weiche, empfindsame, so daß ein neuer Eindruck gerade jetzt zum untilgbaren Gepräge werden konnte. Leidenschaft, einmal entfacht, konnte nicht wieder einschlummern; sie suchte unbewußt nach einem neuen Gegenstande.

Die Lage der Dinge war geeignet, neue Eindrücke hervorzurufen. Obgleich die Musik in diesem Augenblick gewissermaßen seine Trauer zu erhöhen schien, erweckte sie doch ein Gefühl der Erregung, ja freudigen Vorgenusses; er fühlte sich am Rande eines Ereignisses. Die Neuheit der Dinge, eine unbestimmte Unruhe, die Reaktion nach längerer Niedergeschlagenheit verliehen diesem Zustand einen gewissen Reiz.

Die halbdunkle Bühne mit ihren kleinen, sternähnlichen Lämpchen, die gebückten Gestalten der Künstler, die eigentümlich geformten Instrumente schienen ihm ebensowenig der Wirklichkeit anzugehören, wie ein Gemälde, welches er gedankenlos angestarrt hätte. Der beinahe menschliche Aufschrei der Violinen und Cellos klang ihm wie eine Stimme aus fernem Lande, die fremde Laute hervorbrachte und dennoch sein Inneres mächtig ergriff. Seine Verwirrung nahm zu. Der große, reiche, goldverzierte Saal mit seiner glänzenden Lichterkrone, die gemalten, dürftig drapierten Frauengestalten im Gegensatz zu den weißen unheimlichen Larven, die hie und da die Wände schmückten, die kosmopolitische Zuhörererschaft, alle, Mann, Weib oder Mädchen, den Beschauer zu romantischen Spekulationen reizend, deren Züge von Sünde, von Schmerz oder gleichgültigem Dahinleben erzählten, die überhitzte, mit Parfüm und Cigarrenrauch belastete Luft — alles das vereinigte sich, um auf ihn eine zauberhafte Wirkung auszuüben, und sein Dasein erschien ihm wie ein Traum, in welchem das dumpfe Herzweh der vergangenen Wochen eingelullt und vergessen wurde.

Jedoch der Augenblick des Handelns war gekommen. Plötzlich spannten sich seine Nerven, sein Geist klärte sich, alle

Nebel schwanden. Das Leben erschien ihm nicht mehr wie ein Traum oder ein durch Wolken gesehenes Schauspiel, ein neues, lebendiges Bewußtsein durchflutete sein Wesen. Das überraschende Profil einer Dame, welche, auf der andern Seite des Saales sitzend, seine Augen unwiderstehlich auf sich hinlenkte, war die Veranlassung.

Warrender beugte sich begierig vor und sein Auge sprühte. Er veränderte die Stellung, bis er ungestört den Gegenstand seiner Aufmerksamkeit betrachten konnte.

Anmutig stolz, in Gedanken verloren, saß die Dame regungslos in ihrer Ecke, den Blick zerstreut auf das Orchester gerichtet.

„Baruna!“ rief Warrender halblaut; dann, wie wenn er die unabsichtliche Indiskretion bereue: „Es ist Madame Fano.“

Obgleich er niemals vorher diese Frau leibhaftig gesehen, war ihm doch ihr Bildniß wohl bekannt. Madame Fano war die Halbschwester von Helene Kilsyth, dem Mädchen, welches er liebte, dessen Weigerung, die Seine zu werden, ihn nach Monte Carlo getrieben hatte, um dort Stillung seines Schmerzes zu suchen.

In der Nähe von Madame Fano befanden sich zwei freie Stühle, der eine, gleichfalls ein Eckplatz, dicht hinter ihr, der andere neben ihr, von ihrem Tuch bedeckt.

Sobald die letzten Töne verklungen, beeilte sich Warrender, von ersterem Besitz zu ergreifen.

Die Danse Macabre beschloß den ersten Teil des Programms und es erfolgte darauf das gewohnte Hindrängen nach den Spielzimmern. Männer, welche scheinbar sinnverloren im traumhaften Genuß der Musik dageessen waren, sahen sich jetzt plötzlich lebhaft um und erhoben sich wie zum Bewußtsein bringender Geschäfte erwacht. Eine sanfttägige Italienerin, die mit ihren feinen Zügen und ihrem begeisterten Ausdruck als Muse der Kunst gelten konnte, sammelte schleunigst ihre Sachen und beeilte sich, den schmalen Gang hinunterzugleiten. Das Geräusch vom Kasino her wurde lauter, als die schweren Thüren weit geöffnet wurden. Bald war der Saal zum größten Teil leer; nur noch einige Vertreter des ehrbaren englischen Elements blieben zurück. Obgleich diese Bezeichnung kaum auf sie paßte, ließ sich dennoch Madame Fano nicht durch die Reize der Roulette oder des trente et quarante von ihrem Platz hinweglocken. Sie verharrte vielmehr in ihrer früheren Regungslosigkeit.

So kam es, daß sie und Warrender allein in ihren Sitz-

reihen zurückblieben. Einige Minuten lang behielt sie ihre Stellung bei, so daß er vollauf Zeit hatte, ihre Züge zu studieren.

Diese waren fein geschnitten, beinahe von griechischer Regelmäßigkeit und sozusagen plastischer Schönheit. Wenn unbeweglich, waren sie kalt, ja hart; dennoch konnte man das Gesicht zu jenen zählen, welche ein tiefes Gefühl verraten. Madame Fano sah aus, wie wenn sie zwar ihr Leben intensiv genossen, dennoch aber den großen Endzweck des Weibes nicht erreicht hätte. Ihre Gesichtsfarbe war bleich, doch ihre Lippen rosig, die Augenbrauen zart gewölbt, das Haar braun mit rötlichem Schimmer. Sie trug eine Sammettoque und war schwarz gekleidet; ein festanliegender Mantel von reichem Gewebe zeigte ihre wohlgeformten Schultern und eine Diamantnadel befestigte die Spitzen um ihren Hals. In ihrer Haltung vermischten sich Würde, Sorglosigkeit und innere Abwesenheit mit einem Ausdruck von zurückgebrängtem Ungefüg. Auf den ersten Blick schien sie kalt, egoistisch, leidenschaftslos, bei genauerer Prüfung dagegen unternehmend, enthusiastisch, fein empfänglich.

Indem ihr Blick sich der Thür zuwandte, anscheinend nach dem erwarteten Begleiter ausschauend, begegnete er auf einen Moment demjenigen Warrenders. Die Photographie, welche Helene Rilsyths Schreibtisch zierte, ließ Madame Fanos Augen kaum Gerechtigkeit widerfahren. In ihnen lag der Stoff zu tausend Vermutungen. War Madame Fano unglücklich oder sehnte sie sich nur nach Glück? Hatte sie das Beste bis zur Reize ausgekostet oder verlangte sie sehnsuchtsvoll nach dem ihr bisher vorenthaltenen Freudenbecher? War ihr das Leben gleichgültig oder hielt sie es zu hoch, um es in jenen oberflächlichen Frivolitäten zu vergeuden? Was bedeutete jener gefährliche Glanz in den dunkeln Augen und warum verband sich in ihnen so viel Ungefüg mit so viel Sanftmut und traumhafter Innigkeit?

Die von Madame Fano erwartete Person kam noch immer nicht und Warrender wollte es bedünken, wie wenn innere Ungebuld die grauen Augen dunkler und größer machte. Noch immer blickte er nach ihr hin, bewundernd und erwartend. Nun aber wandte Baruna die Blicke von der Thür und ließ sie abermals auf Warrenders Zügen ruhen; diesmal etwas länger. Sie regten seine Phantasie von neuem an. Es lag in ihnen sowohl Entschlossenheit wie auch eine Frage; sie waren königlich gebietend und zugleich ängstlich bittend. Un-

willkürlich und wie ihrem Rufe folgend, machte Warrender eine kaum merkliche Bewegung zu ihr hin. Da färbte ein leises Rot ihre blassen Wangen und ihre Lider senkten sich; ihre Lippen nahmen einen hochmütigen Ausdruck an. Sie erhob sich, als ob sie beabsichtige, ihren Platz zu verlassen, schien zu zögern und ließ sich dann mit abgewendetem Blick von neuem in ihrer Ecke nieder. So verblieb sie einige Augenblicke.

Plötzlich hörte er sie halblaut, aber hastig ein einziges Wort flüstern.

„Treize.“

Die Silbe schien unbewußt ihren Lippen zu entschlüpfen und sie zu erschrecken, wie wenn ein anderer sie hervorgebracht hätte. Sollte er etwa gesprochen haben? Er glaubte es fast einen Augenblick, als er sah, wie sie sich umwandte, und er den fragenden Ausdruck ihrer Augen bemerkte. Ihre dumpfe Gleichgültigkeit war gewichen; es war, wie wenn eine wohlbekannte Stimme sie aus Träumen geweckt hätte. Nochmals wiederholte sie leise, aber deutlich:

„Treize.“

Nun wurde sie unruhig. Ihre Hände, welche bis dahin unbeweglich gelegen, griffen krampfhaft nach dem Schloß ihres Mantels; dann streifte sie ihren Handschuh ab und zog aus ihrer Tasche eines jener in Monte Carlo gebräuchlichen Etuis hervor, die eine gewisse Anzahl Goldstücke fassen. Sie schüttete den Inhalt aus, zählte ihn sorgfältig durch, und nachdem sie die Stücke wieder hineingelegt, schien sie in Berechnungen verloren.

Der Saal füllte sich von neuem. Die Musiker hatten sich bereits eingefunden und ordneten ihre Instrumente. Warrender hörte das Rauschen eines Seidenkleides in seiner Nähe, und eine Dame, welche er gleichfalls nach einem Porträt, das er gesehen hatte, wiedererkannte, glitt an ihm vorüber und nahm den von Madame Fano reservierten Platz ein.

Selbst wenn er von keiner Verwandtschaft unter ihnen gewußt hätte, die Ähnlichkeit zwischen den beiden Damen würde ihm verraten haben, daß sie Mutter und Tochter seien. Ihre Züge glichen sich auffallend, nur besaß Mrs. Rilsyth nicht jene Würde und Selbstbeherrschung, welche in Madame Fano hervortraten. Ihr Lächeln war kindlich und unstät, sie hatte eine hastige, fast ängstliche Art, ihre Augen hin und her zu bewegen, ihre Kleidung war nachlässig, trotz der prächtigen Stoffe, und ihre Lippen waren nur halb geschlossen

und strasten eine gewisse Festigkeit Zügen, die aus ihren Augen sprach. Sie war unruhig in ihren Bewegungen, und weder ihre Züge noch ihr Körper schienen jemals in Ruhe zu sein, außer wenn sie sich mit Gewalt zusammennahm und ihr Antlitz zu einer fast unnatürlichen Friedlichkeit zwang. Sie beugte sich aufgeregt zu Madame Fano und flüsterte laut genug, daß Warrender die Worte hören konnte:

„Spielten sie nicht eben la danse Macabre?“

„Ja, Mutter.“

Mrs. Kilsyth sank in den Sessel zurück und blickte niedergeschlagen ins Leere.

„Ich kam vorhin an die Thür in der Absicht, dir Gesellschaft zu leisten,“ fuhr sie aufgeregt fort. „Aber als ich jene Musik hörte, war ich gezwungen, mich wieder zu entfernen. Weißt du noch, als sie hier zum letztenmal gespielt wurde? Der Renzi dirigierte, Cazalette saß dort drüben. Ich sehe noch seine Augen, wie er sie unverwandt auf dich richtete. Es gibt Gesichter, die einen verfolgen, und das seinige vergißt man niemals. Das ist nun fünf Jahre her.“

„Du träumst, Mutter. Wie oft wurde seitdem dieses Stück gespielt!“

„Aber ich habe es nicht gehört. Ich habe an solchen Tagen den Konzertsaal gemieden. An jenem Abend schien selbst die Luft schwer von etwas Herannahendem. Alles war Tollheit, Fieber, Aufruhr! Sieh mich nicht so sonderbar an. Die bloße Erinnerung gewisser Dinge regt mich auf. Du weißt, was Doktor Holt sagte, als er mich in seinen großen Stuhl setzte und mich durch und durch sah: ‚Madame, Ihr Temperament ist Ihr Fluch.‘ Ach, wäre ich doch eine jener Glücklichen, die essen, verdauen und schlafen! Baruna, es liegt heute wieder etwas Seltsames in der geistigen Atmosphäre.“

„Kommt es dir so vor?“ erwiderte Madame Fano mit Ruhe.

„Ich glaube, du hast recht. Das Schicksal schwebt über uns. Die Musik hat auch mich ergriffen. Ich entsinne mich genau des Abends, von dem du sprichst; es war der Vorabend des Tages — des Tages, an welchem ich meine Freiheit wiedererlangte.“

„Still!“ sagte Mrs. Kilsyth ungestüm, obgleich im Flüstertone, „du mußt nicht von Freiheit sprechen, nur Sklaven reden davon. Natürlich wir sind frei. Aber höre, Baruna, ich bin in Verzweiflung,“ dabei legte sie die Hand

auf den Arm ihrer Tochter. „Dein gestriger Traum war das Werk eines Lügenpropheten. Hundertundzwanzigmal setzte ich auf 34, das hundertundeinundzwanzigste Mal hatte ich den Louisdor in der Hand. Ich wußte, daß nun die Zahl kommen würde, aber die Hand des Verhängnisses hielt meinen Willen gefangen, ich vermochte nicht, das Geldstück hinzulegen. Du weißt ja, wie es mir geht; die Eingebung kommt und zu gleicher Zeit eine Art Erstarrung. Ich versuchte es mit *trente et quarante*. Da ging es mir nicht anders! Ich spielte geradezu für die Bank. Schwarz neunzehnmal hintereinander. Dabei hielt der Grieche die Bank. Weißt du es zu erklären? Du hattest noch niemals falsch geträumt. Du kostest mich heute zehntausend Franken.“

„Der Tag ist noch nicht zu Ende,“ erwiderte ruhig Madame Fano.

„Aber mein Beutel ist leer und ich wage es nicht, von neuem auf Bernhardt zu ziehen. Ich kann nicht weiter spielen, wenn du mir nicht einige Napoleons leihst.“

„Nein,“ sagte die Tochter traurig, aber entschieden. „Wir müssen bei unserer Abmachung bleiben. Du bist zu reizbar; hätte ich jemals den Anfang gemacht mit vereinzelt Napoleons, wir wären längst ruiniert.“

Mrs. Kilsyth erhob ihre Hände mit einer dramatischen Gebärde. „O, wie kalt du bist, wie berechnend!“ rief sie wie jemand, der den geringfügigsten Vorwurf ausspricht. „Großer Gott!“ fuhr sie hastig und mit zunehmender Aufregung fort, „wenn ich bedenke, was ich alles für dich geopfert, indessen du blind und unempfindsam bleibst! Es lastet ein Verhängnis über mir. Gerade als ich im Begriff stand, weiter zu setzen und alle meine Verluste wieder einzubringen, sprach mich Lord Bretland an. Der Teufel redete aus ihm. Wissen Sie, daß Cazalette binnen kurzem hier sein wird?“ sagte er. Ich schwankte, das Geldstück entfiel meiner Hand — darauf. ‚Rien ne va plus.‘ Es war des Schicksals Stimme, mein Glück war geschwunden. Baruna, hast du vergangene Nacht von Cazalette geträumt?“

Madame Fano fuhr zusammen und ihre Züge veränderten sich. „Mutter,“ flüsterte sie mit sanfter und doch schneidender Stimme, „bedenke, daß Leute in unserer Nähe sind, die sich über deine seltsame Art wundern müssen. Was sagtest du? Cazalette kommt hierher?“

„Die nächste Woche. Lord Bretland sprach ihn in Paris. Er erkundigte sich, ob wir in Monte Carlo seien. Baruna,

verlassen wir den Ort auf einige Zeit! Gehen wir nach Cannes, Florenz, Rom — an irgend einen Ort, der nicht Versumpfung bedeutet. Ich bin müde; ich habe in letzter Zeit so viel verloren, meine Nerven sind abgespannt. Eine Abwechslung würde mir heilsam sein. Ist erst Cazalette wieder fort, kehren wir zurück und bringen das Glück wieder mit. Dann kann ich ihm meine Schulden bezahlen."

"Du bist ihm Geld schuldig?" rief Baruna.

"Eine Kleinigkeit. Sprich nicht davon. Aber dieser Mensch ist ein Unglücksbote; ich habe die Gewißheit, daß uns etwas Trübes bevorsteht, wenn wir hier bleiben."

"Wir können jetzt Monte Carlo nicht verlassen, Mutter; wichtige Gründe halten mich hier zurück. Nicht lange ist's her, konntest du dich nicht zum Winteraufenthalt in Rom entschließen, so sehr ich auch bat, jetzt ist es zu spät. Warum möchtest du Cazalette aus dem Wege gehen?"

Mrs. Kilsyth antwortete nicht.

Madame Fano sah sie fragend, durchdringend an. „Mutter,“ sagte sie flüsternd und dennoch hörbar für Warrender, der zugleich die tiefe Trauer ihrer Züge bemerkte, „wollte ich dich von Monte Carlo hinweg begleiten, ich wäre der Blinde als Blindenführer. Wir möchten beide uns selbst entfliehen; wo könnten wir dies besser als hier? Und gerade jetzt könnte ich nirgendswow sonst leben. Es kommt mir nicht zu, dir vorzuwerfen, daß, falls deine Nerven zerrüttet, dies zum Teil deine eigene Schuld ist. Du solltest dich nicht vor schlaflosen Nächten fürchten. Sie sind furchtbar, ich weiß es zur Genüge, aber nicht schrecklicher als die Stimmung, die dir der künstliche Schlaf verursacht. In diesem Zustand des Körpers und des Geistes pflegt dein Gehirn Geister heraufzubeschwören; dazu gehört auch deine Furcht vor Oberst Cazalette. Ich wäre berechtigter als du, vor der Vergangenheit zurückzuschrecken, die er in mir wachruft; doch sieh, ich weiche nicht. Es läßt sich ihm eine Art böser Fascination über schwache Frauen nicht absprechen; doch wir wollen ihm trotzen. Laß uns zur Roulette zurückkehren, Mutter. Vertraue mir nur weiter und du sollst sehen, wie ich meine Eingebung auf die Probe stelle.“

"Ist es eine Nummer?" fragte Mrs. Kilsyth hastig.

"Die Bank ist verheert und du kannst der ausschweifendsten Phantasie folgen. Aber ich bitte dich, Baruna, begib dich nicht in die Gefahr, mit eigener Hand zu setzen. Hast du heute keine deiner Anbeter hier? Wo ist Alec Jordham? Dann ist auch noch Wrenzel . . ."

Barunas Lippe verzog sich spöttisch: „der war nur halb bei der Sache. Heute ist er der Schatten der Fürstin Tischakoff.“
„Dann St. George; niemals sah ich einen entzückteren Menschen. Aber die letzten Tage warst du dir ganz unähnlich, Baruna.“

Madame Fano ließ diese Bemerkung unerwidert. Das Orchester spielte eine streng klassisch gehaltene Gavotte von Corelli, ein leidenschaftsloses Stück, voll gezwungener Mouladen und zarter Appogiaturen. Als es beendet war, verließen beide Damen ihre Plätze, und Warrender folgte ihnen voll Neugierde und Staunen nach den Spielsälen.

Zweites Kapitel.

Numéro Treize.

Im zweiten Spielzimmer hatte die Menschenfülle ihren Höhepunkt erreicht und die Luft war unerträglich. Man hörte die gedämpften Stimmen, das Auftreten der Füße auf dem Parket, das Klingen der Münzen, das Schwirren der Scheibe und das Gerassel der Marmorkugel, alles zu einem undeutlichen Brausen vermischt und nur von Zeit zu Zeit durch den gleichmäßigen Ausruf der Croupiers unterbrochen.

Nirgendes bietet das Meer der Gesellschaft eine ebenere Fläche, als in Monte Carlo. Dieser äußere Friede hat etwas Groteskes, Empörendes; er ließe sich mit der todbringenden Ruhe eines auf der Lauer liegenden Ungeheuers vergleichen, oder der trügerischen Glätte des Flugsandes, wenn er sich über seinem Opfer geschlossen hat.

Mögen die Schrecken der Tiefe auch noch so grauig sein, der Uneingeweihte sieht nur stoische Ruhe oder frivolen Leichtsinns und es bedarf einer sehr geschärften Beobachtung, um den Heißhunger, die Sinnlichkeit, das unersättliche Verlangen nach Reizmitteln für abgestumpfte Empfindungen, die Verderbtheit und Verzweiflung zu erkennen, die unter jenen gespannten Muskeln, gemalten Wangen und jenem künstlichen Lächeln verborgen sind.

Dies alles empfand Warrender nur ganz unbestimmt: die Scene verwirrte ihn, trotzdem er das Gefühl der Ent-

täuschung nicht unterdrücken konnte. Er kannte Monte Carlo noch nicht lange genug, um sich an die seltsame Konzentration der Interessen zu gewöhnen, welche diese zahlreiche Versammlung gebannt hielt. Der Vorgang erschien ihm wie eine Illustration des Schicksals in seiner Wirkung auf die menschlichen Dinge. Er berührte ihn wie der Anblick einer orientalischen Opiumhöhle, wo alle in unnatürlicher Ruhe, in ihren Abstufungen vom Unbehagen zum seligen Entzücken einen eingebildeten Weg wandeln, der sie einem Scheinglücke zuführt, wo sich ein jeder der Wirklichkeit verschließt, nur dem vergifteten Einfluß des Augenblicks nachgebend.

Leute aus allen Schichten der Gesellschaft waren um den Roulettetisch versammelt. Die äußeren Reihen bestanden hauptsächlich aus Engländern, die von Nizza oder Mentone herübergekommen waren, ihr Gewissen unter dem Vorwand der Musik beschwichtigend und sich an dem Gedanken erfreuend, daß sie nun berechtigt wären, aus eigener Anschauung über die erniedrigende Wirkung des öffentlich geduldeten Spiels zu moralisieren. Diese verhielten sich meist als Zuschauer, außer wenn eine lustige Matrone oder unternehmende Miß ein Fünffrankenstück dem Gotte Zufall opferte und das Ergebnis mit einer Aengstlichkeit verfolgte und einer Mimik der Freude oder Enttäuschung, je nachdem das Geldstück verdoppelt oder weggeharkt wurde, die seltsam mit der unerschütterlichen Ruhe jener im inneren Kreise abstach, für die Gewinn oder Verlust vielleicht Lebensfrage war.

Hier berührten sich alle Typen, alle Nationalitäten; ein russischer Fürst schleuderte königlich seine Scheine hin dicht neben einem blutjungen Studenten, der mit jammervoller Miene eine seiner kleinen Geldrollen nach der andern dahinschwenden sah. Eine englische Gräfin, deren aristokratische Ruhe von dem Ausdruck unschönen Triumphs entstellt war, sammelte ihren Gewinn über die Schultern einer geschminkten und mit Schmutz behangenen alten Kokette, deren knochige Finger ihre Goldstücke vorsichtig auf verschiedene Nummern setzten.

Eine junge unschuldige Blondine beugte sich über den Stuhl ihres Gatten, Schulter an Schulter mit einer Pariser Schönheit zweifelhaften Rufes und dicht vor ihr saß der niedrigste Typus eines Gauners, unrafiert, ungekämmt, hager und mit trüben Augen, welcher sorgfältig das Spiel markierte, mit großer Vorsicht setzte und einen guten Teil seines Gewinnes einsteckte, indessen er von Zeit zu Zeit seinem Gegen-

über, einem abgekehrten, verlebten Wüßling, dessen zitternde Hände und tolles Spiel die Verzweiflung andeuteten, einen verächtlichen Blick zuwarf.

Madame Fano beobachtete schweigsam den Gang des Spiels. Das Verschwinden eines ausgebeuteten Spielers bildete eine Lücke und brachte Warrender an ihre Seite; ohne auch nur einen Muskel zu verziehen, schien sie sich seiner Nähe bewußt zu werden und warf ihm auch bald jenen fragenden Blick zu, der ihn im Theatersaal so erschreckt hatte. Er war überzeugt, daß sie ihn anzusprechen beabsichtige, und so fest hatte sie sich bereits seiner Sinne bemächtigt, daß diese Absicht ihn nicht einmal in Verwunderung setzte. Einen Augenblick zögerte sie, dann sagte sie zu ihm auf französisch mit ihrer silberklaren Stimme:

„Würde Monsieur wohl die große Güte haben, diesen Satz auf numéro treize zu legen?“

Sie reichte ihm eine Rolle Goldes, das Maximum, welches für eine einzelne Nummer gestattet war.

Warrender antwortete auf englisch in höflich kalten Worten: „Mit Vergnügen, Madame!“ und that, wie man ihn gebeten hatte. Unter den Spielern entstand ein leises Klüstern und etliche Augenpaare suchten umher, bis sie Madame Fano entdeckten.

Warrender beobachtete, daß drei oder vier der Spieler ihren Einsatz wechselten. Er fühlte instinktmäßig, daß Barunas Blick nicht auf den Tisch, sondern auf ihn gerichtet war und eine unendliche Aufregung brachte sein Blut in Wallung. Der dramatische Augenblick war gekommen; er fühlte, daß er ein Werkzeug des Schicksals geworden.

Die Scheibe setzte sich in Bewegung, die Kugel rollte in ihr Fach. „Rien ne va plus,“ sprach der Croupier in automatischer Eintönigkeit und — „Treize. Noir. Impair et Manque.“

Viele Augen wandten sich nochmals auf Baruna, die noch immer auf Warrender blickte und sich ganz ruhig verhielt, blaß und mit fest zusammengepreßten Lippen. Die Aufmerksamkeit, welche sie erregte, schien sie nicht einzuschüchtern. Einige Spieler lächelten bedeutungsvoll, zuckten mit den Achseln und vertieften sich von neuem in ihre Berechnung, indessen einige andere sie mit lebhaftem Interesse beobachteten, in der augenscheinlichen Absicht, ihrem Beispiel zu folgen, falls sie weiter spielen sollte. Ihr kühnes Wagnis schien auf ein unüberwindliches Glück oder ein unfehlbares System hinzudeuten, welches sie über das Spiel des Zufalls erhob.

Warrender schämte sich seiner Erregung, schämte sich des freudigen Triumphs, mit welchem er einen kleinen Haufen Goldes und etliche Scheine in Madame Fanos Hand legte. Er hatte erwartet, daß ein Lächeln zum mindesten ihn belohnen würde; jedoch zu seiner Enttäuschung ertete er keinen solchen Beweis ihres Dankes; in einigen kühlen Worten drückte sie ihm ihre Verbindlichkeit aus, ging mit stolzem Gruß vorüber, und bald sah er Mutter und Tochter ins Freie treten.

Warrender verweilte noch einige Augenblicke ohne zu spielen; denn seltsamerweise verspürte er keine Lust, sein oder Madame Fanos Glück noch weiter zu versuchen; doch fühlte er noch ihren Schatten in seiner Nähe. Die Art und Weise, in welcher sie seine Phantasie beherrschte, war unerklärlich und dennoch nicht wegzuleugnen. Die übrigen Männer und Frauen im Saal waren für ihn nur leblose, gemalte Automaten, sie allein hatte Fleisch und Blut, sie allein reizte seine Seelenkräfte. Trotzdem war der Streit, den sie in seinem Innern ansachte, nicht zu ihren Gunsten. Er hatte stets das Spiel verabscheut, wie viel mehr, wenn es sich in der Gestalt eines Weibes, in Helene Kilyths Schwester, darbot! Könnte er sich wohl Helene selbst vorstellen, wie sie die verpestete Luft dieser Spielhölle atmete? Er schauderte bei dem Gedanken. Und doch hatte er sie von ihrer Mutter in Ausdrücken, die an Anbetung grenzten, von ihrer Schwester mit Enthusiasmus sprechen hören.

Er mußte zugeben, daß Madame Fanos Wesen und der Charakter ihrer Schönheit mit dem Leben, welches sie zu führen schien, vollkommen im Widerspruch standen. War anzunehmen, daß sie nur die Sklavin der Spielwut ihrer Mutter sei? Nein. Die Unterhaltung, welche er mit angehört, bewies, daß auch sie diese Neigung teilte und daß beide die Opfer des erniedrigendsten Aberglaubens waren.

Stützte sich Barunas Borahnung auf einen Traum der vergangenen Nacht, auf eine Datenverbindung oder auf die Nummer, welche man ihr für ihren Regenschirm überreicht hatte? Oder — hier erinnerte er sich des rätselhaften Blickes, welchen sie ihm zugeworfen — wäre es möglich, daß er selbst in Beziehung zu ihrer Eingebung stünde und daß eine verhängnisvolle Inspiration die Wahl seiner Person als ihren Bevollmächtigten veranlaßt hatte? Die Art ihrer Ansprache ließ die Vermutung nicht zu, daß sie ihn vom Hörensagen oder nach einer Beschreibung als den Freund ihrer Schwester wiedererkannt habe; und so wenig gebräuchlich auch ihr Benehmen gewesen sein mochte, ihre stolze Abfertigung zeigte deutlich,

daß sie ihre Handlungsweise bereue und wohl einsah, daß sie sich dadurch einer falschen Beurteilung ausgesetzt hatte.

In diese Betrachtungen versunken, verließ auch er die Spielräume. Auf den Stufen, welche nach dem Square hinunterführten, wurde er von einer sehr hübschen, sehr modern gekleideten, treibhausblumenartigen jungen Dame angehalten, welcher sich ein ihm bekannter schöner, etwas ältklicher, fein gekleideter Mann mit zögernder Hingebung widmete.

„Nun, Herr Warrender,“ sagte die Dame, „wer hätte jemals geglaubt, Sie an einem so schlimmen Orte zu treffen? Seit wann sind Sie hier?“

„Seit ungefähr zwei Stunden,“ antwortete Warrender, den Gruß erwidern, ohne jedoch ganz genau über die Persönlichkeit der Dame im klaren zu sein. Die nächsten Worte ließen seine Zweifel schwinden.

„Als ich zuletzt von Ihnen hörte, hieß es, daß Sie verschüttete Städte wieder ans Tageslicht brächten, in Peru — oh! Mexiko. Danke, Lord Bretland, ich wußte, daß es mit Pizarro in Verbindung stand; aber wie Sie oft bemerkt haben, sind wir Australierinnen etwas flüchtig. Doch für eine Wilde bin ich bildungsfähig, das müssen Sie zugeben.“

„Für eine Wilde ist Ihr Geschmack in Bezug auf Toilette und Ihre Würdigung der besonderen Delikatessen, welche eine erweiterte und vervollkommnete Civilisation bietet, etwas ganz — ganz Außergewöhnliches,“ bemerkte Lord Bretland in seiner ruhigen trockenen Art, welche den Eindruck machte, daß er andere unliebsame Bemerkungen verschwiege.

Die junge Dame lachte und begegnete Warrenders fragendem Blick mit neckischem Lächeln.

„Nun gestehen Sie, daß Sie nicht im mindesten wissen, wer ich bin. Ich gebe Ihnen drei Minuten, um meinen Namen zu finden, sonst müssen Sie Strafe zahlen, und zwar zwölfknöpfige Handschuhe, 6¼, vergessen Sie es nicht, und schwedisches Leder,“ dabei hielt sie ihr schlankes, sorgfältig bekleidetes Händchen in die Höhe. „Inzwischen, während Sie Ihr Gedächtnis auf die Folter spannen, wollen wir einen Gang durch die Gärten machen, denn selbst meine Leidenschaft für die Toilette läßt mich die Atmosphäre des Casinos nicht länger als eine halbe Stunde hintereinander ertragen.“

„Läßt es denn Ihre Eitelkeit zu, Miß Crossbie, daß Sie glauben, mein Gedächtnis bedürfe eines Reizmittels?“ frug Warrender mit etwas gezwungener Galanterie. „Ich entsinne mich noch lebhaft eines Picknicks im Wazong-Scrub, wo Sie

mit diesen nämlichen Händchen einen Kuchen verfertigten; ein anderes Mal sah ich Sie die Wähler Ihres Vaters über die Vorteile der Schutzzölle haranguieren, und vordem hatten Sie die Güte, mich auf dem Brummeisen zu unterrichten.“

„Ach, erlassen Sie mir die Schande all dieser Erinnerungen. Die Civilisation hat Wunder an mir gewirkt; mein Gatte begann bereits in Australien meine Erziehung und Lord Bretland vervollkommnet das Werk hier in Monte Carlo. So, nun haben Sie Ihre Wette verloren, Mr. Warrender. Dachten Sie, daß ich es Ihren amerikanischen Freundinnen nachmache und auf eigene Faust ganz Europa durchreise? Wenn Sie heute abend mit uns im Hôtel des Anges speisen wollen — und Sie werden dort, nebenbei gesagt, eine ganze Anzahl Engel zu sehen bekommen, nur fürchte ich, daß einige davon den himmlischen Sphären nicht mehr angehören — dann stelle ich Sie dem General Featherstone vor und auch noch jemand Anderem, weit Anziehenderem, wenn Sie nicht bereits diese Bekanntschaft gemacht haben.“

„Ah! ja, dafür kann ich bürgen,“ sagte Lord Bretland. „Raum eine halbe Stunde ist's her, daß ich Warrender das Maximum auf numéro treize setzen und Madame Fano den Gewinn reichen sah.“

„Nun, das muß ich sagen, da haben Sie Ihre Zeit nicht verloren, Mr. Warrender; doch rate ich Ihnen, vorsichtig zu sein. Wissen Sie, daß Madame Fano der Vampir genannt wird? Gräßlich, nicht wahr? Doch das Unheimliche liegt mehr in ihrem Wesen als in ihrer Person, wie Sie wohl schon selbst entdeckt haben werden.“

„Ich habe nichts entdeckt,“ antwortete Warrender mit unterdrücktem Eifer, der Mrs. Featherstone nicht entging, „als daß Madame Fano eine reizende Frau ist, deren größte Eigentümlichkeit darin zu bestehen scheint, daß sie es liebt, an einem überfüllten Tisch Roulette zu spielen, und daß es mir vergönnt war, vermöge der Länge meines Armes ihr heute nachmittag behilflich zu sein.“

„Eine Eigentümlichkeit, welche eine Menge anderer Leute hier mit ihr teilen,“ sagte Mrs. Featherstone. „Von alledem glaube ich nichts, Mr. Warrender; beichten Sie lieber, daß dies nicht das erste Mal ist, daß Sie für Madame Fano einsetzten.“

„Es ist vollkommen wahr, Mrs. Featherstone, daß ich Madame Fano nie vor dem heutigen Tage gesehen,“ antwortete Warrender kühl.

„Apropos!“ unterbrach ihn Lord Bretland, „Sie werden

sich unserer Begegnung bei Kilsyth's erinnern? Wir gingen damals mit der ganzen Gesellschaft zum Milizball in Hallingsford. Sie haben sich gewiß nicht minder als ich über den Tod des armen Sir John entsetzt."

"Sir John Kilsyth ist tot?" rief Warrender blaß und verstört. "Wie ist das möglich? Ich habe nichts davon erfahren. Sie wissen, daß ich England vor mehr als drei Monaten verlassen habe. Ich war in den Hinterwäldern Amerikas, außer dem Bereich aller Zeitungen."

"Und woher kommen Sie denn nun?"

"Von Paris; ich war nur eine Nacht auf englischem Boden. Sagen Sie mir, wie und wann das Unglück geschehen ist."

"Auf der Jagd, vor zwei Monaten; sein Pferd warf ihn ab. Armer Sir John! Ein wenig Puritaner und ein bißchen veraltet, aber ein prächtiger alter Knabe! Es ist sehr traurig für seine Nichte, obgleich sie es, wie ich hörte, immer bedauerte, nicht unter die Vormundschaft ihrer Mutter gestellt worden zu sein. Nun ist die Reihe an Mrs. Kilsyth; ich will nur wünschen, daß Fräulein Helene die Familienmanie nicht noch weiter entwickelt."

Warrender schwieg. Eine Menge schmerzlicher Erinnerungen verwischten den Eindruck der beiden letzten Stunden. Noch einmal wurde seine Seele von dem Bildnis Helenes erfüllt; rein, lauter, majestätisch strahlte sie in seiner Erinnerung und es schien ihm wie eine Entweihung, sie mit dieser Umgebung in Zusammenhang zu bringen. Er konnte ihren Namen nicht aussprechen. Welches Recht hatte er um sie zu sorgen? Er war zu stolz und selbstbewußt, um Fragen zu stellen, welche die Wunde, die sie ihm geschlagen, verraten hätten. Er wandte sich plötzlich an Mrs. Featherstone.

"Sie sprachen von Madame Fano?"

"Vielleicht sollte ich mir die leise Anspielung zu nütze machen und mich schweigsam verhalten, da Sie ja mit ihrer Schwester auf vertrautem Fuße zu stehen scheinen. Lord Bretland, Sie haben Ihre Diplomatie umsonst vergeudet; Mr. Warrender und ich sind alte Freunde und stehen nicht auf ceremoniellem Fuß miteinander. Wo steckt nun das Geheimnis? Steht er im Begriff, Miß Kilsyth zu heiraten, oder war seine Großtante eine entfernte Cousine von Monsieur Fanos Großmutter? Ich habe übrigens erfahren, daß Oberst Cazalette demnächst auf der Bildfläche erscheinen wird und ich beabsichtige, mich bei ihm zu erkundigen, in welcher Weise Madame

Fano sich einer beschwerlichen Last entledigt hat. Ich bin überzeugt, daß er in alle Geheimnisse von Mrs. Kilsyth eingeweiht ist; denn wenn sein Name genannt wird, gebärdet sich die alte Dame noch verrückter als sonst. Ich kann nicht unbedingt glauben, daß Monsieur Fano so ganz allein seinen Schlaftrunk bereitet habe. Es ist gar so leicht, einen plötzlichen Tod mit einer zu großen Dosis Morphium zu erklären."

Lord Bretland lachte etwas verlegen.

"Meinen Sie?" sagte er in seiner verneinend fragenden Art. "Es würde gar viel erforderlich sein, um Mrs. Kilsyth umzubringen. Ich habe sie eine halbe Flasche Laudanum hinunterschlucken sehen, das kann ich bezeugen. Sie ist zu Zeiten etwas sonderbar, was ich mir immer auf diese Weise erkläre."

"Heißt es, daß die arme Madame Fano ihren Gatten vergiftet habe?" fragte Warrender. "Die Biographie dieser Dame verspricht ja sehr interessant zu werden. Bitte, fahren Sie fort, Mrs. Featherstone; meine Bekanntschaft mit Miß Kilsyth berechtigt mich nicht dazu, für ihre Familie eine Lanze zu brechen."

"Gut, setzen wir uns," erwiderte Mrs. Featherstone, sich auf eine Bank niederlassend und durch eine kleine Armbewegung Warrender andeutend, daß auch für ihn Platz an ihrer Seite sei. "Sahen Sie je einen so schönen Abend? Das Farbenspiel der Wellen erinnert mich an den Hafen von Sydney, und wahrhaftig, diese dünnen, schwächtigen Gummibäume stimmen mich ganz gefühlvoll."

Drittes Kapitel.

Erklärende Unterhaltung.

Niemals hatte wohl das kleine Fürstentum einen bestückenderen Anblick gewährt. Die Sonne verschwand hinter den leuchtenden Kuppeln und Spitzen des Casinos, die winzige Halbinsel lag wie schlafend am Busen des Meeres und fern gen Süden, kaum daß eine Grenzlinie sichtbar war, vermischte sich das weite Meer mit dem Himmelsblau. Höher hinauf sah man einen goldenen See, ganz bedeckt mit kleinen purpurroten Inselchen, und noch weiter oben dunkle schwellende Wolken, von goldenem Schaum gekrönt. Destlich breitete sich ein rötlich

flammender Schimmer über Land und Wasser aus, die Hügel bei Mentone in rosenfarbenen Schleier hüllend. Die näher liegenden Anhöhen, Mont Agel und Mont Bataille, erhoben sich rauh und kahl und bildeten den dunkleren Hintergrund für freundliche Villen und tropische Gärten. Dicht unter ihrem Gipfel schlang sich die weiße Cornice-Strasse im Zick-Zack gegen Roquebrune, ein von der Sonne beleuchteter Fleck, der aussah, als wäre er von dem aufragenden Felsen herabgeglitten.

„Madame Fano gehört zu Monaco wie die Tête du Chien oder der Palast der Grimaldi,“ fuhr die hübsche Australierin fort. „Jene Villa,“ auf einen orientalischn-phantastischen, von Oliven und Palmen halb versteckten Bau weisend, der links von ihnen zu sehen war, „gehört Mrs. Kilsyth. Aber augenblicklich wird sie umgebaut, so daß beide Damen sich den Engeln unseres Hotels zugesellt haben.“

„Ist Mrs. Kilsyth schon lange Witwe?“ fragte Warrender in Gedanken. „Doch ja, ich besinne mich. Wer war sie?“

„Wenn es sich um Familienkunde handelt, müssen Sie sich an Lord Bretland wenden; denn meine genealogischen Kenntnisse sind noch die elementarsten. Lord Bretland, wer war Mrs. Kilsyth?“

„Sie war eine Witwe,“ erwiderte langsam Lord Bretland.

„Das setzen wir voraus. Aber Witwen pflegen nicht als solche auf die Welt zu kommen. Wer war Madame Fanos Vater?“

„Der Ueberlieferung nach wäre er ein orientalischer Gelehrter gewesen. Seine Herkunft liegt im Dunkel begraben, aber man sagt, er habe dem auserwählten Volke angehört. Er schrieb ein Buch über vedische Mythologie und starb, noch ehe er das Glück hatte, die kindlichen Züge von Madame Fano zu erblicken. Seine trauernde Witwe nannte nun zur Erinnerung Varuna nach dem gleichnamigen vedischen Gott, ohne Rücksicht auf das Geschlecht desselben.“

„Das ist alles sehr klar,“ sagte Mrs. Featherstone. „Jedenfalls ist es mir eine Genugthuung, solche Kenntnisse zu sammeln. Ein Herr Namens Varuna war mir bisher nicht vorgestellt, denn die vedischen Götter sind nicht sehr bekannt im Busch. Nur weiter, Lord Bretland; die Biographie von Mrs. Kilsyth verspricht interessant zu sein.“

„Ja, das meine ich auch; wenn man sie nur von ihr selbst vernehmen könnte. Mrs. Kilsyth ist in vielen Dingen sehr offen und mittheilfam, jedoch nicht in allen, ihrer Vergangenheit zum Beispiel. Ich hörte einmal, sie stamme aus Südamerika und

ihr Vater sei im Irrenhaus. Ich vermag ihre Geschichte nur flüchtig zu skizzieren, Mrs. Featherstone. Die interessante Witwe des orientalischen Gelehrten widmete sich der Erziehung ihrer Tochter und dem näheren Studium gewisser Systeme in Homburg und Baden — Systeme, die sich auf die Geheimnisse der Zahlen beziehen, doch hatte sie nicht immer Glück. Die Luft der Kurfälle ist ungesund, Fräulein Baruna wurde krank und mußte nach dem Engadin, wo es leider keine Spielbanken gibt. Aber es heißt ja, daß — eine Zeitlang wenigstens — die Liebe ebenso mächtig an- und aufregend wirken soll wie das Spiel; Leidenschaft, Aberglaube, Hysterie bilden die drei Seiten eines moralischen Dreiecks. Reginald Kilsyth war in Pontresina. Es gibt in der Familie zwei Besitzungen und zwei Religionen. Marelands ist Majorat. Dieser Zweig ist seit den Tagen Cromwells protestantisch, ich könnte sagen puritanisch gewesen, während Hallingsford seit Generationen einer jüngeren, katholischen Linie angehört hat, bis — in Ermangelung anderer Erben — der alte Sir William, der Vater des verstorbenen Barons und des Reginald, von dem hier die Rede ist, beide vereinigte. Er hätte mit den Glaubensunterschieden gern kurzen Prozeß gemacht, aber Reginald ließ merkwürdigerweise die Traditionen des Ortes auf sich einwirken, bekehrte sich ohne weiteren Zwang und wurde, als er Hallingsford erbte, ein eifriger Katholik; ja es hieß sogar, er werde sich dem Priesterstande widmen; doch unsere bestrickende Freundin machte dem ein Ende. Die reizende Witwe fing plötzlich an, für Mystik und Religion zu schwärmen; sie sehnte sich nach den unschuldigen und häuslichen Freuden des Lebens und seufzte nach geistlicher Labung. Eine Zeitlang sah man sie nicht mehr in den Spielzimmern, sie wurde katholisch und Kilsyth heiratete sie.“

Lord Bretland unterbrach sich, in dem Bewußtsein, etwas energisch gesprochen zu haben. Ja, er war dramatisch geworden und seine Fischaugen schoßen Blicke nach seinen Zuhörern, die beide außerordentlich gefesselt schienen. Mrs. Featherstone nickte ihm lächelnd zu.

„Das muß sehr lange her sein?“

Lord Bretland schüttelte betrübt mit dem Kopf. „Ja, ja. Ach, Mrs. Featherstone, Sie haben mich zu einem Geständnis meines Alters verleitet. Vor achtzehn Jahren war ich ein junger Mann und hielt mich auch in Pontresina auf.“

„Nun,“ sagte Mrs. Featherstone mit Entschiedenheit, „mich wundert es nicht, wenn Ihr Freund nicht in den geistlichen Stand trat. Abgesehen von ihrer Schönheit, die ohne Zweifel

bedeutend war, muß Mrs. Kilsyth, falls sie mit fünfundzwanzig Jahren ebenso redselig, so unlogisch und so amüßant war, wie ich sie heute kenne, geradezu unwiderstehlich gewesen sein.“

„Jedenfalls,“ fuhr Lord Bretland fort, „hat Reginald Kilsyth niemals aufgehört, seine Frau zu vergöttern, obgleich er sich sehr bald von ihrer Unzuverlässigkeit überzeugete. Es war zu hübsch, wenn er ihre Excentricitäten zu entschuldigen versuchte. Allmählich gewöhnte er sich daran, sie wie ein verzogenes Kind zu behandeln und im ganzen fügte er sich mit guter Miene in das Unvermeidliche, indem er sich durch ihre Einfälle belustigen ließ. Inneres Gleichgewicht ist durchaus nicht erforderlich, um eine Frau liebenswert zu machen; je wechselnder ihre Grillen, desto größer der Reiz.“

„Ich kann Ihnen nur beipflichten,“ erwiderte Mrs. Featherstone, „wenn ich bedenke, welche Gattung von Frauen die Männer zumeist am Narrenseil herumführt.“

„Nun, um auf diese arme Mrs. Kilsyth zurückzukommen, das Leben in England stimmte mit ihrem aufgeregten Temperament nicht überein und die alljährliche Brunnenkur in Homburg wurde ihr Bedürfnis. Der Beichtstuhl verlor seine Reize, aus purer Verkehrtheit schwor sie ab und stürzte sich der Abwechslung halber in den Atheismus.“

„Aber ich muß sagen,“ unterbrach ihn die australische Dame, „daß Mrs. Kilsyth jetzt eine strenge Katholikin ist. Sie spielt nicht in der Osterwoche und niemals sah ich ein größeres Jammerbild.“

„Mrs. Kilsyth hat in religiöser Beziehung zahlreiche Phasen durchgemacht. Religion ist Oberst Cazalettes schwache Seite, und er war es, der sie späterhin der Kirche wieder zuführte. Aber Kilsyth hatte ihren Abfall tief empfunden. Tollheiten, sogar die gelindere Form des Lasters, konnte er mit Leichtigkeit verzeihen, nicht aber Mißachtung seines Glaubens; dies bewies sein zu jener Zeit verfaßtes Testament. Nach seinem Tode, der ungefähr zehn Jahre nach seiner Verheiratung eintrat, stellte sich heraus, daß er sein Gesamteigentum Helene vermacht hatte unter der Bedingung, daß sie streng katholisch erzogen würde; seinen Bruder hatte er zum Vormund ernannt. Mrs. Kilsyths natürliche Rechte wurden knapp anerkannt, und nur für den Fall, daß Sir John nach dem achtzehnten Lebensjahre Helenes mit Tode abging, würde es ihr gestattet sein, bei ihrer Mutter Aufenthalt zu nehmen; auch wurde Mrs. Kilsyths Erbteil dergestalt den Händen der Kuratoren überantwortet,

daß glücklicherweise die Erben von Monsieur Blanc nur ihr jährliches Einkommen verschlingen können."

"Und Madame Fano?" forschte Warrender weiter.

"Baruna, welche diese Jahre hindurch unter dem Dache ihres Stiefvaters geweilt hatte, wurde natürlich in seinem Testament nicht erwähnt. Sie und Mrs. Kilsyth verließen England gemeinschaftlich. Der gute Sir John, welcher seine Schwägerin so haßte, wie es überhaupt in seiner Natur lag, eine Frau zu haßen, war froh, sie los zu werden. Sie können sich die Scene vorstellen: die kleine Helene, mit flehendlichen Thränen am Halse ihrer Mutter, welche auf dieses Kind jederzeit einen wahren Zauber ausgeübt hatte, Baruna kalt und verächtlich; Mrs. Kilsyth rasend, ihrer Leidenschaft die Zügel schießen lassend, eine Tigerin, der man ihr Junges raubt. Arme Frau! Wenn auch ihre Empfindungen ungerregelt und flüchtig, echt sind sie jedenfalls, solange sie vorhalten."

"Lord Bretland, sind Sie derartig von Mrs. Kilsyths Reizen verblendet, daß Sie ihre Tugenden und Absonderlichkeiten so erschöpfend zergliedern und nicht bemerken, daß es die Tochter ist, für welche Mr. Warrender ein so tiefes Interesse empfindet?"

"Baruna Fanos Geschichte ist eine der Tragödien von Monte Carlo," sagte Lord Bretland mit Ernst. "Mutter und Tochter nahmen hier ihren Wohnsitz und gerieten in ganz eigentümliche Gesellschaft. Mit siebzehn Jahren wurde Baruna in Nizza an einen hübschen, aber rüden, liederlichen Wüstling verheiratet, für dessen Gebahren es nur eine Entschuldigung gab: seine Unmäßigkeit in Opiumgenuß. Man fand ihn eines Tages an einem Uebermaß von Morphem gestorben, und die größte Wohlthat, die er jemals seiner Frau erwiesen, war die, daß er sie verwitwet, verarmt und mit einem blödsinnigen Kinde zurückließ. Der Selbstmord wurde niemals ganz klar erwiesen, aber Fano hatte große Summen verloren und die Administration that alles mögliche, um die Angelegenheit zu vertuschen."

Lord Bretland beendete hiermit seinen Bericht und es entstand eine Pause. Warrender machte keine Bemerkungen über die seltsame Geschichte, aber die Spitzen seines Schnurrbarts kauend, blickte er wie abwesend auf die See hinaus. Lord Bretland bemerkte alsbald, diesmal ohne jede dramatische Betonung, daß sie gegen alle Vorschriften und Gebräuche der Riviera sündigten, indem sie hier nach Sonnenuntergang verweilten.

Mrs. Featherstone erhob sich: „Nun, so kommen Sie, Mr. Warrender, Sie speisen mit uns und ich stelle Sie meinem Gatten vor. Ich kann Ihnen nicht den Platz neben der Zauberin versprechen, aber ich lade Sie ein, heute abend 11¹/₂ Uhr in meinem Salon zu erscheinen, wo Sie sie finden werden. Wir gedenken bei Punsch und lustiger Gesellschaft das neue Jahr anzutreten. Wo haben Sie Wohnung genommen?“

„Ich glaube, daß mein Gepäck nach dem Hôtel des Anges befördert wurde,“ erwiderte Warrender. Mrs. Featherstone äußerte ganz besonderes Entzücken bei dieser Nachricht und erging sich in einem Lobgesang über die Küche des Hotels. Als sie dem Square zuschritten, näherte sich ihnen eine kleine Gruppe, die aus einer schlanken, elegant gekleideten Dame, einem starken, etwas geröteten und lustig dreinschauenden Deutschen und einem bleichen, melancholisch aussehenden Mann in reiferen Jahren bestand, in dessen Aeußerem sich eine Art militärischen Wesens mit dem eines Dilettanten eigentümlich paarte und welcher den Eindruck hinterließ, als mache er fort-dauernd Anstrengungen, um sich in widrigen Verhältnissen zurechtzufinden.

„Dies ist mein Gatte,“ flüsterte die hübsche Australierin. „Wie sollte ich ihn wohl klassifizieren? Es gibt so eine Art Menschen, denen man überall begegnet, zu denen gehört er nicht. Seine starke Seite ist Musik; er versucht es, eine Oper zu komponieren, und wenn er nicht in Harmonieen schwelgt, ist er ganz außerordentlich gesprächig. Jene Dame an seiner Seite bewohnt das Hotel. Wieviel Seife und heißes Sodawasser gehörte wohl dazu, um alle Stärke und Steifheit aus ihr herauszubringen? Mrs. Livingstone, gestatten Sie mir, Ihnen Mr. Warrender vorzustellen. Herr Braunstein, haben Sie dem Jules die nötige Unterweisung gegeben wegen unseres heutigen Punschschmausens? Mein Gatte, General Featherstone — Mr. Warrender.“

Als die gegenseitige Vorstellung beendet war, löste sich die Gruppe auf und Warrender gesellte sich zu Lord Bretland.

„Es spricht nicht sehr für die Begabung eines civilisierten Menschen, wenn er dem schalen Gewäsch, das hier zu Tage gefördert wird, noch irgend einen Reiz abgewinnen kann,“ bemerkte Lord Bretland, der in seiner Art ein wenig Philosoph war. Hier habe ich nun die letzten zwei Monate lang die Welt studiert, wie sie sich im engsten Raum zusammengedrängt findet. Ich genieße wohl den Vorzug, mich in meine Villa, wo ich Sie übrigens morgen zum Frühstück erwarte, zurückziehen zu

können, wenn das Schauspiel allzu traurig wird; aber es ist keine Frage, daß der Anblick all des Leichtsinns, des verstockten Lasters und der künstlichen Reizmittel für übersättigte Naturen sehr lehrreich ist. Heutzutage erleben wir unsere Satiren, anstatt sie zu schreiben. Man erblickt hier das ganze sociale System aus der Vogelperspektive."

"Für Sie mag das unterhaltend sein," sagte Warrender ungeduldig; "mich macht es krank. Es gibt kein stärkeres Beispiel von dem Einfluß, welchen dieses Leben auf edlere Naturen ausüben kann, als die Geschichte, die Sie vorhin erzählten."

"Arme Madame Fano! Sie müssen sie nicht ganz nach dem beurteilen, was über sie gesagt wird. Ich glaube, daß ihre unglückliche Ehe sozusagen ihr Herz versteinert hat. Diese Frau — ich bin davon durchdrungen — ist der größten Hingebung fähig, sie opfert alles dieser niedrigen Spielwut. Man nennt sie den 'Vampir', aber nicht in dem Sinne, wie Sie vielleicht vermuten, denn ich glaube nicht, daß sie jemals im Leben schwach gegen einen Mann gewesen ist. Sie ist leidenschaftslos, unnahbar und rein wie Edelweiß . . ."

"Doch warum, warum . . ." fiel ihm Warrender hastig in die Rede und hielt ein.

"Warum laufen ihr die Männer nach wie die Berrückten und stürzen sich in Abgründe aus Verzweiflung über ihre Kälte? Weil die Huldigungen einer gewissen hohen Persönlichkeit zuerst die Aufmerksamkeit auf sie lenkten, weil ihre Kälte die Neugierde reizt und die Köpfe erhitzt, und weil sie dem Aberglauben huldigt, daß sie kein Spiel gewinnen könne, wenn nicht ein Mann, der sie liebt, für sie einsetzt. Sehen Sie nicht die Ideenverbindung? Sie ist stolz, abgestumpft, unglücklich, sie steht unter einem Bann, von dem nur eines sie erlösen kann; lehret sie lieben und der böse Zauber ist gebrochen."

"Sie sind noch immer ein halber Dichter, Bretland."

"Nein, nur ein Beobachter; aber so viel Poesie besitze ich noch, um dem Glauben zu huldigen, daß es für ein Weib nur einen Beherrscher des Weltalls gibt: die Liebe. Ich habe meine Theorie über Baruna; sie ist nicht, was sie scheint. Diese Frau ist das Opfer irgend einer geheimen Angst nicht vor einem bestimmten Feinde, sondern vor den gebannten Mächten, die in ihrer eigenen Natur schlummern. Eines Tages werden diese ihre Fesseln sprengen und sie wird eine andere werden. Hier sind wir bei mir. Kann ich Ihnen ein Glas Sherry anbieten vor der Table d'hôte?"

Warrender lehnte die Einladung ab. Anstatt jedoch seine

Schritte nach dem Gasthof zu lenken, wandte er sich von neuem dem Garten zu, und auf einer dem Meere gegenüberliegenden Bank Platz nehmend, überließ er sich einer schwermütigen Träumerei. Seine Gedanken wanderten etliche Jahre zurück, bis zu der Zeit seiner ersten Begegnung mit Helene Kilsyth.

Viertes Kapitel.

Ein Rückblick.

Raum vierundzwanzig Jahre alt, wurde Georg Warrender zum Privatsekretär des Gouverneurs einer der entferntesten englischen Kolonien ernannt.

Er war der zweite Sohn seiner Eltern und erfreute sich nicht der glänzendsten Lebensaussichten. Borerwähnte Anstellung hatte er dem Einfluß seines Vaten, eines ihm unbekanntem excentrischen Herrn, zu verdanken, der ganz plötzlich sein Augenmerk auf ihn geworfen hatte. Mr. Boynsett, der unverheiratet und wohlhabend war, sprach den Wunsch aus, die Bekanntschaft seines Vaten zu machen, und lud Georg ein, ihn auf seinem Landsitz Branches zu besuchen. Einige Tage vor dem Antritt seiner großen Reise begab sich Georg dorthin.

Sein Wirt war kränklich, führte ein sehr beschauliches Dasein und blieb den größten Teil des Tages in seinem Studierzimmer. Warrender hielt sich gern im Freien auf und liebte jeden Sport; der Monat April konnte ihm jedoch wenig Derartiges bieten, daher verbrachte er die Stunden mit ziellosen Spaziergängen.

Die angrenzende Besitzung hieß Hallingford-Abbey und gehörte einer römisch-katholischen Familie, welche ihren Reichtum vornehmlich einer daselbst entdeckten großen Kohlengrube verdankte. Der frühere Besitzer war vor kurzem gestorben und das Gut wurde für die Erbin, ein kleines zehnjähriges Mädchen, verwaltet.

Diese Einzelheiten erfuhr Warrender zufällig während seiner Unterhaltung mit dem Gärtner in Branches. Der Gegenstand war von keinem weiteren Interesse für ihn, nur daß er um die Erlaubnis gebeten hatte, Hallingford-Abbey zu besichtigen, ohne dieselbe erhalten zu haben. Indessen war er ein großer Natur-

freund und die Wälder von Hallingsford hatten für ihn eine bedeutende Anziehungskraft.

Er wandelte mit Entzücken durch die schattigen Wege, wo sich das junge Grün mit dem verwitterten Braun vermischte und die toten Blätter des vergangenen Jahres unter seinen Füßen knisterten. Der Weißdorn zeigte seine zarten Sprossen und das Haselgebüsch fing an, sich zu verdichten. Der Boden war mit Glockenblumen und Primeln gesprenkelt und die lieblichen Waldanemonen beugten ihre reizenden Köpfehen. Die Strahlen der Sonne erzitterten auf dem mit zahllosen Weilchen bestreuten Moos, das einen wohlthuenden Geruch von Walderde verbreitete.

So da zu liegen und dahinzuträumen, die Augen auf das unendliche Blau des Himmels gerichtet oder durch das vielverzweigte Grün der Gebüsche blickend, war ihm ein Hochgenuß.

Der Wind rauschte, bald lauter, bald leiser, durch die knospenden Zweige, dann stimmten die Vögel ihren Gesang an, und es war ein lustiges Gewirr von langgezogenen süßen Tönen und dem leichten Triller der Buchfinken. Blötzlich glaubte er noch etwas zu hören; es war weder der Wind, noch waren es Vögel, und es schien aus einer schattigen Vertiefung, die von Haselstauden und Farngebüsch begrenzt war, hervorzugehen. In seiner augenblicklichen Stellung konnte er keinen Blick hineinwerfen; aber er täuschte sich nicht, er hörte das Schluchzen eines Kindes.

Dies war kein gewöhnlicher Ausdruck kindlichen Kummers; das Schluchzen war dumpf und halb erstickt, wie wenn es aus dem Innersten hervorkäme. Zeitweise ließ es etwas nach und dann ertönte es jammervoll: „Mama, Mama. Ach komm, Mama!“

„Armes kleines Ding!“ sagte Warrender vor sich hin. „Ob es sich verirrt hat, oder ob seine Mutter gestorben ist? Wie kann ich ihm nur beistehen?“

Er erhob sich und näherte sich vorsichtig dem lauschigen Plätzchen. Die Stelle war ihm bekannt; er befand sich jetzt auf einer felsigen, rechts und links abfallenden Anhöhe, dicht unter ihm die schattige Tiefe, davor eine weite Ebene, ganz von Gräsern, Moos und Frühlingsblumen bedeckt. Einige hohe Tannen hatten sich fest an einen kleinen Felsen geklammert, welcher mit Epheu überwachsen war. Auch eine ländliche Bank stand hier und darauf lag ein kleines Mädchen. Ihr Köpfehen war in ihren Armen vergraben, aber eine Menge blonder Locken fiel über ihre Schultern. Seinem Dafürhalten

nach konnte sie kaum mehr als zehn oder elf Jahre alt sein, und ihre Glieder erschienen sehr zart für ihr Alter. Ihr schlanker Körper krümmte sich vor Qual, und von Zeit zu Zeit wiederholte sie ihr Schreien: „Mama, Mama!“ dann weinte sie still vor sich hin. Auf einmal setzte sie sich auf, und ihre bloßen Arme ausstreckend, rief sie verzweiflungsvoll: „Ach, ich kann es nicht länger ertragen! Ich bin so einsam! Warum bin ich nicht bei dir, Mama? Warum sind sie so grausam, warum lassen sie mich nicht zu meiner Mutter?“

Nach diesem Ausbruch schien eine Art Reue über sie zu kommen; sie faltete fromm die Hände und betete. Warrerender konnte ihr Gesicht nicht sehen, aber er hörte und beobachtete ihre Worte und Gebärden, die so kindlich und doch so verständig waren. Er hörte, wie sie die heilige Mutter Gottes anflehte für ihre Mutter und sich selbst und in den naiven Ausdrücken des katholischen Ritus ihren Heiligen anrief. Armes Kind! Nein, glückliches Kind! Für sie war die ungesehene Welt eine lebendige Wirklichkeit.

Ihr Gebet schien sie beruhigt zu haben; mit trauriger, doch ergebener Miene erhob sie sich und trat aus dem Schatten hervor. Nachdem sie einige Schritte zurückgelegt hatte, wandte sie sich, so daß er sie deutlich erblicken konnte. Niemals hatte er ein so kummervolles, ernstes Gesichtchen gesehen. Wie war es möglich, daß man ein so zartes Kind in die Welt hinausgestoßen hatte!

Sie war eigentümlich, fast phantastisch gekleidet, daher die Vermutung, daß sie erst kürzlich verwaisst sei, nicht gerechtfertigt schien. Sie trug ein dunkelrotes, reich mit Spitzen verziertes Sammetkleid von elegantem Schnitt und ihr goldenes Haar lag in Ringeln um ihre Stirn, wie er es schon auf alten Bildern gesehen hatte. Ihre Augen blickten unendlich traurig, als ob sie fortwährend von einem peinigenden Gedanken gequält würde.

Eine unbeabsichtigte Bewegung seines Fußes ließ einen Stein den Abhang hinunterrollen, was ihre Aufmerksamkeit auf ihn zog. Ihre Augen begegneten den seinen, und einen Schritt hervortretend, lüftete er wie entschuldigend den Hut.

Der Ausdruck des Staunens, welchen ihre Züge annahmen, und etwas unbewußt Gebietendes in der Art und Weise, mit welcher sie seinen Gruß entgegennahm, ließen ihn gleich erraten, daß er die junge Herrin von Hallingford vor sich habe.

Er beeilte sich, den Abhang hinunterzukommen und stand barhaupt vor ihr.

„Sie haben mich beobachtet,“ sagte das kleine Mädchen leicht errötend. „Thaten Sie es absichtlich? Was thun Sie

hier? Es ist niemand erlaubt, diesen Wald zu betreten, er wäre denn mit meinem Onkel befreundet." Sie unterbrach sich hier, sah ihn zuerst fragend an, dann, als sie augenscheinlich über seinen Stand im klaren war, fügte sie hinzu: „Sie sind ein Gentleman, nicht wahr?“

Warrenders Herz klopfte vor Mitleid und Interesse; er vermochte nicht zu lächeln.

„Ich denke wohl,“ antwortete er. „Ich kenne zwar Ihren Onkel nicht, aber derjenige, bei dem ich mich aufhalte, hat die Erlaubnis, hier zu lustwandeln.“

„Wie heißt er?“ antwortete sie mit der Würde einer kleinen Prinzessin.

„Herr Poynssett.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich habe ihn niemals nennen hören und habe Sie niemals gesehen, aber Ihre Züge gefallen mir. Sie erinnern mich an das Bild von Johannes dem Täufer in Marelands. Wollen Sie ein bißchen da bleiben und mir etwas erzählen? Sie sehen freundlich aus und wie wenn Sie die Leute glücklicher machen könnten. Das möchten Sie doch gern, nicht wahr?“

Der ernste und gerade Blick des Kindes, das Zucken ihrer Lippen und die altkluge Genauigkeit ihrer Ausdrucksweise, welche Zeugnis dafür ablegte, daß sie viel mit Erwachsenen zusammengelebt, rührten Warrender außerordentlich. Er folgte einer einladenden Bewegung und setzte sich zu ihr auf die Bank, indes sie ihn unverwandt ansah. Ihr ernster Blick schien eine Antwort auf ihre Frage zu fordern.

„Von Herzen wünschte ich dir beistehen zu können, mein Kind,“ sagte er. „Ich hörte dich weinen, und gerade weil ich dir gern geholfen hätte, blieb ich stehen. Sage mir, was dich bedrückt. Ich bin zwar nur ein Fremder, aber du thust mir sehr leid.“

Sie streckte ihm die Hand hin mit jenem kindlichen Vertrauen, das so selten getäuscht wird. „Sage mir, warum du so unglücklich bist, mein kleines Mädchen,“ setzte er hinzu.

„Ich sehne mich nach meiner Mutter,“ antwortete sie mit unaussprechlicher Trauer. „Sie ist fort und man läßt sie nicht zu mir zurückkehren.“

„Wo ist sie?“

„In Italien oder Frankreich, ich weiß es nicht genau. Im Hôtel des Etrangers zu Nizza wohnen sie.“

„Sie?“ fragte er verwirrt.

„Ja, ich habe noch eine Schwester. Sie ist viel älter als

ich und sehr groß; sie gleicht niemand, den ich kenne, so schön ist sie. Sie pflegte nicht zu lachen, zu tanzen und zu singen wie die Mutter, sie war ernst und hatte viel Freude am Lesen. Sie war immer lieb und gut gegen mich. Ich habe sie sehr gern.“

„Wer gestattet deiner Mutter nicht, zu dir zurückzukehren?“ fragte er im höchsten Grade erstaunt.

„Ich weiß es nicht. Niemand kennt sie hier außer Onkel John, und dieser sagte mir, er könne daran nichts ändern und zöge es vor, nicht von ihr zu reden. Mein Vater hat vor seinem Tode irgend etwas niedergeschrieben, doch weiß ich nicht was, und das ist die Ursache. Dies hier pflegte ihr Heim zu sein, und nun heißt es, daß sie kein Recht habe, hier zu sein, und daß Gott ihr zürne, weil sie nicht betet und zur Kirche geht.“

„Ist sie denn nicht katholisch?“

„Sie war es früher; ach, ich erinnere mich noch daran, wie sie mich nach der Kapelle führte, mich hinknien ließ, und ich dachte, sie sei wie die heilige Jungfrau, nur schöner, wenn das möglich wäre. Aber der Vater Clifford sagt, daß böse Ratschläge sie zum Uebel verleitet haben, daß ich nur Gnade für sie erbitten kann und mich gedulden muß, bis diese ihr gewährt wird. Wie werde ich das erfahren? Glauben Sie, daß es ihr je gestattet werden wird, hierher zurückzukehren?“

„Das kann ich unmöglich wissen,“ erwiderte Warrender. „Vielleicht kannst du zu ihr gehen, wenn du älter bist.“

Das Kind schüttelte mit dem Kopf. „Nein, ich muß immer hier bleiben, außer wenn ich mit Onkel John nach Marelands gehe. Bin ich erst einundzwanzig Jahre alt, dann gehört mir dieses Gut, dann kann ich auch frei handeln. Ich werde große Macht besitzen. Die Kirche wird Ansprüche an mich stellen, sagt Vater Clifford. Wenn ich heirate und Kinder bekomme, müssen sie Katholiken werden, und ich darf nur einen Katholiken heiraten.“

Warrender lächelte zu diesem naiven Bericht. „Du bist . . .“ begann er zögernd, da er sich nicht genau auf den Namen der kleinen Erbin besann.

„Ich bin Helene Kilsyth.“

„Und hast du keinen, der dich lieb hat und sich um dich kümmert? Darfst du so allein durch den Wald streifen?“

„O, es sind eine Menge Leute da, die für mich sorgen,“ sagte das Kind, „aber niemand, der mich liebt, nicht wie früher. Sie meinen, ich sehe den Unterschied nicht, weil ich nichts sage;

aber man weiß es schon, ob man geliebt wird; es ist, wie wenn es in der Luft läge; man fühlt es. Schmeichelei ist keine Liebe, auch nicht, wenn einem alles gestattet wird. Das Fräulein ist sehr gut, aber sie freut sich immer sehr, wenn Vater Clifford mich abholt oder wenn sie sich ein klein wenig erkältet hat, wie heute, und sie dann am Kamin sitzen und Warmbier trinken kann, anstatt mir Unterricht zu geben. Und wenn ich sie bitte, mich in den Wald gehen zu lassen, sagt sie ja, weil ich im Hause so unruhig bin; und wenn ich verspreche, nicht außer Hörweite von Sophie zu gehen, darf ich hier sitzen. Sophie sitzt drüben in der Allee; sie sagt, es könne mir nichts geschehen, wenn ich mich nicht weiter hinauswage; und es ist niemand gestattet, ohne Erlaubnis den Wald zu betreten."

"Liebe kleine Helene," sagte Georg, "ich freue mich, daß ich hierher gekommen, wäre es auch nur, weil ich dich in deinem Kummer sah. Mir scheint, daß dieses Plauderstündchen dir wohlgethan hat. Weinst du oft so wie heute oder fühltest du dich ganz besonders unglücklich?"

"Ich war so trostlos," flüsterte das Kind. "Wohl deshalb, weil ich nicht brav genug bin," fügte es mutlos hinzu, "nicht, weil Gebete vergeblich sind. Ich habe so von ganzem Herzen gebetet."

"Um was, mein Kind?"

"Sie kennen die Geschichte der Heiligen?" Er wagte nicht, ihr verneinend zu antworten, um ihr Vertrauen nicht zu erschüttern, und sie fuhr fort: "Sie kamen öfter zu Kindern als zu Erwachsenen und meistens in Wäldern oder an ruhigen Orten. Die ganze vorige Nacht lag ich wach und dachte an die heilige Lucie und wie ihre Gebete für ihre Mutter erhört worden sind, und ach," rief sie begeistert, die Hände faltend, "was ist der Körper im Vergleich zu der Seele!"

"Und so hofftest du, daß dir heute einer der Heiligen erscheinen würde, um dir zu versichern, daß deine Gebete erhört worden seien?"

"Es wäre so unendlich schön, zu denken, daß mein Schutzengel auch über meiner Mutter wacht und uns zu einander bringt. Dann würde ich mich eher gedulden und nicht fürchten, daß, bis die zehn Jahre meiner Minderjährigkeit vorüber sind, meine Mutter mich vergessen haben könnte."

"O, wie wäre das möglich!" rief Warrender aus. "Warum solltest du das befürchten? Ihr dürft doch wohl einander schreiben?"

"Meine Mutter beantwortet nur selten meine Briefe. Sie

wird nur ungerne an mich gemahnt, eben weil sie mich so sehr liebt; es macht sie elend, es macht sie krank. Ich darf sie nicht unglücklich machen, daher spreche ich wenig von dem, was mein Herz bewegt, wenn ich an sie schreibe. Vielleicht denkt sie wie die übrigen, daß ich leicht vergesse, weil ich ein kleines Mädchen bin. Ach, könnte mir doch jemand, der es versteht, sagen, ob es recht ist, nicht an meine Mutter zu denken! Dann wäre es ja besser, sie wäre gestorben, alsdann könnte ich für sie beten."

Des Kindes Thränen strömten von neuem. Sie kämpfte dagegen an, aber es wollte ihr nicht gelingen, sie zu unterdrücken und tiefbewegt bemühte sich Warrender, sie zu beschwichtigen und zu Herzen. Ein Weilchen später, nachdem sie sich etwas beruhigt hatte, sah sie in naiver Hingebung zu ihm auf. Das Vertrauen eines Kindes ist so schnell gewonnen; da gibt es keine konventionellen Schranken zu durchbrechen, ehe man das innere Heiligtum erreicht.

"Mein kleines Helenchen," sagte Warrender, "ich kenne weder deine Mutter noch den Grund eurer Trennung; aber ich kann dir sagen, was ich denke und fühle und was sicherlich das Beste für dich ist. Unsere Gebete werden nicht immer so erhört, wie wir es erwarten. Wir bitten oft um etwas, als ob unser Leben davon abhinge, und klagen bitterlich, wenn das, wonach wir verlangen, uns nicht gewährt wird. Indessen kann es uns in ganz anderer Weise gewährt werden, als wir gehofft hatten."

Hell leuchtete das Antlitz des Kindes. "Ich sehe es nun, die heilige Lucie hatte ich gerufen und statt dessen kamen Sie."

"Nein, das hatte ich nicht sagen wollen. Ich kann dir leider wenig nützen, denn ich gehe morgen fort von hier."

"Fort!" wiederholte sie bestürzt. "Wohin?"

"Nach einem so weit entfernten Ort, daß dir wohl dessen Name fremd sein wird. Ich verlasse Freunde und Verwandte und werde fast ebenso einsam sein wie du. Siehst du, Helene, es scheint ein Gesetz in diesem Leben obzumwalten, das uns nicht gestattet, bei denen zu weilen, die wir lieben. Lebten wir nur durch unsern Körper und gäbe es nichts, das über Sehen und Hören geht, es wäre furchtbar; aber es liegt etwas in uns, das selbst die weitesten Meere überbrückt, das denjenigen, bei welchem unsere Gedanken weilen, fast zwingen kann, an uns zu denken; das ist die Liebe. Und wo sie einmal empfunden worden, da kann sie niemals aussterben, sie ist so wirklich wie wir selbst, ja wirklicher, denn sie über-

dauert uns. Wenn dies die gewöhnliche Liebe ist, wie stellst du dir nun die Liebe einer Mutter vor? Die Mutterliebe, mein Kind, ist ein Bestandteil der Natur, ein Gesetz an sich. Also mußt du niemals deine Gedanken an die Mutter zurückdrängen; sie werden ihren Einfluß nicht verfehlen und du ahnst gar nicht, wieviel Gutes du ihr dadurch erweisen magst. Laß sie dein Schutzengel sein, liebe sie stets, denke an sie und bete für sie. Fürchte niemals, sie könne dich vergessen, denn das ist ganz unmöglich, und gedenke der Wahrheit dessen, was ich dir sage. Die Zuneigung läßt Entfernung und Trennung verschwinden; du wirst nicht mehr einsam sein, wenn du ihrer gedenkst und des Tages, welcher euch zusammenführt. Zehn Jahre sind kein so langer Zeitraum; sie werden bald vergehen. Ich kenne etliche Eltern in Indien, die gezwungen waren, ihre Kinder weit wegzuschicken, und sie erst wiederzusehen, als dieselben erwachsen waren. Sie vergaßen sie darum doch nicht."

Er hielt inne. Helene war ihm näher gerückt und beugte sich jetzt vor, um ihm ins Gesicht zu schauen; ihre ganze Seele lag in ihrem Blick. „Ach, sage mir mehr, noch mehr!“ rief sie.

„Schmerz, Trennung und Schweigen sind oft niemand's Schuld,“ fuhr Georg fort, „sondern nur durch die Wechselfälle des Lebens herbeigeführt; oft ist es schwer, die Leiden und Geheimnisse des Lebens als unvermeidlich hinzunehmen, und wir verlangen blindlings nach demjenigen, das uns nicht heilsam wäre, wenn es gewährt würde. Also bitte nicht, daß Wunder um dich geschehen, mein armes Kind, und erwarte nicht, daß die Heiligen vom Himmel zu dir herabsteigen. Gott weiß dir anders zu helfen; er sendet dir Trost durch die Lebenden.“

Des Kindes Augen schienen größer und verklärter zu werden; sie öffnete die Lippen, wie um jedes Wort, das er aussprach, aufzufangen. Warrender hatte sich durch seine eigene einfache Beredsamkeit hinreißen lassen.

In diesem Augenblick wurden sie durch lautes Rufen in einiger Entfernung unterbrochen: „Miß Helene, Miß Helene, es ist Zeit, hineinzugehen!“ Das Kind schreckte auf und erhob sich. Warrender stand gleichfalls auf.

„Das ist Sophie,“ sagte Helene. „Ich versprach, zurückzukehren, sobald sie mich rufen würde. Leben Sie wohl, Sie guter, guter Mann. Ich werde alles behalten, was Sie mir gesagt haben, ich werde an die Brücke der Liebe denken und werde täglich und allabendlich meinem Herzen diesen Weg weisen zum Herzen meiner Mutter. Ach, wie haben Sie mir bei-

gestanden! Sie waren so gut gegen mich! Ich will auch an Sie denken, immer. Nennen Sie mir Ihren Namen."

Warrender schrieb seinen Namen auf ein Blatt seines Notizbuches und reichte es ihr. Sie buchstabierte die Silben nach Kinderart.

"Georg Warrender. Adieu, Georg Warrender! Ich möchte, du bleibst hier und müßtest nicht fort. Hoffentlich bleibst du nicht gar zu lange fort. Ich werde dich niemals vergessen."

Warrender ergriff die kleine Hand und küßte sie ritterlich.

"Ich auch dich nicht; doch möchte ich so gern wissen, ob du mit der Zeit glücklicher wirst. Ich bin dessen zwar gewiß, aber ich werde mir darüber Gedanken machen, und es würde mich sehr freuen, wenn du mir eines Tages schreiben wolltest, um mir zu sagen, daß du dich nunmehr glücklicher fühlst, nur das eine. Willst du es thun?"

"Sehr gern," erwiderte Helene. "Doch sage mir, wohin ich schreiben soll?"

Er notierte eine Adresse in leserlichen Zügen auf den Streifen Papier, den er ihr gegeben hatte.

"So! Das ist zwar nicht mein Bestimmungsort, aber ein Brief an diese Adresse erreicht mich immer, und mit der Zeit kehre ich wieder."

Ein Strahl der Freude erhellte das traurige Antlitz des Kindes.

"Dann werde ich vielleicht erwachsen sein und hier in Hallingsford nach Belieben schalten und walten können. Und dann besuchst du mich? Versprich, daß du mich dann besuchen willst."

"Ich verspreche es dir gern," antwortete Georg. Hierauf, mit einem langen ernstern Blick, wandte sich das Kind ab und verließ ihn.

Fünftes Kapitel.

Wieder in der Heimat.

Etliche Monate später erhielt Warrender einen Brief, dessen kindliche Aufschrift auf die Adresse lautete, welche er Helene gegeben, und den man an ihn weiter befördert hatte.

„Mein lieber Georg Warrender!

Ich schreibe dir, weil ich es versprochen und weil ich wirklich glücklicher bin. Ich schrieb nicht früher, weil wir nach Marelands gezogen sind. Das Fräulein hat uns verlassen, und jetzt ist eine andere Dame bei mir, die mich mehr lieb hat, und ich habe viel zu arbeiten. Aber hier gibt es keinen Wald und keine Kapelle, keine richtige Kapelle. Und es gab nichts, das mich glücklicher machen konnte, als an das zu denken, was du mir gesagt hast. Johannes der Täufer ist dir wirklich ähnlich. Onkel John war so gütig und ließ das Bild in ein kleines, oben gelegenes Zimmer bringen, welches zur Andacht hergerichtet worden ist. Es erinnert mich an dein Gesicht. Meine Mutter hat mir lange nicht geschrieben. Meine Schwester Baruna hatte sich verheiratet; jetzt ist ihr Mann gestorben und sie hat ein kleines Kind, das immer krank ist, so daß meine Mutter sehr unglücklich ist. Weißt du noch, wie du mir sagtest, daß Gott uns Trost durch die Lebendigen schicke? Da, wo sie sich aufhielt, lebte auch ein braver, guter Herr. Ich denke mir, daß er dir ähnlich sein muß. Vater Clifford sagt, durch ihn seien meine Gebete erhört worden, denn nun ist meine Mutter zu unserem Glauben zurückgekehrt. Er zeigte ihr den Weg. Ich bin sehr glücklich darüber. Ich fühle mich niemals vereinsamt, wenn ich an meine Mutter denke. Bei Nacht träume ich von ihr und bei Tag male ich mir ihre Züge aus, so schön, so gut, so innig. Vielleicht lernst du sie einstmals kennen.

Ich habe dir nichts weiter zu sagen, nur daß ich dich niemals vergessen werde. Ich hoffe, daß du bald zurückkehrst und dein Versprechen nicht vergißt. Bist du auch katholisch? Ich möchte es so gern wissen. Bist du auch reich? Ich glaube es kaum, sonst wärst du nicht so weit weggegangen. Wenn du nicht reich bist, möchte ich dir so gern von meinem Gelde abgeben, am liebsten die Hälfte, denn du hast mir sehr geholfen, und ich verbleibe

deine dich liebende Freundin
Helene Rilsyth.“

* * *

Herr Bohnsett war gestorben und Georg Warrender hatte seine Besizung Branches hinterlassen.

Der junge Mann befand sich in Mexiko, als ihn diese Nachricht erreichte, doch hatte er es nicht eilig, nach Europa zurückzukehren, da seine Arbeit nicht vollendet war. — Durch

die Erforschung einer entschwundenen Civilisation wurde seine ganze Thatkraft in Anspruch genommen und er blieb, bis er alle die Untersuchungen zu Ende geführt, welche ihm seine Mittel gestatteten, dann schiffte er sich nach England ein. Er freute sich, sein Vaterland wiederzusehen, und empfand eine gewisse Genugthuung bei dem Gedanken, daß er nun die Mittel besitze, ungestört seinen Lieblingsstudien leben zu können. Zunächst ging er nach seiner Heimat, verbrachte einige Wochen bei seinen Verwandten, und es verging mehr als ein Jahr, ehe er sein neues Reich betrat.

Als er die Besitzung in Augenschein nahm, seine Bekanntschaft mit der Dienerschaft erneuernd, lebte alles das wieder in ihm auf, was ihn damals so lebhaft beschäftigt hatte und bis jetzt tief in seiner Erinnerung eingegraben lag.

Er fragte seinen alten Freund, den Gärtner, ob Hallingford-Abbej zur Zeit bewohnt sei und ob sich Miß Kilsyth noch immer bei ihrem Onkel aufhalte.

Der alte Mann nickte. „Das muß sie, bis sie mündig ist. Miß Helene ist eine schöne junge Dame und wird einen Haufen Geld mitbekommen. Es ist nur schade, daß sie so fest an ihrem Glauben hängt. Aber gut ist sie gegen jedermann, Protestanten wie Katholiken, und die Armen hüpfen vor Freude, wenn es heißt, daß die Herrschaft nach Hallingford zurückkehrt. Das geschieht nur einmal im Jahr zur Jagdzeit, denn wie Sie sich wohl denken können, ist Sir John lieber in Marelands, das ihm gehört. Jetzt sind sie alle im Schloß und wie es heißt, haben sie Gäste.“

Warrender ging weiter dem Walde zu. Er dachte an das Versprechen, welches er dem kleinen Mädchen gegeben, und ob sie wohl noch daran denke; vielleicht ahnte sie gar nicht, daß ihr eintägiger Freund und der neue Besitzer von Branches eine und dieselbe Person seien. Er erinnerte sich der Scene im Forst, wie wenn sie sich erst gestern zugetragen hätte, des kleinen Mädchens Angst und Kummer, seiner Thränen. Ob sie wohl noch einsam durch die Wälder streifte, hoffend, daß die heilige Lucie oder Helene vom Himmel herabgesandt würde, ihr des Lebens Lasten tragen zu helfen? Er lächelte vor sich hin, als er, seine unbewußte Absicht ausführend, den bekannten Waldweg einschlug. Er malte sich lebhaft ihre Züge aus und sah das reine und klaräugige Kind, dessen Händchen er beim Abschied so ritterlich geküßt hatte, deutlich vor sich.

„Ob sie mich heute wohl noch Johannes dem Täufer ähnlich finden wird?“ sagte er vor sich hin.

Es war Hochsommer, der Boden war nicht mehr so bunt geprenkelt, auch war die Luft nicht so belebend wie zur Frühlingszeit. Das Laub der Gebüsche war dicht und dunkel, die Farne bedeutend in die Höhe geschossen. Nur ganz leise flüsterten die Blätter, so still war die ganze Atmosphäre. Zuweilen stürzte ein erschrockenes Häschen vorbei oder es flatterten die jungen Fasanen im niederen Gebüsch und von Zeit zu Zeit ließ sich der Kuckuck hören und das Girren des Täuberichs; aber die Vögelin hatten sich gepaart und die Lieder der trillernden Sänger waren verstummt.

Den Befehlen der Dichtung gemäß hätte nun Helene, das Weib, dort stehen müssen, wo Helene, das Kind, Warrender lebwohl gesagt hatte. Hatte er wirklich gehofft, sie da zu finden? Und wenn nicht, warum die Enttäuschung? Helene war nicht zugegen, alles andere aber genau so, wie es seinem Gedächtnis eingeprägt war: die epheubewachsene Felswand, die rauhe Bank, der Moosteppich, die schönen Tannen, auch der Haselstrauch, hinter welchem er einst so mitleidig den Schmerzsausesbruch der kleinen Erbin belauscht.

Noch eine Weile zögerte er, darüber nachgrübelnd, ob sie ihn wohl vergessen habe. Am liebsten hätte er sie gleich auf die Probe gestellt, aber die Furcht vor einem größeren Kreise fremder Menschen hielt ihn zurück. Er schlug den ersten besten Pfad ein und erreichte endlich eine freie Anhöhe, welche ihm einen günstigen Ausblick auf das stattliche Schloß gewährte. Die Hauptfront desselben war augenscheinlich neu aufgebaut worden, und vor derselben lagen breite schöne Rasenflächen und Gartenanlagen, die in einen prachtvollen Park ausliefen, welcher nördlich von dem eben durchstreiften Wald begrenzt war. Der interessanteste Teil des Baues lag mehr nach der andern Seite, wo sich das frühere Kloster und die Kapelle befanden. Das Refektorium der frommen Brüder war zu Wirtschaftszwecken verwendet worden und der Weiher zugeschüttet. Eine lange und schmale Reihe von Tarusbäumen erstreckte sich in länglichem Biereck vor dem Hause und bildete einen dunkeln, aber malerischen Hintergrund zu dem altmodischen Garten, welcher durch eine niedere Hecke von den eleganteren und glänzend geschmückten Anlagen getrennt war.

Warrender durchkreuzte den Park und erreichte bald die Tarusalley, kaum daran denkend, daß dies wohl schwerlich der richtige Eingang zum Schlosse sein dürfte. Durch ein kleines eisernes Gitter gelangte er in die Allee, doch so dicht war der Schatten der alten Bäume, so düster, schweigsam und geheimnis-

voll erschien der Ort im Vergleich zu dem heiteren Grün und dem fröhlichen Sonnenschein, die er soeben verlassen, daß es ihm vorkam, als sei er aus der heutigen Welt in eine ferne Vergangenheit versetzt worden.

Er erblickte ein Klostergitter und zerbröckeltes Mauerwerk. Gegen die Mitte der Allee war die gerade Linie unterbrochen, die Bäume standen dort weniger regelmäßig und im Mittelpunkt befand sich eine kleine Plattform, worauf ein Schrein mit einem Marmorbild der Mutter Gottes angebracht war. Zu Füßen derselben lag eine Fülle frischer Blumen, die augenscheinlich fromme Hände hierher gebracht hatten. Von weitem konnte Warrender den kleinen Pavillon nicht sehen, da derselbe von den herabhängenden Zweigen einer Eibe verdeckt war. Als er näher hinzutrat, befand er sich zu seiner Ueberraschung einer jungen Dame gegenüber.

Sie stand auf den moosbewachsenen Stufen der Plattform und näherte sich mit einem Lächeln der Höflichkeit eher als des Willkommens, augenscheinlich in der Erwartung, einen Gast des Hauses hervortreten zu sehen; als sie sich jedoch beim ersten Blick überzeugt hatte, daß ein Fremder vor ihr stehe, schien sie überrascht und blieb stehen.

Warrender zog den Hut ab und sie grüßte flüchtig; dann, als sich beide ansahen, leuchteten ihre Züge plötzlich auf. Er hatte sie ohne Mühe wiedererkannt, denn ihr Gesicht, früher zu alt für ihre Jahre, hatte sich wenig verändert und er fand denselben lebenswürdigen Anstand, die reine Stirn, den klaren, traurigen Blick, den nämlichen Ausdruck von Unschuld und sehnsüchtigem Verlangen, der ihn bei dem Kinde entzückt hatte.

„Entsinnen Sie sich meiner?“ sagte er einfach. „Ich bin Georg Warrender.“

Sie reichte ihm ihre Hand mit unverhohlener Freude. „Ach, wie freue ich mich, Sie wiederzusehen! Niemals konnte ich jenen Tag im Walde vergessen, an dem Sie so gütig gegen mich waren. Schon an der Stimme hätte ich Sie wiedererkannt. Also, Sie haben Ihr Versprechen gehalten?“

„Ich wagte kaum zu hoffen, daß Sie sich dessen erinnern und mich willkommen heißen würden; aber ich war entschlossen, mich selbst davon zu überzeugen.“

„Ich entsinne mich einer Menge von Dingen, die Sie betreffen,“ antwortete Helene leicht errötend; „unter anderem meines Briefes. Ich muß wohl ein recht dummes kleines Mädchen gewesen sein, Herr Warrender, und wie müssen Sie über mein kindisches Wesen gelächelt haben! Ich wollte mein

Vermögen mit Ihnen teilen, nicht wahr?" Sie lachte leise vor sich hin. "Und nun sind Sie der Besitzer von Branches und werden sich hier niederlassen. Wie seltsam! Wir erfuhren Ihre Ankunft erst gestern; Onkel John kann es gar nicht erwarten, Sie kennen zu lernen; er ist hinübergeritten, um Sie zu besuchen. Wenn Sie ihn später hier treffen — denn Sie werden doch zum Frühstück bei uns bleiben — werden Sie hören, daß er eine Einladung zum Speisen für Sie zurückgelassen."

"Es ist sehr gütig von Ihnen, Miß Kilsyth, mir gleich so wohlwollend zu begegnen. Sie wissen, daß ich hier in jedem Sinne des Wortes ein Fremder bin; selbst Mr. Poyntsett kannte ich kaum, obgleich er mein Pate war, und in Branches bin ich niemals gewesen, außer auf kurze Zeit damals, als ich so unbescheiden war, Ihr Besitzum zu betreten."

"Und seitdem waren Sie abwesend?" fragte Helene. "Ich höre, daß Sie in Mexiko gewesen und jene wunderbaren verschütteten Städte entdeckten; Sie müssen mir noch davon erzählen. Ich finde es viel merkwürdiger, daß Sie sich meiner noch erinnern, als umgekehrt; außerdem hatte ich Ihr Bildnis als Erinnerung." Dabei lächelte sie. "Jetzt sind Sie Johannes dem Täufer nicht mehr ganz so ähnlich wie damals, nur daß Sie auch so ernst aussehen. Entsinnen Sie sich noch, mir gesagt zu haben, daß die Liebe zwischen Mutter und Kind niemals aufhören könne, weil sie ein Gesetz der Natur sei? Wie recht hatten Sie. Es bedurfte für mich nur der Zeit, um dies zu erkennen. Meine Mutter und ich sind uns seitdem niemals begegnet, nichtsdestoweniger treten wir uns immer näher. Sie ist nun eine eifrige Katholikin. Bedenken Sie, welches Band uns verknüpft und wie ich mich in Gedanken auf sie stützen und mein Leben nach der Vorstellung modeln kann, die ich mir von dem ihrigen mache. Sie schreibt mir sehr oft, niemals lange, aber stets herzliche Briefe, in welchen sie mich ermutigt, ihr alles zu sagen, was mich bewegt; das Zusammensein mit ihr und meiner Schwester ist der Traum meines Lebens, er wird schon einmal verwirklicht werden."

"Sie müssen sich wohl noch zwei oder drei Jahre gedulden?"

"Ja. Während dieser Zeit bleibe ich natürlich bei meinem Onkel, und dann kehre ich nach dem geliebten Hallingford zurück und Mutter und Schwester kommen zu mir. Wie glücklich werden wir dann zusammen sein! Onkel John und die Mutter sind gegeneinander eingenommen, denn das Testament meines Vaters hat sie gegenseitig entfremdet; bin ich aber erst

einundzwanzig Jahre alt und ist seine treue Vormundschaft beendet, werden sie sich schon kennen und schätzen lernen. Doch," setzte sie hinzu, "ich halte Sie da mit Dingen auf, welche Ihnen eigentlich nur geringes Interesse bieten dürften. Obgleich mir ist, als kenne ich Sie ganz gut, Herr Warrender, sind wir kaum mehr als Fremde füreinander, und ich sollte daran denken, daß die Zeit der Kindheit nun vorüber."

"Ach, entziehen Sie mir Ihr Vertrauen nicht!" rief Warrender lebhaft. "Der Gedanke an Ihre kindliche Zutraulichkeit hat mir oftmals wohlgethan; es war wie eine Mahnung an meine Ehre. Ich habe so oft an Sie zurückgedacht. Sie wissen gar nicht, wie es mich freut, Sie so wohl, so glücklich zu sehen!"

Ein Schatten trübte das Antlitz des jungen Mädchens.

"O ja, ich bin glücklich; doch glaube ich kaum, daß es in meiner Natur liegt, mich lauter Fröhlichkeit hinzugeben. Dies werden Sie mir gern glauben, Herr Warrender, wenn ich Ihnen sage, daß diese Tarusallee mein Lieblingsaufenthalt in Hallingford ist. Ist dies nicht ein merkwürdiges Plätzchen? so still und düster. In den seltenen Fällen, wo wir uns zur Sommerzeit hier aufhalten, sitze ich oft in mondschein hellen Nächten hier. Sie können sich die Schönheit des Anblicks gar nicht vorstellen, die lebhaften Kontraste zwischen den tiefen Schatten und dem Silberlicht. Kamem Sie von ungefähr hierher?"

"Durch einen glücklichen Zufall," sagte Warrender, "da ich Sie hier angetroffen habe. Ich hatte so halb und halb die Absicht, einen Besuch auf dem Schlosse abzustatten; als ich jedoch hörte, daß Sie das Haus voller Gäste hätten, schreckte ich zurück; denn es wäre doch eine große Verlegenheit gewesen, wenn Sie mich nicht wiedererkannt hätten."

"Sie sehen, daß diese Gefahr ganz ausgeschlossen war. Wollen wir nun ins Haus gehen? Auch die Fremden werden Ihnen nicht so furchtbar erscheinen; übermorgen, nach dem Milizball in der Kreisstadt, verlassen sie uns fast alle. Der eine, Lord Bretland, kennt Sie oder wenigstens Ihre Verwandten. Er war's, der mir von Ihren Leistungen und Ihren Wanderungen erzählt hat. Was haben Sie nicht alles gesehen, Mr. Warrender! Die Fidji-Inseln! Dahin gingen Sie doch zuerst? Australien! Mexiko! Kennen Sie Monaco?" fragte Sie ganz plötzlich.

"Das böse kleine Fürstentum? Nein."

"Warum böß? Kennen Sie nicht die Geschichte von der

heiligen Devotia, wie ihr Geist in Gestalt einer Taube das Boot, in welchem der Leib dieser Märtyrerheiligen lag, nach seinem Ruheort an jener Küste lenkte?"

In diesem Augenblick sah sie dem Kind Helene so ähnlich, daß er unwillkürlich lächeln mußte.

„An dieses Märchen denkt man dabei zum wenigsten,“ antwortete er. „Der Name ist mit einer Spielhölle identisch und man hört viel von Selbstmord und Elend daselbst.“

„Es ist kein Märchen!“ rief sie lebhaft aus. „Sie sind nicht Katholik?“ fügte sie dann langsamer hinzu.

„Nein,“ antwortete er.

Sie sah ihn eine Minute lang an und Enttäuschung und eine ängstliche Frage waren deutlich in ihren ausdrucksvollen Zügen zu lesen. „Wir leben sozusagen außer der Welt,“ sagte sie gedankenvoll, „und ich werde mir wohl niemals eine klare Vorstellung von dem Uebel, welches das Spiel anrichtet, gemacht haben. Es mag wie mit den Schenten sein, die sich nicht abschaffen lassen und dennoch so viel Leid verschulden. Aber es muß auch viele Menschen geben, die nicht um des Spieles willen nach Monaco gehen, wie auch der Priester die Sünder und Unglücklichen aufsucht. Meine Mutter und Schwester leben in Monte Carlo.“

Barrender machte einige allgemeine Bemerkungen über die Vorzüge des dortigen Klimas und Miß Rilsyth schwieg einige Minuten. Ihre bisherige Vertraulichkeit schien plötzlich gehemmt, und es war, wie wenn eine unsichtbare Scheidewand zwischen ihnen errichtet worden wäre. Sie sprachen von gewöhnlichen Dingen, bis sie die Tarusallee verlassen hatten und sich in Sonnenschein und Licht in der Welt der Wirklichkeit befanden. Es schien ihm, wie wenn — je mehr sie sich dem Hause näherten — ihr Wesen unwissentlich ernster und förmlicher würde, und dieser Eindruck befestigte sich einige Augenblicke später, als er sie unter ihren Gästen sah. Sie war sanft und herzlich, jedoch ein wenig schüchtern, sehr still und beteiligte sich an der Unterhaltung, als ob ihre Interessen und Bestrebungen nicht diejenigen ihrer Genossen seien. Nichtsdestoweniger war sie eine reizende Wirtin durch ihren außerordentlichen Liebreiz und ihre sanfte Würde.

Als sie in die Halle traten, fanden sie eine ganze Anzahl Leute dort versammelt; auch Sir John Rilsyth — jeder Zoll der englische Sportsman, kurz angebunden, klugen Auges und frischer Gesichtsfarbe — war eben von seinem Ritt zurückgekehrt.

Er bewillkommnete Warrender mit etwas derber Herzlichkeit und nötigte ihm die Gastfreundschaft des Schlosses auf, obgleich es ihn zu befremden schien, daß derselbe bereits mit Helene bekannt sei. Dann erfolgte ein kurzer Bericht über ihre beiderseitige Begegnung vor acht Jahren. Dieser kleine Vorgang verriet deutlich das Verhältnis zwischen Onkel und Nichte, wenn gleich sie sich sehr freundlich, ja herzlich begegneten.

Ein äußerst mild aussehender und besonders feingebildeter katholischer Geistlicher setzte sich bei Tische zur Linken von Miss Kilsyth. Er hatte ein sehr einnehmendes Wesen, war viel gereift, augenscheinlich über Vorurteile erhaben und wußte eine lustige Geschichte zu schätzen. Warrender konnte nicht umhin, zu bemerken, mit welcher feinem Takt sich Vater Clifford der Unterhaltung, welche Sir John liebte, zu fügen wußte, trotz dem sichtbaren Gegensatz, welcher zwischen ihnen herrschte, und er faßte einen Widerwillen gegen den Priester, obgleich er wohl einsah, daß dieses Gefühl kaum gerechtfertigt sei.

Der Nachmittag wurde mit angenehmen Spaziergängen durch Garten und Park verbracht, sogar die alte Abtei besuchte Georg unter Helenes Führung und kehrte, lediglich um die nötige Abendtoilette zu machen, nach Branches zurück. Es wurde abgemacht, daß er im Schlosse bis zum drittnächsten Tage verweilen und dann an dem bereits erwähnten Milizball teilnehmen sollte.

Sechstes Kapitel.

Liebe gegen Glaube.

Eine so begonnene Intimität vertieft sich schnell. Warrender führte Helene dreimal zum Tanz und wußte, ehe der dritte beendet, daß er sie herzlich liebte. Diese Liebe schien einen Teil seines Wesens auszumachen und schon Jahre vorher in ihm Wurzel geschlagen zu haben, obgleich er sie jetzt erst entdeckte. Sie war ruhig, vernünftig, erhebend, eines jener gefunden Gefühle, welches der Mann tief im Herzen für ein wahres und reines Weib empfindet und welches seiner Natur nach nie aufhören oder gänzlich seinen Einfluß auf das bessere Selbst verlieren kann.

Er tanzte nicht viel an jenem Abend, sondern stand abseits und erfreute sich an ihrem Anblick. Es wollte ihn fortwährend bedünken, als ob sie nicht ganz in den Kreis hineinpasse, in welchem sie sich bewegte. Sie lächelte und tanzte, sie war freundlich in ihrer zurückhaltenden Art gegen die Männer, welche ihrer Schönheit, vielleicht auch ihrem Reichthum huldigten; jedoch in jedem ihrer Blicke und in jeder Gebärde lag eine sanfte ernste Würde, welche jede frivole Huldigung zurückwies. Er beobachtete, daß, wenn sie sich mit ihren Tänzern unterhielt, ihre Züge niemals von jenem seltenen innigen Lächeln erhellt wurden, welches bei ihrem beiderseitigen Wiedersehen dieselben verklärt hatte und welches, wie er späterhin erkannte, nur dann hervortrat, wenn ihr tiefstes Empfinden, Gefühle, die sich auf ihre Mutter oder ihren Glauben bezogen, berührt wurden. Gelegentlich begegneten sich wohl ihre Blicke und drückten eine ganz besondere Zuneigung aus. Dieser Gedanke that ihm wohl; dennoch wußte er, daß das Auge des jungen Mädchens in kindlicher Unbewußtheit auf ihn gerichtet war. Kein Gedanke an die Möglichkeit eines innigeren Bandes hatte Helenes Seele gestreift, noch stand dies zu erwarten, bis er den entscheidenden Schritt gethan haben würde.

Während der langen Rückfahrt nach der Abtei saß er an ihrer Seite, und obgleich kaum einige Worte zwischen ihnen gewechselt wurden, überkam ihn ein seliges Gefühl des Friedens und des Glücks durch die bloße Berührung ihrer weichen weißen Umhüllung und den Duft der Blumen, die sie trug.

Am nächsten Tage reisten die meisten Gäste Sir Johns wieder ab, und der alte Herr bat dringend, daß Warrender doch wenigstens eine Woche bei ihnen verweilen möchte. So wurde er in die ihm heilige Abgeschlossenheit von Helenes Häuslichkeit zugelassen und durfte ihr kleines Stübchen betreten, das mit Bildern ihrer Mutter und Schwester mehrfach geschmückt war. Sie gingen und ritten zusammen spazieren und verbrachten viele Stunden in jenem Walde, wo sie sich zuerst begegnet waren. Sie verkehrten zusammen wie Bruder und Schwester, bis auf ein gewisses Etwas in Georgs Wesen, das nichts Geschwisterliches an sich hatte und welches Pater Clifford nicht entgangen war.

Der Priester war mit dieser Vertraulichkeit nicht einverstanden, doch konnte er Sir John, welcher die Werbung Warrenders unterstützte, nicht offen entgegentreten; für den Augenblick jedoch sah er in Helenes Ahnungslosigkeit den sichersten Schutz.

Selbst nachdem Warrender nach Branches zurückgekehrt war, verbrachte er einen großen Teil seiner Zeit in Helenes Gesellschaft. Bücher, Werke der Barmherzigkeit, boten ebenso viele Vorwände zum Zusammensein, bis dasselbe ihnen beiden zur Notwendigkeit geworden war. In dieser Weise vergingen zwei Monate. Der September nahte heran und mit ihm die Zeit, welche für die Uebersiedelung der Familie nach Marelands bestimmt war.

Warrender war in Liebesangelegenheiten nicht erfahren; dennoch wollte es ihn bedünken, als ob seit kurzem Helene sich seiner Liebe bemußt geworden und ihr Wesen ihn zum Hoffen ermutigte. Sie kam ihm in der Unterhaltung etwas zurückhaltender vor, doch besprachen sie nun fast ausschließlich persönliche Angelegenheiten. Wie leicht geht freundschaftliche Innigkeit in etwas viel Tieferes und Zärtlicheres über, und vielleicht gibt es kein sichereres Zeichen von gegenseitiger Zuneigung als das lange Schweigen, welches manchmal zwischen ihnen entstand, und die Blicke, welche sie häufig verstohlen aufeinander richteten, um sie dann, wenn ihre Augen sich trafen, schnell zu senken. Oft dachte er daran, ob auch sie die Stunden bis zu ihrem Wiedersehen zähle. Er beobachtete jeden Schatten auf ihrem Antlitz; jede Bewegung, jeder flüchtige Ausdruck ihrer Züge waren von höchstem Interesse für ihn. Obgleich er nicht blind war gegen die Möglichkeit, daß der Unterschied des Glaubens ein schwer zu beseitigendes Hindernis bilden könne, so war doch sein Vertrauen auf die Macht der Liebe so groß, daß er nicht daran zweifelte, sie würde früher oder später alle Schranken niederreißen.

Durfte er sich nur ihrer Zuneigung versichert halten — und Helene war viel zu freimütig, um sich zu verleugnen — dann würde er sie mit Leichtigkeit davon überzeugen, daß er ihren Glauben stets in Ehren halten und sie niemals in der Ausübung desselben stören würde.

Er dachte kaum daran, daß ihr Vermögen größer sei als das seinige; sein Besitztum war hinreichend, um von dieser Seite jeden Verdacht von ihm fern zu halten.

Es war am Tage vor Helenes Abreise und Warrender kam morgens von Branches herübergeritten. Am vergangenen Abend war sie ihm frostig und zurückhaltend begegnet, ganz im Gegensatz zu ihrer bisherigen Lieblichkeit, welche, während sie in leisen Tönen einige altmodische Melodien spielte, ihn zu einigen feurigen Worten ermutigt hatte. Hierauf war sie aufgestanden und hatte ihn eiligst verlassen. Zürnte sie ihm? Als sie sich

bei Tische begegneten, glaubte er mit Bestimmtheit Spuren von Thränen zu entdecken. Sie sah betrübt aus, aber nicht böse, und schwieg fast den ganzen Abend.

Er verbrachte hierauf eine schlaflose Nacht voller Furcht und Aengsten. Sollte er sie mißverstanden haben und empfand sie für ihn nur schwesterliche Zuneigung? Er beschloß, am nächsten Morgen seinen Zweifeln ein Ende zu machen.

Es lag in seiner Gewohnheit, des Vormittags vorzusprechen, und er wurde meist zum Frühstück oder über den ganzen Tag zurückgehalten. Dann führte man ihn in das Bibliothekzimmer, wo Helene ihre Morgenstunden zuzubringen pflegte; heute jedoch wurde ihm gesagt, sie befände sich auf der Terrasse, und dorthin lenkte er seine Schritte in der Hoffnung, sie allein zu finden. Aber Pater Clifford war bei ihr, und als Warrender näher trat, bemerkte er gleich, daß er sie bei einer ernstern Unterhaltung gestört hatte. Der Geistliche sprach eindringlich, seine Bewegungen waren lebhaft, sein Blick ernst, und Helene hörte ihm mit niedergeschlagenen Augen und bekümmertem Antlitz zu. Sie schrak zusammen und errötete, als sie Warrender erblickte, und vermochte nur, ihm stillschweigend die Hand zu reichen. Pater Clifford lächelte mit gewohnter Milde und leitete, um Warrenders Aufmerksamkeit von Helene abzulenken, die Unterhaltung geschickt auf lokale Angelegenheiten, an denen letzterer ein gewisses Interesse hatte. „Ich vermute, Mr. Warrender,“ sagte er in freundlichstem Tone, „daß, bis wir zum Winter wiederkehren, Sie eifrigst alle Ihre Guts herrnpflichten übernommen haben werden — ein großer Gegensatz zu Ihrem bisherigen Wanderleben!“

„Es ist nicht ganz bestimmt, daß ich den Winter in Branches zubringen werde,“ erwiderte Warrender, sich absichtlich Helene zuwendend.

Sie sah unruhig fragend zu ihm auf.

„Wollen Sie — nach Mexiko zurückkehren?“ sagte sie mit unsicherer Stimme.

„Ich weiß es nicht. Vielleicht. Was würden Sie mir wohl anraten?“ fragte er kühn.

Ihre Augen begegneten sich. Die ihrigen waren schmerz- und angsterfüllt, die seinigen verrieten viel tiefere Empfindungen, als er zu zeigen beabsichtigt hatte. Sie senkte ihren Blick, ohne jedoch den Versuch einer Antwort gemacht zu haben. Pater Clifford brach das unbehagliche Schweigen indem er bemerkte: „Wir hier im Schlosse dürften wohl nicht als unparteiische Ratgeber gelten; denn für uns ist es von großer Wichtigkeit, ob

Branches bewohnt ist oder nicht. Ein Nachbar wie Sie ist unschätzbar für uns, und Miß Kilsyth würde Ihren Verlust um so härter empfinden, als sie sich niemals lange genug hier aufgehalten, um Freundschaften zu schließen. Nichtsdestoweniger kann ich mir lebhaft vorstellen, welche Anziehungskraft die verschütteten Städte Mexikos für Sie haben mögen. Ihr Unternehmen ist ein großes, doch ich wußte nicht, daß Sie es so ganz zum Lebenszweck erwählt. Haben Sie übrigens im 'Athenäum' einen Aufsatz über Ihre letzten Entdeckungen gelesen?"

Warrender antwortete aufs Geratewohl. Des Priesters scheinbare Gleichgültigkeit, die vielleicht tiefere Absichten zu verbergen mußte, reizte ihn. Es verlangte ihn danach, Helenes Stimme zu hören, mit ihr allein zu sein, sie über die Veränderung in ihrem Wesen zu befragen. Er brannte vor Ungeduld und es schien ihm ganz unfaßlich, wie er sich so lange habe bemühen können. Nun mußte er sprechen, mußte klar sehen und wenn er das Schlimmste erfahren sollte. Vielleicht hatte der Priester sie vor ihm gewarnt und ihr geboten, seine Werbung abzulehnen. Seine Pulse schlugen bei diesem Gedanken. Falls sie ihn liebte — ach, wenn sie ihn nur liebte! — wie bald würde er alle ihre Bedenklichkeiten beseitigt und sie in seine Arme geschlossen haben. Am besten war es, die Würfel sobald wie möglich fallen zu lassen. Liebte sie ihn nicht, dann mochte er weit weg gehen und sie zu vergessen suchen oder zum wenigsten seine Wünsche und Hoffnungen auf das Glück ihres Besitzes mit so vielen andern getäuschten Erwartungen begraben.

Diese Gedanken gingen ihm durch den Kopf, indessen sie die Terrasse auf und ab schritten. Es war ein prachtvoll schöner Tag, das Blau des Himmels ungetrübt; man ahnte nichts vom Nahen des Herbstes, die Rosen standen von neuem in Blüte und die Blumenrabatten strahlten in blendender Pracht. Helene lieb stehen, um einige der spät aufgeblühten Marshall-Niel-Rosen zu pflücken. Warrender bemerkte, daß sie, bevor sie dies that, einen Brief in ihren Beutel schob, indem sie tief seufzte. „Ich hoffe, Sie haben gute Nachrichten von Ihrer Mutter empfangen," sagte Warrender plötzlich.

Nochmals bemerkte er jenen schmerzvollen Ausdruck in Helenes Zügen. „Meine Mutter ist ganz wohl, ich habe heute Nachrichten von ihr empfangen," antwortete sie mit leiser Stimme. Dann fügte sie, in dem Bestreben, ihr gewohntes Wesen wiederzuerlangen, hinzu: „Mr. Warrender, Sie haben doch hoffent-

lich nicht vergessen, daß wir morgen reisen. Haben Sie dem Gärtner die nötige Unterweisung wegen der gewünschten Schößlinge gegeben? Wollen wir einmal zu ihm nach den Gewächshäusern gehen? Diese sind gerade jetzt sehenswert. Wenn ich von Hallingsford Abschied nehmen muß, wird es mir immer sehr schwer," sagte sie mit zitternder Stimme, "und dieses Jahr besonders, denn es ist härter, von einem solchen Ort im Sommer als im Winter zu scheiden."

Warrender stimmte ihr lebhaft bei. Vater Clifford blickte auf Helene, wie um ihre Wünsche zu erfahren. Zu Georgs großer Enttäuschung sagte sie unruhig: "Sie kommen doch mit?"

Er wandte sich und folgte ihnen, jedoch nachdem sie einen Rundgang gemacht und eine gezwungene Unterhaltung mit Mühe aufrecht erhalten hatten, blieb er zurück und sah dem Gärtner zu, wie dieser einen Korb mit Pfirsichen und Trauben füllte. Helene und Warrender dagegen näherten sich einem Nelkenbeet und pflückten eine Menge von den vielfach schattierten duftenden Blüten, um sie einem Strauß von Gewächshausblumen, den sie bereits gesammelt hatten, hinzuzufügen.

Erklärend sagte sie: "Heute nachmittag wollen wir nach dem Ashtonkloster fahren und die Schwestern lieben so sehr die Blumen."

"Miß Kilsyth," sagte Warrender mit einem Blick, den sie nicht mißverstehen konnte, "ich habe Ihnen etwas zu sagen, ich muß eine Frage an Sie richten, welche für mich von großer Bedeutung ist. Kann ich Sie nicht allein sprechen?"

Helene erblaßte, senkte ihr Antlitz tiefer auf die Blumen in ihrer Hand und zögerte einige Augenblicke mit der Antwort. "Ich weiß es nicht," sagte sie. "Ich — ich bin sehr beschäftigt heute — und — morgen."

"Helene," rief er leidenschaftlich, "dieses Spiel mit dem Glücke eines Menschen hätte ich von Ihnen nicht erwartet, von Ihnen, die Sie so edel und so gutherzig sind!"

Nun blickte sie ihn fest und mit Unwillen an.

"Ach, verzeihen Sie mir," stammelte er; "doch Sie sind sich heute nicht ähnlich, und ich schwebe in bangen Zweifeln."

"Sie wissen," begann sie erregt, "daß ich keinem lebenden Wesen wehe thun möchte, wie viel weniger . . ." sie unterbrach sich hier und sagte dann hastig: "viel lieber möchte ich jedes Leid selbst tragen. Wenn Sie bis morgen warteten?" Dann fuhr sie ruhiger fort:

"Wir reisen erst nachmittags, und in den Morgenstunden, wenn Sie es wünschen . . ."

„Ich kann nur das wünschen, was Ihnen selbst angenehm ist. Also nicht heute? Ach, Helene, soll mir das alle Hoffnung rauben?“

Sie schüttelte verneinend das Haupt. Ihre Lippen zuckten, wie wenn sie gern geantwortet hätte, doch schien plötzlich etwas ihre Worte aufzuhalten und er sah, daß sie tief bewegt war; die Thränen traten ihr in die Augen. Wären sie allein gewesen, hätte er es gewagt, sie in seine Arme zu schließen und ihr das Bekenntnis ihrer Liebe zu entreißen; der Abgrund, der sie trennte, wäre auf ewig überbrückt worden. Aber Vater Cliford, welchem die kleine Scene nicht entgangen war, näherte sich ihnen. Warrender's Augen sandten flehende Blicke, Helene's Hände zitterten, der Nelkenstrauß fiel zur Erde und als Warrender ihn aufgehoben hatte, löste er eine zarte weiße Blüte daraus und legte sie einzeln auf das Körbchen. „Darf ich diese eine behalten?“ sagte er demütig. „Wollen Sie sie mir geben zum Zeichen, daß Sie mir nicht zürnen?“

Sie überreichte ihm schweigend die Blume und wandte sich dann zu dem Geistlichen.

„Meine Tochter,“ flüsterte dieser zärtlich, „denke an die Missethätige deiner Mutter, denke an das Beispiel so vieler edler Frauen, welche die Freuden der Jugend und Liebe nur als eine Opfergabe betrachteten, die sie Gott darbringen durften. Sei tapfer, groß wird dein Lohn.“

„Morgen, Vater,“ flüsterte Helene mit ersticktem Schluchzen, „werde ich versuchen, mich meiner Aufgabe gewachsen zu zeigen.“

Als sie die Terrasse wieder erreicht hatten, verabschiedete sich Warrender.

„Ich bedaure,“ sagte höflich der Priester, „daß Sir John nicht zu Hause ist, er wird erst zu später Nachtstunde zurück-erwartet.“

Warrender hielt einen Augenblick Helene's Hand fest in der seinigen und er staunte innerlich über deren eisige Kälte. „Leben Sie wohl,“ sagte er, „bis morgen.“

Siebentes Kapitel.

In der Gaxusallee.

Helene machte ihre Spazierfahrt, brachte den Klosterfrauen Obst und Blumen, besuchte einige Kranke im Hospital, spielte mit den Waisenkindern, welche von den Schwestern verpflegt wurden, und verteilte Bücher und Spielzeug unter sie. Aber ihr Herz war eigentümlich bewegt; sie ging wie im Traum einher und nicht einen Augenblick konnte sie den Gedanken an Warrender abwehren; überall sah sie seine flehenden Augen.

Bei dem Gedanken an den Schmerz, den sie verursachte, schauerte sie zusammen, wie wenn er ihr selbst zugefügt worden wäre. Ihre einzige Kraft lag in einer Art seelischer Verzückung, die sich ihrer bemächtigt hatte; Gott verlangte ein Opfer von ihr, und sie wollte es darbringen, nicht widerstrebend und mißmutig, sondern mit dem unerschütterlichen Glauben der alten Märtyrer.

In den Stunden der Prüfung machen sich die Kinderindrücke und die erste Erziehung mit bestimmendem Einfluß geltend; so trug auch nun die strenge Zucht, unter welcher Helene ihr junges Leben verbracht, ihre Früchte; die Unterdrückung ihrer natürlichen Empfindungen und deren Hinleitung auf den Pfad der Religion, die fast abergläubische Verehrung eines unsichtbaren Mahners, welche an die Stelle der Liebe für ihre Mutter getreten war, ihr hochgemuter Enthusiasmus und ihr selbstloses Streben, alles das konnte nur einen Entschluß in ihr zur Reife bringen.

Nichtsdestoweniger — und obgleich sie die Möglichkeit einer Vereinigung mit Warrender nicht zugegeben hätte — blieb dennoch in ihrem Herzen die leise Hoffnung zurück, daß das Opfer vielleicht doch nicht in seiner ganzen Härte von ihr verlangt würde. Die Zukunft scheint der Jugend so unabsehbar. Es ist dem Weibe unmöglich, sich ihr Leben ganz und gar getrennt von demjenigen des geliebten Mannes vorzustellen; sie könnte ebensogut versuchen, ein Stück ihrer eigenen Natur zu zerstören; und es wollte der Gedanke sich nicht völlig bannen lassen, daß — in Jahren vielleicht — Warrender ihren Glauben annehmen könnte, nicht aus Liebe zu ihr, sondern aus innerster Ueberzeugung, und daß sie dann glücklich sein würden.

Aber der bloße Gedanke war eine Anklage. Kein Abweichen von der strengen Pflicht durfte als möglich gelten; die

Entsagung mußte eine vollständige sein, kein Rückblick, kein Ausblick in die Zukunft, kein Markten mit dem Schicksal um zukünftigen Lohn durfte dieselbe beeinträchtigen.

Sie war während der Rückfahrt sehr schweigsam. Pater Clifford ließ es auf dem ganzen Wege nicht an Ermahnungen fehlen, und ohne ihren besonderen Fall ausdrücklich zu erwähnen, hatte sein Gespräch doch nur das eine Ziel: die Verherrlichung der Entsagung, die Größe jenes stillen Heroismus, welcher Verzicht leistet auf alle irdischen Freuden, um der Tugend, um der gerechten Sache willen. Sie zeigte sich fügsam unter seiner Hand. Pater Clifford war kein hartherziger Berater, jeder Empfindung und jeden Mitgeföhls bar. Hätte er sich nur zum Werkzeug seiner Kirche hergegeben, würde er seine Zwecke bei Helene wahrscheinlich nicht erreicht haben. Auch er hatte gekämpft, geblutet und gesiegt. Er sprach geföhlvoll, aber seine Sprache flöhte leidenschaftslose Entschiedenheit ein; er war begeistert für seinen Glauben, und seine Worte feuerten sie zu solchem Eifer an, daß sie nur eine zwingende Pflicht erkannte. Der am Morgen erhaltene Brief ihrer Mutter bestärkte sie in ihrem Fanatismus und war vielleicht die wirksamste Waffe, welche gegen Warrender erhoben werden konnte.

Mrs. Kilsyth, durch öftere Erwähnung ihres neuen Freundes in Helenes Briefen beunruhigt, mit ihrer Tochter unbekannt und die möglichen Folgen einer protestantischen Verbindung befürchtend, hatte in dringlichen Worten an Helene geschrieben und sie vor der Gefahr gewarnt, ihr Herz einem Andersgläubigen zu schenken; sie deutete auf die ihr auferlegten Pflichten als Repräsentantin einer katholischen Familie hin und beschwor sie, der so sehnlichst erwarteten und nun so bald bevorstehenden Vereinigung kein neues Hindernis in den Weg zu legen. Arme Helene, blind und irre geleitet! Mit kindlichem Vertrauen lehnte sie sich an die Stütze, die ihre Phantasie geschaffen; Glaube und Entsagung waren ihre Lösung. Ihr Beichtvater, ihre Mutter, die Grundsätze, in denen sie erzogen worden und die unmerklich ihren Charakter gebildet, alles gebot ihr, jener Liebe zu entsagen, die bereits so mächtige Wurzeln in ihrem Innern geschlagen hatte.

* * *

Warrender verbrachte die Stunden in einer Aufregung, wie er sie noch niemals an sich erfahren hatte. Seit längerer Zeit speiste er zum erstenmal allein und ging dann hinaus ins Freie, schauernd vor den einsamen Abendstunden und einer

schlaflosen Nacht. Unter andern Umständen wäre er nach dem Schlosse gegangen; der Verkehr war allmählich ein so intimer geworden, daß eigentliche Einladungen fast niemals mehr erfolgten. Sir John hatte erklärt, daß sie sich stets freuen würden, ihn zu sehen. Es führte ein kleiner Weg durch den Wald, der die Entfernung bedeutend abkürzte, so daß er sehr rasch auf die Terrasse in den dort versammelten kleinen Kreis gelangen konnte. Sir John war immer glücklich, wenn auf die Schachpartie, welche er allabendlich mit Vater Clifford spielte, eine kleine Abwechslung folgte, indem er dann mit Georg auf und ab ging, um über Pferde, Hunde oder Wirtschaftsangelegenheiten mit einem gleichgesinnten Gefährten zu plaudern, indessen die Klänge von Helenes Instrument durch die offenen Fenster drangen. Wie glücklich waren jene Stunden! So dachte Warenders mit einem tiefen Seufzer und bereute bitter seine übereilten Worte von heute morgen, die ihn um eine glückliche Stunde in der Nähe der Geliebten gebracht hatten.

Ihrem ausdrücklichen Verbot entgegen sie heute aufzusuchen, war unmöglich; doch mochte er es sich nicht versagen, die Orte wiederzusehen, welche ihre Gegenwart für ihn geheiligt hatte. Die Bewegung war eine Wohlthat für ihn, und es dauerte nicht lange, so hatte er den Forst erreicht, und Wald und Park eilig durchschreitend, befand er sich bald in der Nähe der Terrasse. Der Mond schien hell, beleuchtete die Fassade des Schlosses und versilberte die hohen Federbüsche der Pampasgräser inmitten des Rasenplatzes. Der Abend war lautlos still und ungewöhnlich warm für die Jahreszeit und tausendfältiger Wohlgeruch erfüllte die Luft. Die Schatten erschienen seltsam und geisterhaft. Kaum bewegte sich ein Blatt und köstliche Ruhe waltete überall.

Kein Laut drang durch die offenen Fenster des Saales, aus denen ein sanftes Licht hervorströmte. Plötzlich fielen Georg Helenes Worte ein, welche sie am Tage ihrer ersten Begegnung in der Targusallee gesprochen hatte: „Hier sitze ich im Mondenschein . . . Sie können nicht denken, wie schön das ist, die lebhaften Kontraste zwischen dem tiefen Schatten und dem Silberlicht.“

An solchem Abend, an solcher Stelle, mußte es da nicht schwer sein, dem Flehen der Liebe zu widerstehen?

War es nicht möglich, daß auch Helene die nächtliche Stille aufgesucht? Er fühlte sich instinktmäßig nach der Allee hingezogen; doch wie ein Dieb kam er sich vor, als er durch den Garten schlich, und schämte sich des Dranges, der ihn hierher getrieben.

Seine Füße berührten kaum den Rasen. Als er die Plattform erreicht hatte, sagte er sich, daß das Schicksal seine Schritte gelenkt. Hier war die so lange ersehnte Gelegenheit; durch eine Spalte im Laub goß der Mond sein volles Licht über den Schrein, welchen Helene alltäglich schmückte, zu Füßen des Marmorbildes lag ihre Opfergabe: zarte weiße Nelken wie die eine, welche sie ihm am Morgen gegeben — und davor kniete ihre weiße Gestalt. Sie war ihm seitwärts zugewandt, die Augen nach oben gerichtet, die Lippen geöffnet, während ihr goldenes Haar frei herabwallte. Sie betete mit leiser zitternder Stimme. Er konnte ihre Worte nicht verstehen, doch schien es ihm, wie wenn ein Schluchzen sie ersticke. Augenblicklich befand er sich an ihrer Seite.

„Helene!“

Sie erhob sich langsam, weder geängstigt noch verwirrt, sondern wie wenn sie bereit stünde, dem Rufe zu folgen. Von ihrer erhöhten Stellung sah sie auf ihn herab; ein himmlischer Schein umgab sie. In ihrem weißen Gewand und den so reinen blassen Zügen erschien sie ihm wie eine junge Priesterin, deren Seele sich zu einer höheren Sphäre emporgeschwungen, weit ab von seinem irdischen Verlangen. Und in der That, all ihre Leidenschaft war erschöpft in dem heißen Flehen, welches ihren Lippen entströmte, als sie nach der Rückkehr von der Spazierfahrt in der Kapelle niederkniete, an jenem ehrwürdigen Ort, den so viele Erinnerungen geheiligt, wo auch andere Herzen sich von Leben, Glück und Liebe losgesagt hatten.

Das Erscheinen Warrenders befremdete sie nicht. Nichts wäre ihr in diesem Augenblick ungewöhnlich vorgekommen. Sie war froh, daß er da war, denn jetzt fühlte sie sich stark; morgen vielleicht schon wäre die Umkehr eingetreten, dessen war sie sich unklar bewußt, und sie wünschte sich gegen jede Möglichkeit des Strauchelns zu schützen.

Ihre Schönheit und Würde flößten ihm Ehrfurcht ein, und er wagte kaum, sie anzusprechen; doch ein leichtes Rucken ihrer Lippen schien ihn anzurufen und sie in seinen irdischen Bereich zu bringen und die Worte kamen nun schnell und abgebrochen.

„Es ist unrecht von mir, hierher gekommen zu sein nach Ihrem heutigen Geheiß; doch Sie würden mir vergeben, wenn Sie einen Begriff von meiner Unruhe hätten, wenn Sie wüßten, wie sehr ich Sie liebe. Seit kurzem hat es mich überwältigt, vielleicht um so stärker wegen Ihrer baldigen Abreise oder wegen Ihres veränderten Wesens, welches mir unerklärlich

bleibt. Vielleicht ist Ihnen das Bewußtsein meiner Liebe zu plötzlich gekommen und Sie sehen äußere Schwierigkeiten oder Hindernisse, vielleicht auch sind Sie gewillt, meine Vermessenheit zurückzuweisen, und möchten mir dennoch den Schmerz ersparen. Wie dem auch sei, ich liebe Sie von ganzem Herzen, und wäre sie auch vermessend, so ist diese Liebe zu groß, als daß ich sie bekämpfen oder aufgeben könnte. Warum sollte dies auch geschehen? Ich weiß, daß ich Sie glücklich machen würde, wenn ich Ihre Liebe besäße; alles hängt davon ab. Ich habe Sie geliebt von der Zeit an, wo Sie ein kleines Mädchen waren, als ich Sie zuerst sah, in jenem Walde ausgestreckt und schluchzend, wie wenn Ihnen das Herz brechen wollte. Damals hätte ich Ihnen so gern Trost geschenkt und Ihr Leben weniger einsam gestaltet; seitdem wähnte ich, es gäbe ein Band zwischen uns, etwas, das uns vereinigte, und es schien mir unmöglich, daß es uns bestimmt sein sollte, unser Dasein fern voneinander . . .“

Er brach ab und blickte sie ängstlich forschend an, auf ein Wort von ihren Lippen wartend. Doch sie stand still und schweigend, wie traumversunken.

„Natürlich gibt es Schwierigkeiten, Ungleichheiten,“ sprach er weiter mit zunehmender Aufregung. „Sie sind reicher als ich, und man wünscht Sie eine Verbindung eingehen zu sehen, welche Ihnen einen Zuwachs an Macht und Einfluß einbrächte. Ich kann Ihnen keine Stellung, keinen Reichtum, nichts bieten, was vom weltlichen Standpunkt aus Ihnen genügen könnte. Dann ist der Religionsunterschied, der für Sie gewiß die größte Schranke bildet. Aber was bedeutet der? Was können alle diese Dinge bedeuten, wo Liebe ist, die alle Hindernisse niederreißt? Wenn Sie keine Liebe empfinden, flehe ich umsonst, und alles ist beendet. Aber selbst dann noch hätte ich das Gefühl, daß Sie göttlichen Wesen zu mir gehören, ob ich ein anderes Weib heimführte oder nicht. Sie würden in meinem Herzen fortleben als das kleine Mädchen, welches zu trösten und zu hegen ich so sehr verlangte.“

Helene atmete auf, ihre Augen öffneten sich weit, die Lider zitterten, wie wenn sie zu dem Bewußtsein der schmerzlichen Notwendigkeit, sprechen und handeln zu müssen, erwachte. Sie blickte ihn eine Weile mit feierlicher Trauer an, dann sprach sie zögernd und unbewegt, wie wenn sie befürchtete, weiter zu gehen, als sie wünschte, wenn sie ihren Gedanken die Zügel schießen ließe.

„Sie müssen mich stets wie damals betrachten, dann werden

Sie sich meiner Unwissenheit erinnern und mir vielleicht meine bisherige Blindheit und den Schmerz verzeihen, den ich Ihnen jetzt verursachen muß. Sie werden sich der starken Gefühle entsinnen, die ich damals schon für meine Religion und meine Mutter hatte, und sich nicht wundern, daß der Einfluß jener mich nun so fest bindet, daß die Erfüllung Ihrer Wünsche eine Unmöglichkeit wäre, selbst wenn . . ." Sie stand im Begriff, zu sagen, "selbst wenn ich Sie liebte," aber diese Ausflucht erstarb auf ihren Lippen.

"Ach, sagen Sie nur nicht, daß es unmöglich ist, bis Sie mich zu Ende gehört haben," drängte er leidenschaftlich. "Ich entsinne mich, daß Sie schon damals sagten, Sie würden nur einen Katholiken heiraten. Jedoch Religion ist mehr als das Bekenntnis eines besonderen Glaubens. Dogmen sind wie Kleidungsstücke, die nach Belieben an- und abgelegt werden können; das innere Herz und die Seele berühren sie nicht. Güte, Innerlichkeit, Liebe müssen die nämlichen sein, gleichviel in welcher Kirche sie gelehrt werden. Doch der Mann, welcher seinen Glauben wechselte, um ein geliebtes Weib sein zu nennen, wäre nichtswürdig, charakterlos. Welchen Anspruch dürfte er wohl an das Vertrauen anderer erheben? Wo läge die Bürgschaft für die Reinheit seiner Beweggründe? Das ist es, was die Religion ausmacht. O, glauben Sie mir, wenn Sie mich lieben können und mir vertrauen wollen, Sie würden bald meine Gefühle teilen. Wenn Sie mich nur lieben wollten," fuhr er mit tiefem Ernste fort, "wie bald würde ich Ihnen beweisen, daß Gott kein Tyrann ist, den wir durch Aufopferung jedweden Glückes gewinnen oder gnädig stimmen können. Die Natur verträgt keine Fesseln und die Liebe ist ein Gesetz der Natur; es liegt nicht in unserer Macht, zu bestimmen, wen wir lieben oder nicht lieben wollen. Sie sind kein seelenloser Automat, um sich von Ihrem Priester hier oder dorthin schieben zu lassen. Sie sind ein echtes, edles Weib, geschaffen und bestimmt zur Krone und zum Segen des Mannes, den Sie lieben. Helene, blicken Sie her zu mir und sagen Sie, o, sagen Sie, ob es Ihnen möglich ist, mich zu lieben. Gönnen Sie mir einen Blick, Helene."

Sie hielt die Augen zu Boden gesenkt. "Es ist umsonst," sagte sie kummervoll. "Wir fügen uns nur Schmerzen zu. Sie wissen, was es mich kostet, Sie unglücklich zu machen. Und Sie waren stets so gütig gegen mich! Ich kann es nicht tragen . . ." Ihre Stimme versagte und sie faltete die Hände. "Hätte ich es vorausgesehen, Sie hätten niemals mein Freund werden

dürfen. Es wäre besser, wir wären uns niemals begegnet, ich hätte niemals Ihre Neigung erregt."

"Ach sagen Sie das nicht!" rief er. "Auch Sie haben es empfunden, daß uns etwas zu einander hinzieht. Sie bedurften meiner . . . O, ich weiß, daß Sie es niemals bereuen würden, wenn Sie sich mir auf ewig anvertrauen wollten. Ich würde Ihren Glauben ehren, mehr noch als den meinigen. Niemals würde ich ein Wort sprechen, das Zwietracht hervorbringen könnte. Sie wären frei wie die Luft. Ich würde mich jeder Bedingung fügen."

"O nein, nein!" rief sie stürmisch, "nichts könnte ein solches Unrecht gut machen. Wie könnte es Glück und Einigkeit in einer solchen Ehe geben? Wir wollen scheiden, jetzt gleich, und herzlich einander gedenken als Freunde, und es versuchen, uns gegenseitig Schmerzen zu ersparen. Es ist sehr schwer. Das Leben ist traurig und ich glaube kaum, daß uns ein anderes dauerndes Glück beschieden ist, als dasjenige, welches wir dem Bewußtsein verdanken, unsere Pflicht gethan zu haben. Es ist nicht leicht, das Richtige zu treffen, und wenn streitende Forderungen an uns herantreten, können wir uns nur durch Erfahrenere, Klügere leiten lassen. Doch ist es uns erst klar — wie mir in diesem Augenblick —, so fordert die Pflicht, daran festzuhalten. Dringen Sie nicht länger in mich, es kann uns nur noch unglücklicher machen. Ich kann nur die eine Antwort geben, Ihr Wunsch ist eine Unmöglichkeit."

"Er soll keine Unmöglichkeit sein, wenn Sie mich lieben," drängte Warrender weiter; "das ist die Frage, keine andere. Sprechen Sie es aus, daß Sie mich nicht lieben, und ich verlasse Sie gleich, ohne Sie weiter zu quälen."

Helene blickte ihn an, verzweifelndes Flehen im Auge. "So gehen Sie denn," sagte sie. "Verlassen Sie mich. Vielleicht werden wir noch einstmals Freunde, bis dahin leben Sie wohl." Sie streckte ihm ihre Hände entgegen und überließ sie ihm eine Weile, während ihre Augen an seinen Zügen hingen. Dann, als er mit leidenschaftlicher Gebärde noch einmal zu bitten versuchte, löste sie ihre Hände und wandte sich ab. "Adieu!" wiederholte sie und entschwand nach der Richtung des Schlosses.

* * *

Er ging am nächsten Morgen nicht nach Hallingsford, er schrieb ihr auch nicht und machte keinen weiteren Versuch. Alles war vorbei. Als er über die Unterredung nachdachte

und leidenschaftlos ihre Sprache und ihr Wesen prüfte und erwog, war er überzeugt, daß die Bewegung, die sie an den Tag legte, nur aus dem Bedauern, ihm Schmerz bereitet zu haben, hervorgegangen war. Ihre letzten Worte, mit denen sie ihm gebot, sie zu verlassen, waren gleichbedeutend mit der Erklärung, daß sie ihn nicht liebe. „Ich täuschte mich,“ dachte er nicht ohne Bitterkeit, „obgleich Gott weiß, daß es nicht aus Eitelkeit geschah. Ihre Güte und Lieblichkeit bedeuteten nichts als Freundschaft, denn wenn sie mich liebte, sie wäre zu wahr und zu mutig, um es zu leugnen. Hätte sie mich geliebt, sie wäre mir nicht so schwesterlich begegnet.“

Achtes Kapitel.

Das Hôtel des Anges.

Man war bereits beim zweiten Gericht, als Warrender den Speisesaal des Hôtel des Anges betrat und auf den Platz zuschritt, der ihm neben dem General Featherstone und seiner Gattin reserviert worden war.

Eine Table d'hôte in Monaco bietet eine noch größere Mannigfaltigkeit der Gesellschaft, als dies an irgend einem andern Badeorte der Riviera der Fall ist, und man findet hier reichlichen Stoff zu Vermutungen und interessanten Kombinationen. Warrender's Blicke suchten Madame Fano, ohne sie zu entdecken, obgleich zwei unbesetzte Stühle am oberen Ende des Tisches ihn bis zu Ende der Mahlzeit in Spannung hielten.

Ihm gegenüber saß eine junge Engländerin mit traurigen, hervorstehenden Augen, schmalen Wangen und hektischer Röte, ganz ahnungslos und doch unrettbar verloren, neben ihr eine schöne Amerikanerin von jener gekünstelten Eleganz, welche für die Frauen ihres Volkes so charakteristisch ist. Sie trug einen phantastischen Umwurf von rotem Blüsch und kostbare Brillanten um Nacken und Arme. Weiterhin saß eine jener Frauen, deren lautes, forciertes Lachen und dreistes Wesen ihre eigene Jammergegeschichte erzählen.

Mit einiger Erleichterung wandte er sich einer andern jener lebenden Illustrationen zu, einem behäbigen Manne mit großem weißen Kragen und prachtvoller Goldkette, die sich um seine

breite Weste schlängelte, während ein Kranz weißer Haare und ein ebensolcher Bart wie ein Heiligenschein sein fleischiges rundes Gesicht und seinen kahlen Kopf umrahmten. Er hatte etwas erkünstelt Ehrliches, eine lauernde Offenheit und angenommene Süßigkeit, die geradezu unerträglich waren. Aber es war doch wenigstens kein Weib!

„Diese herzigen Vögelnchen, diese lieben Tierchen,“ sagte derselbe in salbungsvollem Tone, „es gibt mir einen Stich ins Herz, sie zu verspeisen. Welche Grausamkeit gegen unsere Mitgeschöpfe! Welches Märtyrertum der Natur! In meiner Jugend lebte ich grundsätzlich von Biskuit und Gemüsen; aber wer kann in Monte Carlo seinen Ueberzeugungen treu bleiben? Wenn ich hier auf einen ehrlichen Menschen stoße, betrachte ich ihn wie eine Perle, wie ein Phänomen. Und was die Damen betrifft“ — hier suchte er bedeutungsvoll die Achseln —, „wie denken Sie darüber,“ fuhr er fort, indem er sich vorbeugte und Warrender in deutscher Sprache anredete.

„Ich bin Engländer,“ erwiderte dieser in abweisendem Tone. „Ah, verzeihen Sie. Die Form Ihres Kopfes, die breite Stirn — übrigens ein Zeichen hoher geistiger Begabung — deutete auf deutschen Ursprung. Sie sind noch nicht lange in Monte Carlo? Es ist hier noch nicht sehr belebt. Interessieren Sie sich für die Roulette? Ich besitze eine dreißigjährige Erfahrung im Spiel und habe ein System ausgearbeitet; es ist etwas Wunderbares, Schach ist ein Kinderspiel dagegen. Das Geheimnis der Zahl neun ist niemals genügend ergründet worden; ich habe mein Leben diesem Studium gewidmet und habe es so weit gebracht, siebenmal hintereinander die Gewinnzahl im voraus zu wissen. Einer meiner Freunde, ein Pole, ist noch weiter vorgebrungen. Das Geheimnis liegt in den Neunen. Wir wollen zusammen arbeiten und den Nutzen teilen; wir könnten natürlich die Bank sprengen, aber so dumm sind wir nicht; wir begnügen uns lieber mit zwanzigtausend Pfund Sterling jährlich. Das Ganze ist eine Systemfrage, mein lieber Herr. Leute, die verlieren, spielen eben kopfloß.“

„Hören Sie nicht auf ihn,“ flüsterte geheimnisvoll ein kleiner rothaariger Mann zur Rechten Warrenders; „er ist ein Schwindler, der sein System für fünfhundert Franken verkaufen will. Sie müssen sich hier sehr in acht nehmen, sonst werden Sie betrogen; für ein Hammelstotelett fordert man Ihnen zwei Franken ab. Mein Name ist Bland, Kapitän Bland. Ich bin mit einer Gesellschaft hier und wir könnten alle zusammen nach dem Kasino gehen. Werden Sie des Reisens überdrüssig?

Ich nicht. Ich halte mich hier auf, um das Spiel mit anzusehen. Die Roulette ist mir zu wissenschaftlich; aber trente et quarante, das ist das Wahre! Es ist hier eine Dame, sie lebt mit einem Grafen, die spielt den ganzen Tag. Abends ist sie gewöhnlich etwas benebelt, dann pflegt sie zu gewinnen. Folgen Sie nur ihrem Beispiel, dann gewinnen Sie sicher."

Kapitän Bland strahlte vor wohlwollendem Lächeln in der glücklichen Ueberzeugung, daß er einen hilflosen Reisegefährten gegen die Anfälle einer Räuberbande gewappnet habe. Sich seiner Gesellschaft zuwendend, wiederholte er energisch: "Wir wollen alle zusammen gehen, dann können sie uns nicht viel anhaben."

"Wir sind heute abend schlecht placiert," bemerkte General Featherstone mit etwas steifer Entschuldigung. "Die Gäste des Hotels speisen gewöhnlich am andern Tisch; wir waren aber einige Tage in San Remo und fanden nun unsere Plätze besetzt. Ich hätte es vorgezogen, ruhig in unserem Salon zu speisen, aber meine Frau liebt die Abwechslung, und ich glaube wirklich, sie zieht diese Gesellschaft der andern vor."

Mrs. Featherstone wußte hierauf vieles zu erwidern, jedoch bald war die Mahlzeit zu Ende und es erhob sich alles, um hinüber nach den Lesezimmern zu gehen.

Eine Stunde später, als die Gesellschaft gerade im Begriff stand, aufzubrechen, öffnete sich die Thür und Mrs. Kilsyth mit Madame Fano trat herein. Erstere sah erhitzt und aufgereggt aus, aber auffallend schön in einem schwarzen Spitzen Tuch, das sie geschmackvoll über ihre silbergrauen Haare geworfen hatte. Madame Fano, die im Hut war und einen roten Plüschmantel über dem Arm trug, näherte sich Mrs. Featherstone.

"Könnte ich mich Ihnen wohl anschließen, meine Mutter geht heute nicht nach dem Kasino?"

Diese Neuigkeit wurde mit einem Chorus von Ausrufungen aufgenommen.

"Es ist wahr," sagte Mrs. Kilsyth sehr niedergeschlagen. "Ich bin total abgebrannt. Zum Glück fängt morgen das neue Jahr an. Mit meinem Glück ist's zu Ende; die Duelle ist verfiert. Ich werde hier bleiben und mit Herrn Braunstein als Partner eine Partie Whist spielen."

Mrs. Featherstone winkte Warrender, der im Hintergrunde stand, heran, ehe sie sich zu Madame Fano wendete. "Es wird uns besondere Freude gewähren, Sie mit hinüber zu nehmen. Doch gestatten Sie mir, Ihnen einen meiner Freunde

und, wenn ich nicht irre, auch einen Freund Ihrer Schwester vorzustellen: Mr. Warrender — Madame Fano."

Baruna verbeugte sich. Dann, dem Blicke Warrenders begegnend, schossen ihre Augen erschreckte Blitze und eine tiefe Röte überzog ihre Wangen. Sie reichte ihm die Hand.

"Natürlich ist mir Ihr Name vertraut, Mr. Warrender, und ich freue mich sehr, Sie kennen zu lernen; ich wußte heute nachmittag nicht, wer Sie waren. Sie brachten mir Glück, und ich habe Ihnen meine Dankbarkeit noch nicht genügend ausgesprochen."

"Im Gegenteil, ich war so glücklich, Ihnen behilflich zu sein, von einer glücklichen Inspiration Nutzen zu ziehen. Aber Sie spielten nicht weiter?"

"Die Tische waren zu besetzt. Dann habe ich auch meine eigenen Anzeichen, welche mich zum Aufhören oder zum Weiterspielen veranlassen. Dreizehn ist mir sonst keine günstige Zahl."

"Also wären Sie abergläubisch, Madame?"

"Nein, wenigstens nicht im gewöhnlichen Sinn des Wortes; aber ich glaube, daß das unsichtbare Weltall, ebenso wie das physische, von bestimmten Gesetzen regiert wird; nur ist ein sechster Sinn erforderlich, um sie zu erkennen."

"Demnach glauben Sie, daß die Chancen der Roulette von höheren Mächten geleitet werden?"

Madame Fano zog die Augenbrauen ein klein wenig in die Höhe. "Ah, Sie werden ironisch. Was sind höhere Mächte? Wir wissen es nicht; doch wissen wir, daß es Systeme und Gesetze gibt."

"Nun, so wollen wir gehen," sagte Mrs. Featherstone; "mein Mann kann es nicht erwarten, Borghinis Cello-Solo im ersten Teil des Programms zu hören."

Die Nacht war klar, leise säufelte es in den Blättern und die Luft war mit balsamischen Düften beladen, wie sie den tiefen Kelchen exotischer Blumen entströmen. Es war eine jener Nächte, welche die Seele süß und phantastisch aufregen, wo die Pulse schlagen in halb überfinnlischem, halb irdischem Verlangen.

Nun trat die Gesellschaft aus den schattigen Gängen des Gartens auf den großen Platz hervor. Am andern Ende desselben erhob sich das Kasino, dessen gewölbtes Dach sich gegen den mondhellen Himmel abhob. Wagen kreuzten sich vor der Eingangshalle und schattenhafte Gestalten begegneten sich auf der breiten Freitreppe. Unzählige Gasflammen glänzten wie Sterne im dunkeln Raum und beleuchteten die duftenden Beete, die Marmorbalustraden und die spielenden Wasserwerke, indessen

der bläulichblasse Schimmer einer elektrischen Lampe der Scene etwas Geisterhaftes verlieh. Die ernsten, majestätischen Höhen, die im Hintergrund thronten, sahen drohend herab auf diesen Lustplatz des Lasters und der Leichtfertigkeit und die reine, unbefleckte Natur schien schweigend über die buhlerischen Kunstgriffe des ganzen prunkhaften Schauspiels zu zürnen. Weit gen Süden streckte sich die blasser, mondschein glänzende See; im Vordergrund, abwechselnd mit den schimmernden weißen Marmorterrassen, erhoben sich die dunkeln Gebüsche der Eufalyptus und Mimosen und ganze Gruppen von Federpalmen.

Neuntes Kapitel.

Warum spielen Sie?

Sowohl Warrender als Madame Fano blieben unwillkürlich stehen.

„Welcher Dichter nannte doch diesen Ort einen großen kosmopolitischen Spielplatz, ein Treibhaus mit dem Himmel als Dach? Und ein anderer sagte, es sei die ‚moralische Kloake von Europa‘. Aber wieviel Ekelerregendes gibt es auch hier zu hören und zu sehen! Niemals konnte ich ganz an die menschliche Erniedrigung glauben, bis ich sie hier mit Augen geschaut.“

„Und dennoch,“ rief Warrender mit unbedachtem Eifer, „bleiben Sie und spielen? O, warum . . .“

Er hielt inne, bestürzt über seine eigene Verwegenheit. Sie schritt weiter, ohne zu sprechen, und einen Augenblick fürchtete er, sie beleidigt zu haben. Dann sagte sie plötzlich und mit mehr Nachdruck als bisher:

„Sie könnten mir ebensogut die Frage stellen, warum ich lebe, warum ich jenes Temperament besitze, das mir das Spiel zum Bedürfnis macht.“

„Vielleicht ist das Rätsel nicht ganz so unlösbar, wie es den Anschein hat.“

„Nein,“ erwiderte sie. „Ich durchschaue es auf meine Art. Ich fand kürzlich in einem Werk den Vergleich zwischen uns menschlichen Wesen und den in Bewegung gesetzten Steinen, welche, einer Bestimmung folgend, über die sie gewiß keine

Gewalt haben, den Berg hinunterrollen. Wir kommen nicht aus eigener Initiative in die Welt, wir treffen keine Wahl in Bezug auf die besonderen Laster oder Tugenden, welche wir von unsern Vorfahren erben. Es ist nicht meine Wahl, daß ich das Spiel liebe; ich bin das Endglied einer weit hinaufreichenden Kette von Ursachen und Folgen, und um eine andere zu werden, hätte die ganze Welt anders gestaltet sein müssen."

"Das ist eine sehr niederschlagende Theorie, die mir nicht gefällt."

"Sie ist auch nicht nach meinem Geschmack, doch bin ich von ihrer Wahrheit durchdrungen."

Dann fuhr Warrender fort: "Es gibt lebendige Kräfte, mit denen wir täglich in Berührung kommen. Selbst wenn die Menschheit aus willenlosen Atomen bestünde, wäre doch noch Spielraum genug für einen Plan in ihrer Gruppierung. Madame Fano, gehören Sie zu jenen Fieberkranken, welche Zweifel aus Gewißheiten schöpfen und Gewißheiten aus Zweifeln? Ist nicht das ganze Leben ein großes Warum? Wir wissen nicht, woher wir kommen und wohin wir gehen, und wüßten wir's, so würde dies unsere gegenwärtige Lage nicht beeinflussen. Wozu jenes ruhelose, sehnsüchtige, sondierende innere Ich fortwährend ausfragen, welches sich selbst belacht und beweint? Es strebt nach reinen Höhen, welche die irdische Hülle nicht erreicht; es sieht mit Augen, die sich nicht verblenden lassen, die jammervollen Gegensätze und Unzuträglichkeiten, die schrecklichsten Greuel, die fragenhaftesten Lächerlichkeiten, die Bitternisse, das Süße und das Krankhafte, alles, was das Leben zu einem so verwirrten Gewebe macht. Ich weiß, daß es mir niemals genügende Antwort erteilen wird; doch das bloße Bewußtsein, daß etwas in mir lebt, so wirklich und dennoch so ätherisch wie der Duft einer Blume, das da liebt, sich freut, leidet, ja sogar sündigt, erhebt mich über alles Niedrige hinweg, und das reine Glück, welches es mir gewährt, tröstet mich über die Leiden, die mir daraus erwachsen."

Er sah sie mit ernstem Blick an. Die Lichter vom Kasino warfen flüchtige Reflexe auf ihr Antlitz, ihre Lippen schienen zu zittern und öffneten sich zu einem kaum merklichen Lächeln.

"Ich könnte Ihnen Voltaires Vergleich zwischen der Unsterblichkeit der Seele und dem Gesang einer Nachtigall ins Gedächtnis rufen, aber ich gehöre nicht zu seinen Jüngern. Und hier wären wir am Ort der Sünde."

Während sie sprach, hielt ein Wagen am Eingang und setzte einen jungen kräftigen englischen Edelmann, seine schöne

Gattin und deren vornehm aussehenden Begleiter ab. Die Dame begrüßte Madame Fano.

Während sich die Ankömmlinge hineinbegaben, trat Baruna zurück und sagte:

„Jenes Trio erscheint hier mit jedem neuen Jahre. Sie sollten Lady Arniston einmal fragen, warum sie spielt. Sie ist des Geldes durchaus nicht bedürftig, und doch sah ich sie ihren Gewinn so gierig einstreichen, wie es nur die ärgste Gewohnheitspielerin des Casinos thun würde. Sie legt die größte Hingebung für ihren Mann an den Tag, ebenso für ihren Freund; sie hat entzückende Kinder und alles, was das Leben beglücken kann. Ich zweifle nicht, daß sie angenehm über das Laster in Monte Carlo plaudert, das Laster, welches sie durch ihre Gegenwart und ihr Beispiel unterstützt. Das Leben wäre eintönig und interesselos, gäbe es keine Tragödien. Ich kenne eine ganze Anzahl Frauen, die ihr gleichen; keine von ihnen fühlt Mitleid mit jenen Unglücklichen, die, um ihrem Elend aus dem Wege zu gehen, oder von einer noch schlimmeren Notwendigkeit getrieben, hierher kommen — arme Sklavinnen, Verrückte, die in ihren gesunden Augenblicken den Ketten fluchen, die sie nicht die Kraft haben zu brechen. Wissen Sie nicht, daß es ein Verlangen nach Aufregung gibt, ebenso dringend wie jenes Dürsten nach Alkohol? Fragen Sie mich nicht mehr, warum ich hier bleibe. Und nun wollen wir hineingehen und Sie sollen Ihre eigenen Beobachtungen anstellen.“

Sie traten ein und gerieten unter die bunte Menge, welche in der Vorhalle auf und ab ging. Die Säle waren noch überfüllter als am Nachmittag, die Luft noch schwerer. Lord Bretland näherte sich, indessen sie dem treute et quarante zusahen, und wandte sich zu Madame Fano mit so viel Lebhaftigkeit und so viel ehrerbietiger Huldigung, daß es Warrender in Erstaunen setzte, um so mehr als dieses Benehmen mit seiner gewohnten Gleichgültigkeit in auffallendem Gegensatz stand.

„Ich handelte nach Ihrem Wunsche und schaffte Ihren Schützling mit dem heutigen Kurierzug über Nizza fort. Für den Augenblick wenigstens ist sie der Versuchung entrückt und Sie können sich glücklich preisen, einen Nebenmenschen von etwas Schlimmerem als dem Selbstmord errettet zu haben. Aber,“ fügte er zu Warrender gewendet hinzu, „Madame Fano gehört zu denjenigen, die das Gute im geheimen thun.“

„Sie hätten ein viel größeres Recht, sich zu beglückwünschen,“ erwiderte diese, „denn ohne Ihre Hilfe wäre ich ganz machtlos gewesen. Ich danke Ihnen. Wie steht es mit dem Spiel?“

Sie sprach hastig, wie wenn sie dem Thema gern ausgewichen wäre.

Lord Bretland gab nun einen technischen Bericht der Vorgänge, welcher für Warrender nur halb verständlich war. Als er beendet, reichte Madame Fano letzterem eine kleine Rolle Goldes. „Haben Sie die Güte, dies irgend wohin zu setzen.“

Er machte die Einwendung, daß er nichts von dem Spiel verstünde und nicht wisse, welchen Weg das Glück bis jetzt eingeschlagen habe.

„Das ist ganz ohne Belang. Setzen Sie, wie es Ihnen der Zufall eingibt, auf Rot oder Schwarz.“

„So lassen Sie mich zum wenigsten Ihre Chancen teilen, damit ich die Genugthuung habe, Ihre Verluste mit tragen zu dürfen.“

„Nein,“ erwiderte sie kühl, „das thue ich niemals.“

Er beobachtete zwei- oder dreimal den Kreislauf der Roulette, dann legte er den Einsatz auf Schwarz. Er wurde verdoppelt; sie gab ihm ein Zeichen, ihn liegen zu lassen. Das selbe erfolgte nochmals und wieder; das vierte Mal strich er es ein und reichte ihr einen Haufen glänzenden Goldes.

„Nur immer zu,“ sagte sie, indem ihre Augen sprühten und sie ihm in einer Weise zulächelte, die sein Blut in Wallung brachte. Er war so erregt, daß seine Finger zitterten, als er das Gold zusammenraffte. Die Erinnerung an Lord Bretlands Worte schoß ihm durch das Hirn. War sie das Opfer eines bösen Zaubers, den er zu brechen vielleicht auserkoren? Ja, standen sie nicht beide unter einem Zauber? Es lag etwas Furchtbares in dem Klingen des Goldes, dem erbarmungslosen unaufhörlichen Schwingen der Harken, dem monotonen Rufen der Croupiers. Von neuem überkam ihn jener traumhafte Zustand und er gewann die ganze Zeit massenhaft. Bei dem ersten Verlust ließ sie ihn innehalten.

„Nur ist's genug. Sehen Sie, wie vorsichtig ich heute abend bin. Nur wenn ich selbst setze, verliere ich, und dann gerate ich in Verzweiflung und verdoppele immerfort meinen Einsatz. Für heute spiele ich nicht mehr. Ich möchte nun mit Ihnen über meine Schwester Helene sprechen.“

Sie beobachtete ihn genau und bemerkte, daß, als sie den Namen aussprach, er zu neuem schmerzlichen Bewußtsein zu erwachen schien; seine Lippen zitterten und seine Wimpern zuckten merklich.

„Ich weiß mehr von Ihnen, als Sie vielleicht ahnen,“ sagte sie mit sanfter Stimme. „Ich besitze jenen sechsten Sinn

und ich glaube nicht, daß mich mein Instinkt täuschte, als ich Sie heute nachmittag unter vielen herausfand. Auch haben Sie gewonnen. Nur solche, die mir geistesverwandt, gewinnen für mich. Falls es Ihnen beliebt, steht es Ihnen frei, mein Freund zu werden."

Es war unmöglich, ihren Aberglauben zu belächeln. In ihrem Wesen lag eine Einfachheit, etwas so kindlich Naives, daß er sich ganz seltsam ergriffen fühlte. „Eine größere Auszeichnung könnte ich niemals begehren!" rief er begeistert.

Sie schüttelte traurig den Kopf.

In diesem Augenblick trat General Featherstone an sie heran. „Madame Fano, ich weiß, daß Sie Musikliebhaberin sind. Adams 'Ouverture de Giralda' wird sogleich gespielt; sie ist sehr hörens-wert. Mein Kind," zu seiner Gattin gewendet, „willst du mitkommen?"

„Ach, lieber Eduard," rief Mrs. Featherstone, „wie oft habe ich dir schon gesagt, daß ich in Monte Carlo keine Zeit für Musik übrig habe! Davon höre ich genug in London. Gib mir zweihundert Franken, mein Schatz, und erwarte uns in einer halben Stunde im Restaurant."

General Featherstone versorgte pflichtschuldigst seine Gattin mit der geforderten Summe und verschwand allein, da Madame Fano sich mit Kopfweh entschuldigend hatte.

„Ist es nicht ein wahres Glück, daß mein Mann sich für ein musikalisches Genie hält!" murmelte Mrs. Featherstone. „Lord Bretland, hier gibt es eine Menge Leute, deren Geschichte auf ihren Gesichtern zu lesen ist. Wie ich höre, ist Cora Pearl hier im Saal; zeigen Sie sie mir, bitte. Und wer ist jene blasse, auffallende Dame in schwarzen Spitzen, mit den prachtvollen Augen und dem Diamantstern als Hutagraffe? Ich glaube ihre Photographie schon in den Schaufenstern gesehen zu haben; sie gehört zu jener Kategorie von Frauen, welche einen an Maria Stuart, Kleopatra u. s. w. erinnern, so eine Art entthronter Königin, um die noch viele alles wagen und sterben möchten! Sie hat etwas an sich, das, wäre ich ein Mann, mir ganz den Verstand rauben könnte; es ist nicht allein ihre Schönheit, sondern etwas Geheimnisvolles, ich kann es nicht näher bezeichnen. Nennen Sie mir ihren Namen; wer ist sie?"

„Das, Mrs. Featherstone" — Lord Bretland setzte seinen Zwicker auf und betrachtete die bezeichnete Dame mit einem kritischen Blick — „das ist die berühmte Nadine, Prinzessin Titshakoff, die intriganteste Frau in ganz Europa, jedoch eine der schönsten, jedenfalls eine der bezauberndsten und vielleicht die

nichtswürdigste. Natürlich haben Sie schon ihre Photographie gesehen und selbstverständlich müssen Sie von ihr gehört haben, denn sie hat viel von sich reden gemacht; ihr Haus war der Sammelplatz der Nihilisten. Fürst Titchakoff wurde festgenommen und nach Sibirien geschickt, und es heißt, daß sie selbst es nur ihrem politischen Einfluß zu verdanken habe, daß sie demselben Schicksale entgangen. Vor zwei Tagen kam sie in Begleitung eines bekannten Großfürsten hier an. Man sagt, daß sie den größten Teil ihres Daseins in einer Morphinumbetäubung zubringe und erst zu leben anfange, wenn die Sonne untergeht. Unglückliches Weib! Morphinum und Monte Carlo, Verschwörung und Dynamit! Dies ist das Schicksal jener problematischen Geschöpfe. Ah, Mrs. Featherstone, gestatten Sie mir einen freundschaftlichen Rat: Suchen Sie jene verfeinerten Reizmittel nicht auf, es sind die verderblichsten."

Mrs. Featherstone strich gerade eifrig ihren Gewinn ein und schien den Schluß jener leise gesprochenen Tirade nicht gehört zu haben. Varuna, welche sich mit einem bärtigen Russen unterhalten hatte, wandte sich ermüdet an Warrender:

"Wollen Sie mich hinausführen? Etwas frische Luft würde mich erquicken."

Behtes Kapitel.

In den Gärten des Kasinos.

Sie nahmen die Richtung nach der Terrasse. Der leise Seewind fächelte sanft Varunas Wangen, während sie sich auf das Geländer stützte.

"Erzählen Sie mir nun von Helene."

Warrender zögerte; es widerstrebte ihm, das geheiligte Andenken jenes Mädchens, die ihm nun, als weit entrückt, wie ein Engel des Himmels erschien, mit den verschiedenen Eindrücken und stechenden, berausenden Empfindungen zu verbinden, welche der kurze Verkehr mit ihrer Schwester in seinem Innern hervorgebracht. Varuna schien seine Stimmung zu erraten.

"Ich verstehe: Sie möchten von Helene nicht in Gemeinplätzen sprechen, und andere Ausdrücke würden Ihnen nicht —

angebracht scheinen. Es mag schwer sein für den Mann, von dem Weibe, welches seinem Herzen sehr nahe steht, zu deren Angehörigen zu sprechen, die ihm kaum bekannt sind, besonders dann, wenn der Fragende und dessen Umgebung mit dem Gegenstande der Unterhaltung nicht in Einklang stehen. Da Sie aber meine Schwester so genau kennen, müssen Sie wissen, daß sie ihrer Mutter und mir eine enthusiastische Zuneigung widmet."

"Es wäre unmöglich Miß Kilsyth's Charakter nicht zu bewundern," versetzte Warrender, mit Mühe die Worte hervorbringend; "ihre Natur ist voll der reinsten weiblichen Empfindungen."

"Und dennoch," erwiderte Baruna, "insofern ich mich an Sir John erinnere, vermochte er kaum derartige Anlagen zu entwickeln. Doch es mag Voreingenommenheit sein, denn er hatte eine große Abneigung gegen die Mutter und mich, obgleich er, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, es niemals versucht hat, Helene gegen uns zu stimmen; er ignorierte uns einfach. Er war ein engherziger Mensch, dem die höhere Sphäre der Gedanken und der Phantasie ein verschlossenes Buch war. Ist dem nicht so?"

"Ja," sagte Warrender in Gedanken verloren. "Ihre beiderseitigen Naturen waren ganz ungleich gestimmt, und ich vermute, daß Miß Kilsyth's Beichtvater, den ich zwar für einen wohlmeinenden und ehrlichen Charakter halte, sie auseinander hielt. Das Leben Ihrer Schwester entbehrte jeder Liebe und es ist nicht zu verwundern, daß sie ihre wärmsten Gefühle der Kirche zuwandte, sowie ihrer Mutter und Schwester, die sie nur aus der Ferne lieben durfte."

"In der That, meine Schwester besitzt viel religiösen Eifer; sie hat nur unter Protestanten gelebt und fand es stets grausam, daß man sie von der Mutter getrennt hatte, die sie, eine gläubige Katholikin, zugleich als eine Märtyrerin betrachtete. Sie glauben, daß ihr Enthusiasmus an einen Traum verschwendet wurde und daß sie bald mit rauher Hand in die Wirklichkeit zurückgeführt werden möchte. Aber meine Mutter besitzt eine seltsame Macht, Liebe zu erwecken und zu erhalten, und Helene dürfte keine Enttäuschung erfahren. Sie wissen natürlich, daß sie hierher kommt?"

"Um bei Ihnen hier ihren Aufenthalt zu nehmen? In Monte Carlo?" rief Warrender.

"In Monte Carlo, in unserer Villa drüben. Sie wird unser Leben mit uns teilen, sie müßte denn so selbständig und

zielbewußt sein, um ihre eigenen Wege zu gehen. Sie wird Roulette spielen lernen und es wäre möglich, daß auch in ihr der Same jener verhängnisvollen Leidenschaft schlummerte, welche sich von den Eltern auf die Kinder vererbt hat. Es scheint, Herr Warrender, daß wir stets auf den Ausgangspunkt zurückkehren müssen; es ist nutzlos, gegen ererbte Neigungen ankämpfen zu wollen."

"O nein, nein!" rief er aus innerstem Drange und mit wahrhaftem Schmerz. "Sagen Sie das nicht. Madame Fano, Sie nähren eine krankhafte Idee, die ich nicht fassen kann, und ich wünschte, es gelänge mir, Sie davon zu befreien."

"Das ist unmöglich; aber ich will versuchen, Ihnen diesen meinen natürlichen Gang zu erklären. Sie sehen meine Mutter und mich und wissen nichts Näheres über unser Vorleben; ich kann Sie auch darüber nicht aufklären, aber ich kann Sie weiter zurückführen. Mein Urgroßvater war ein Franzose. Er verspielte zuerst sein Erbteil, dann setzte er seine Ehre zum Pfand, und zuletzt, als ihm nichts mehr übrig blieb, eine Stunde, ehe man ihn auf die Guillotine schleppte, verpfändete er im Scherz seine Seligkeit. Mein Großvater, damals noch ein Kind, wurde heimlich nach Südamerika gebracht. Er heiratete dort und kehrte zurück, die Neigung zum Spiel war sein Erbteil. Vor nicht allzulanger Zeit konnte man ihn in den niedrigsten Cafés zu Paris sehen, wie er eingebildete Systeme ausarbeitete und das Wort Revanche an der Mühe trug. Nun, was war da zu erwarten? Der Natur läßt sich nicht Troß bieten. Mr. Warrender, wie gern hätte ich meiner Schwester diese Unschuldssprobe erspart, läge dies nur in meiner Macht. Ich that mein möglichstes, ich schlug vor, in Rom zu überwintern, damit sie vor den verderblichen Einflüssen dieses Ortes bewahrt bliebe; aber es war umsonst, Zwischenfälle — alles wirkte dagegen. Und nun hege ich nicht einmal den Wunsch mehr, von hier fortzugehen. Gegen das Schicksal ankämpfen, heißt nur seine Thatkraft vergeuden."

"Ich glaube, Sie übertreiben die Gefahr; Miß Rilsyth hat mehr Gewalt über sich, als Sie zu glauben scheinen."

"Wohl möglich."

"Aber warum umsonst?" fragte Warrender, auf ihre frühere Aeußerung zurückkommend.

"Das morgen beginnende Jahr wird das entscheidende in meinem Leben sein und es hieße das Schicksal herausfordern, wollte ich es anderswo als in Monaco zubringen. Glück, Friede, ja das Leben selbst hängen für mich von den Glücksfällen des

Spieltisches ab. Sie lächeln dazu; aber aller Spott würde diese meine seit Jahren gewonnene Ueberzeugung nicht ändern. Es gibt Augenblicke im Leben, wo man sozusagen prophetische Kraft in sich fühlt. Oft, wenn ich am Roulettetisch stehe, überkommt mich dieses Gefühl — eine Art Finsternis und Grausen — und hernach eine glänzende Vision. Es ist mir dann, als hätte ich alles schon einmal durchlebt und als müßte es wiederkehren, sicher und schnell." Sie hielt inne, und tief Atem schöpfend, sagte sie lächelnd: "Wie eigentümlich, daß ich Ihnen das alles sage; aber oft ist ein Fremder der beste Beichtvater."

"Zum wenigsten," sagte er, "dürfen Sie mir vertrauen."

Sie lachte von neuem. "Ach, solche Beichten sind nicht bindend. Wenn Sie sie wiedererzählten, würden die Leute höchstens sagen, ich sei ein wenig verrückt; vielleicht sagen sie es jetzt schon. Sehen Sie hier meine Hand; das Mondlicht ist so hell, daß Sie fast deren Linien unterscheiden können. Vor langer Zeit einmal, in Venedig, wurde mir mein Schicksal vorausgesagt und verschiedene der Voraussetzungen meiner Sibylle sind bereits eingetroffen, warum sollte es nicht auch das übrige? Aber mein Glaube beruht auf festeren Stützen; der Charakter bestimmt das Schicksal und der sechste Sinn verleiht Verständnis des Charakters. Dies ist die richtige Hand eines Spielers, mein Leben der Einsatz. Ist dieses Jahr vorüber, betrete ich kein Spielzimmer mehr."

"Madame Fano, Sie sehen mich in Erstaunen," sagte Warrender, über dem Interesse, welches ihre Worte erregten, fast Helene vergessend.

"Wieso?"

Er zögerte, ehe er fortfuhr. "Ihre Natur ist eine so edle. Obgleich meine Bekanntschaft mit Ihnen kaum einige Stunden zählt, habe ich genug gesehen in unerheblichen Zwischenfällen, Worten, Bewegungen, um die Gewißheit zu haben, daß Sie zu hohen Zwecken geboren sind, und sicherlich ist es unter Ihrer Würde, sich ernstlich von den Prophezeiungen einer sogenannten Wahrsagerin beeinflussen zu lassen."

"Ah, soweit stimmen wir überein, aber hier trennen wir uns; geben wir das Thema auf. Bleiben Sie lange in Monte Carlo?"

"Einige Wochen vielleicht, möglicherweise nur einige Tage. Vergnügen ist ein so uneingeschränktes Ziel und doch mein einziger Zweck in diesem Augenblick."

"Aus den Briefen meiner Schwester, welche Sie öfters erwähnte, glaubte ich entnehmen zu dürfen, daß Sie sogar ganz bestimmte Zwecke verfolgten."

„Vor kurzem hatte ich ein solches Endziel, worauf ich meine Zukunft gebaut hatte; ich wünschte mich mit Ihrer Schwester zu verbinden. Madame Fano, Sie wissen die Offenheit zu erzwingen.“

„Das freut mich, wenigstens in diesem Fall. Wenn Biederkeit und Offenherzigkeit mehr Verbreitung gefunden hätten, wäre die Welt vielleicht besser und die Menschen glücklicher. Ich sympathisiere mit Ihnen, Mr. Warrender, obgleich ich kein Recht dazu besitze, denn ich habe niemals geliebt.“

Sie sprach diese Worte traurig, friedlich, mit auf die See gewendeten Augen, wie wenn sie nur einer unbedeutenden Sache Erwähnung thäte.

„Und meine Schwester Helene liebte Sie nicht?“ fügte sie langsam hinzu.

„Nein. Jedenfalls schlug sie es aus, meine Frau zu werden.“

„Vielleicht nur auf Befehl ihres Beichtvaters. Sie sind Protestant, sie ist Katholikin und sehr reich.“

„Zu meinem größten Bedauern. Wären wir in denselben Verhältnissen, hätte ihr Herz vielleicht freier entscheiden können; denn ich hegte den irrigen Glauben, sie sei mir gut und die Liebe würde alle etwaigen Konflikte ihrer Seele beschwichtigen. Dem war nicht so; ihre Zurückweisung war so kalt und leidenschaftslos, daß ich meine Bitte ebensogut zu den Füßen einer der Heiligen ihres Betschreins hätte vorbringen können.“

„Und Sie nahmen diese Weigerung an ohne Widerspruch und weitere Bitte?“

„Ein Mann fleht nicht um Liebe. Sie ist der unwiderstehliche Trieb, der zwei Seelen zu einander führt, eine Vereinigung, in welcher es weder bewußtes Geben noch Nehmen gibt.“

„Ich glaubte, daß nur Dichter die Liebe analysierten, und Sie sind kein Dichter, sondern ein Mann der Wissenschaft. Also wäre es denn wahr, daß die Liebe einen jeden zum Dichter macht, wenigstens so lange, wie das Fieber dauert. Die Liebe ist ein Fieber, nicht wahr? — und ein sehr gefährliches, wenn man nach der ersten Jugend davon befallen wird.“

Baruna sprach träumerisch und ihre Stimme schien in die Nacht hinaus zu seufzen, wie sie sich so vornüber beugte, die melancholischen Augen auf die Sterne gerichtet. Er belauschte sie; sein Geist schwebte im Ungewissen und er fühlte sich wie gehoben durch einen seltsamen Strom, der ihn unbekanntem

Fernen zuführte. Plötzlich sah sie zu ihm auf und ihre Augen begegneten sich.

„Ein Fieber,“ wiederholte er wie abwesend. „Ja, vielleicht.“

„Ich habe immer bemerkt,“ sagte Baruna, sich ihm mit dem ihr eigenen räthelhaften Lächeln zuwendend, „daß verliebte Männer sich die größte Mühe geben, einem klar machen zu wollen, daß die Liebe eine Art feinsten geistigen Fluidums ist, das man nur aus Erfahrung kennen lernen kann, und doch zugleich das einzig Wahre, Beste und Herrlichste in und außer der Welt sei; indessen ihr Wesen verrät, daß sie bei alledem ein sehr hinfälliges, vergängliches Ding ist, das ganz der Erde zugehört und rasch dahinschwindet.“

„Kam ist es einige Augenblicke her, daß Sie mir Ihre Theilnahme anboten,“ sagte Warrender gereizt, „und schon entziehen Sie mir dieselbe, um mich zum Gegenstand ihres Cynismus zu erwählen.“

„Wäre ich wirklich cynisch? Das lag nicht in meiner Absicht. Vielleicht sind meine Erfahrungen in Bezug auf verliebte Männer nicht die glücklichsten. Doch müssen Sie mich nicht für so ganz lebensmüde halten; es bleiben mir immer noch einige Illusionen und der Glaube an so manches übrig. Eine davon ist ein schwaches religiöses Gefühl — ich bin Katholikin, wie Sie wissen —, obgleich ich nur selten den Beichtstuhl betrete und nicht, wie meine Mutter, Kerzen zu spenden pflege und den Segen für mein Glück im Spiel erflehe. Dies könnte mich veranlassen, eine Heirat zwischen Ihnen und meiner Schwester zu mißbilligen; andererseits aber, und trotz meines Spottes, bleibt mir noch ein leiser Glaube an die Liebe; und hat nicht mein Instinkt Sie mir als Freund bezeichnet? Ein großer französischer Musiker versicherte mir einstmals, daß nur drei Dinge in der Welt wert seien dafür zu leben: l'amour, l'amitié et le travail. Die Liebe kenne ich nicht, Freundschaft verstehe ich als eine dankenswerte Möglichkeit und Arbeit — ja! diesen Talisman gegen mich selbst kann ich niemals besitzen. Aber vertrauen Sie meinem guten Willen, Ihnen nützlich zu sein. Auch habe ich ein gewisses Recht, an Ihrem Glück Anteil zu nehmen.“ Sie sprach in einem veränderten Ton und ihre Stimme wurde unaussprechlich sanft.

„Gewiß, das größte Unrecht,“ begann er.

„O nein. Sie verstehen mich nicht ganz; ich meinte das nicht im herkömmlichen Sinne. Aber der Instinkt verleih gewisse Rechte; Sympathie jedoch setzt gemeinsame Erfahrung

voraus. Um eines andern Kummer mitzufühlen, muß man in ähnlicher Weise gelitten haben.“

„Wären Sie denn so glücklich gewesen, Madame, den Schmerz niemals gekannt zu haben?“

„O, ich bin unglücklich gewesen, unsäglich elend zuweilen, doch nicht in der Weise wie Sie in letzter Zeit. Ich sagte Ihnen ja, ich hätte niemals geliebt. Wenn, wie ich vermute, Helene Sie liebt und sich nur dem Zwange des Priesters gebeugt hat, sollen Sie es erfahren, und ich werde Ihnen zu Ihrem Glücke verhelfen, soweit es in meiner Macht steht. Kommen Sie, schließen wir uns den andern an.“

Sie stand auf und er folgte ihr, verwirrt durch den schnellen Wechsel ihres Wesens und froh, einer Antwort enthoben zu sein. Sie fanden Mrs. Featherstone, deren Gatten, Lord Bretland und einige andere, welche an der Gesellschaft teilnehmen sollten, bei erfrischenden Getränken im Garten des Restaurants, und bereit in das Hotel zurückzukehren.

Elftes Kapitel.

Oberst Exalette.

Es hatte bereits halb zwölf Uhr geschlagen, als sie Mrs. Featherstones Empfangszimmer betraten. Dasselbe war mit Blumen reich geschmückt, die Tafel gedeckt und Mrs. Kilsyth, von Herrn Braunstein und einem Kellner unterstützt, war mit der Zubereitung von Punsch beschäftigt. Dieselbe erkundigte sich eifrig nach den Vorgängen des Abends.

„Also rot hat gewonnen!“ rief sie in ihrer sonderbar erregten Art; „ach, daß ich nicht da sein durfte! Leider, leider! Doch ich hoffe, die gestrenge Mama hat Glück gehabt.“

Madame Fano, deren Gesichtsausdruck jetzt besonderes Interesse für Warrender gewonnen zu haben schien, lächelte, wie es wohl eine nachsichtige Mutter der unvernünftigen Tochter gegenüber gethan haben würde. Sie legte ein kleines Etui mit einer Rolle Goldstücke vor ihre Mutter hin.

„Dies ist mein Neujahrsgeschenk. Du siehst, daß ich meine Strenge wieder gut machen möchte, obgleich ich, um der Wahrheit gerecht zu werden, sagen muß, daß Mr. Warrender dein Dank gebührt, denn ihm schulde ich mein Glück.“

Mrs. Kilsyth bemächtigte sich des Geldes mit dem Entzücken eines Kindes, welchem man ein neues Spielzeug gebracht. „Nun,“ rief sie aus, „da wäre ich, auf einige Stunden wenigstens, unabhängig von meinem Bankier! ‚Geld,‘ sagt Bulwer, ‚bedeutet Macht, ja sogar Liebe; denn selbst Dankbarkeit kann man sich durch Geld erwerben.‘ Das war ein Mensch, der das Leben und seine Erfordernisse kannte. Und nun wollen wir den Punsch anrühren.“

Mehrere andere Gäste waren noch hinzugekommen, und das Zimmer erschallte von Plaudern und Lachen.

„Der Punsch ist bereit!“ rief der deutsche Herr, und auf den Zeiger der Uhr deutend: „hier ist auch das neue Jahr! Möge es für uns alle Gesundheit, Wohlstand und Glück in Bereitschaft haben!“

Ein entferntes Glockenspiel ließ sich durch die Nacht vernehmen. Es entstand eine vorübergehende Pause; dann erfolgte das Aneinanderklingen der Gläser; ein jedes Gesicht am Tisch lächelte freundlich dem andern zu, und dennoch war auf allen Zügen eine gewisse Schwermut nicht zu verkennen. Mrs. Featherstone wandte sich von Lord Bretland ab, um in lieblicher Weise ihrem Gatten etwas ins Ohr zu flüstern, und es hatte fast den Anschein, wie wenn die abstumpfende Civilisation der Frische und Blüte ihres Herzens keinen Eintrag gethan habe. General Featherstone, am oberen Ende des Tisches, hielt mit etwas altfränkischer Feierlichkeit, doch in wenigen wohlzutmendenden Worten den üblichen Toast: „Dem neuen Jahr und möge es allen denen, die es hier begrüßen, Gesundheit, Glück und Wohlgebeihen bringen.“

Niemand bemerkte, während sich alle zutranken und der Zeiten Jüngstgeborener sein Reich verkündete, daß Warrender und Madame Fano von den Vorhängen halb verdeckt zusammen am Fenster standen, ohne in den Wunsch miteinzustimmen. Sie schwiegen beide. Baruna ergriff zuerst das Wort: „Wir sind Ausgestoßene. Das neue Jahr ist an uns herangetreten und wir haben nichts gethan, um es gnädig für uns zu stimmen. Mr. Warrender, ich spreche Ihnen nicht die gewohnten Wünsche aus; ich wage es nicht, Ihnen zu prophezeien, daß Sie diejenige, die Sie lieben, zum Weibe gewinnen; mein Segen dürfte Ihnen Unheil bringen und nur Elend und Bitternisse im Gefolge haben.“

„Die Versicherung Ihres Wohlwollens ist mehr wert als jede Prophezeiung, Madame Fano. Sie sagten vorhin, ich hätte Ihnen heute Glück gebracht. Ich denke, Sie werden

meinen Worten nicht alle Bedeutung absprechen, wenn ich aus tiefstem Herzen dem Wunsche Ausdruck gebe, daß dieses kritische Jahr Ihnen Glück bringen möge."

"Glück!" wiederholte sie. "Nicht Reichtümer noch Gebeihen, sondern jenes in aller Welt Unmögliche — für mich. Es ist eine Frage des Temperaments, Mr. Warrender. Nur ruhige Menschen sind glücklich, und meine Gemütsverfassung ist Unruhe."

Sie trat zurück in den lachenden Kreis und das Licht des Kronleuchters fiel auf sie nieder, wie sie da stand, in ihren dunkelroten Mantel gehüllt, mit dem ernstesten Blick, der ihre Züge älter und härter erscheinen ließ.

"Baruna," rief Mrs. Kilsyth, "weder hast du, noch Mr. Warrender dem neuen Jahre zugetrunken! Wie dürft ihr das Gelingen eurer künftigen Unternehmungen beanspruchen! Greift zu, der Punsch ist vorzüglich; Herr Braunstein und ich verdienen eure höchste Anerkennung."

Madame Fano schüttelte den Kopf.

"Nun ist's zu spät, Mutter. Mrs. Featherstone, ich bin kein lebenswürdiger Gast; doch Sie werden es verzeihen, wenn ich Sie verlasse, mein Kopf schmerzt mich noch von der Hitze des Kasinos."

Von allen Seiten wurden Einwendungen erhoben. "Noch nicht, Madame Fano," sagte General Featherstone, einige bekannte Takte auf dem Klavier anschlagend. "Wir wollen die abwesenden Freunde leben lassen, und Sie übernehmen die Sopranstimme von 'Auld Lang Syne'."

"Ich würde dies schwerlich mit der erforderlichen Andacht thun; denn Sentimentalität ist eine Eigenschaft, die ich nicht besitze. Ich habe kein Vaterland, keine angenehmen Erinnerungen, keine abwesenden Freunde."

Als diese Worte ihren Lippen entschlüpft waren, bemerkte Warrender, wie sie plötzlich den Blick erhob, erschraf und zusehend blässer wurde. Sie unterdrückte einen Ausruf. Ihren Augen folgend, erblickte er in der Thür die Gestalt eines Unbekannten, eines großen stattlichen Mannes, fremd aussehend, mit blassen Zügen, feingeschnittener Ablernase, kurzgestutztem Van Dyck-Bart und großen, etwas hervorstehenden grauen Augen, welche die Gruppe mit wohlwollendem Lächeln betrachteten.

"Oberst Cazalette!" rief Mrs. Kilsyth mit leiser, aber für Warrender hörbarer Stimme. Sie stand plötzlich vom Tische auf, und, als wolle sie für den Augenblick nicht erkannt werden, stellte sie sich derart, daß sie von einem der Anwesen-

ben verdeckt wurde. Er bemerkte, daß sie die Fassung verlor und brachte ihr einen Stuhl in die Fensternische. Ihre Hände zitterten. Sie schien sich bewußt, eine unerklärliche Erregung zu verraten. „Ich habe so schwache Nerven,“ sagte sie leise; „jedes plötzliche Erscheinen macht mich bestürzt. — Mr. Warrender,“ fuhr sie fort mit der erkünstelten Ruhe des Ausdrucks, den er schon früher an ihr bemerkt, und die Augen auf Oberst Cazalette gerichtet, „ich konnte bisher keine Frage an Sie stellen. Ich hörte von Ihnen durch meine Tochter Helene. Sie und Helene interessieren sich für einander!“

„Ich hege das tiefste Interesse für Miß Kilsyth,“ verbesserte Warrender.

„Und sie für Sie. O ja, ich kann es Ihnen versichern, sie erwähnte oft Ihren Namen; doch eine derartige Freundschaft überdauert niemals die Verheiratung des einen oder andern Beteiligten. Nun sagen Sie mir, Mr. Warrender, liegt irgend eine Wahrscheinlichkeit für die Verheiratung meiner Tochter vor?“

„Nicht daß ich wüßte, Mrs. Kilsyth. Für den Augenblick scheint mir dies höchst unwahrscheinlich.“

„Glauben Sie das bestimmt? Sie nehmen mir einen Stein vom Herzen! Ich fürchtete den protestantischen Einfluß und . . . Sie hat Ihnen vielleicht gesagt, daß sie sich nur mit einem Katholiken verbinden würde?“

„Diesen Entschluß hat Miß Kilsyth in der That ausgesprochen,“ sagte Georg förmlich.

„Ach, wie sehr wird sich der Kardinal freuen — Kardinal M***, Sie kennen ihn vielleicht. Er ist hier, ein guter Freund von Oberst Cazalette und auch der meinige.“ Ihr Ton änderte sich plötzlich, und sie fügte fast heftig hinzu: „Lord Bretland sagte mir, daß letzterer erst im Laufe einer Woche hier eintreffen würde; doch freut es mich sehr, daß er gekommen. Kennen Sie Oberst Cazalette? Er ist ein reizender Mensch, einer unserer alten Freunde und so glaubenseifrig, die vollkommenste Verbindung von Welt und Kirche; nicht daß er der Kirche angehörte — o nein; aber er ist so fromm und ein so vorzüglicher Photograph!“ Sie wiederholte den letzten Satz mit einer Eindringlichkeit, daß Warrenders Zweifel an ihrer Zurechnungsfähigkeit sich vermehrten. „Ein so vorzüglicher Photograph!“

Inzwischen war der Ankömmling näher getreten und verbeugte sich mit ausgesuchtester Höflichkeit und Fassung. „Ah, Madame Fano, wie bedauere ich, jene grausame Behauptung von

Ihren Lippen zu vernehmen. Jedoch hier bin ich, um mich als gegenwärtiger und nicht als abwesender Freund zu zeigen. Verzeihen Sie meine Indiskretion, Mrs. Featherstone! Ich kam vor einer Stunde an und habe es gewagt, von meiner vorjährigen Bekanntschaft mit Ihnen in Paris Gebrauch zu machen, um Ihnen jetzt schon meine Neujahrswünsche darzubringen.“

„Trotzdem ich ganz außerordentlich erfreut bin, Sie zu sehen, Oberst Cazalette,“ rief Mrs. Featherstone, „darf ich wohl sagen, daß Ihre Worte besänftigender wirken als Ihre Handlungen. Dieses mitternächtliche Erscheinen hat etwas Unheimliches und Mephistophelisches. Sind wir denn alle handelnde Personen eines Melodramas? Zuerst fällt Mr. Warrender wie vom Himmel herab, hernach macht Madame Fano unter seinem Beistand einen außergewöhnlichen Coup und drittens, vor Ende des ersten Aktes, erscheint Oberst Cazalette: der Held des Dramas. Hier wären wir nun; die Hauptpersonen des Stückes befinden sich auf der Bühne, ein passender Chor stellt sich im Hintergrunde auf. Lord Bretland, Sie und ich sind die Nebenpersonen, die Lückenbüßer. Festscene: eine leise Andeutung von Tragödie im Hintergrunde. Und nun mag es losgehen, Eduard. Der Chorus tritt vor.“

Sie stellte sich mit dramatischer Gebärde auf und Lord Bretland folgte. Herr Braunstein füllte die Gläser und mit komischem Ernste reichte er je eines derselben den Mitgliedern des Chors. Madame Fanos förmliche Begrüßung Cazalettes wurde von den lauten Klängen des Trinkliedes aus „Traviata“ übertönt.

Aber das Wetter hatte sich geändert; der Wind hatte sich plötzlich erhoben und durch das offene Fenster hineinfahrend, eines der Lichter auf der Tafel ausgelöscht. Erhitzten Köpfen erschien der geringe Vorfall verhängnisvoll; Mrs. Kilsyth schauerte zusammen und Herr Braunstein schloß das Fenster. Die Musik wurde immer lauter und eine erkünstelte Heiterkeit verdrängte den früheren natürlichen Frohsinn. Schatten, Mondschein, unbestimmte Empfindungen, zarte Erinnerungen an das aussterbende Jahr — alles war verschwunden. Ein anderer Geist hatte sich der Scene bemächtigt, und es war befremdlich, daß Oberst Cazalette mit seinem Heiligenprofil und höfischen Wesen der Zauberer sein sollte, der diese Verwandlung herbeigeführt. Baruna schien gleichfalls angesteckt worden zu sein. Ihre Begrüßung Cazalettes hatte Warrender als kühl und gezwungen überrascht. Jetzt übernahm sie ihre Partie und sang und

spielte das Duett mit Cazalette in einer Weise, die jeder Künstlerin von Fach Ehre gemacht hätte; dann zu ihrer Mutter gewandt, die sich noch immer im Hintergrunde aufhielt, machte sie dieselbe mit entzückender Liebenswürdigkeit auf Cazalettes Gegenwart aufmerksam.

Mrs. Kilsyth erhob sich, streckte die Hand aus und machte mit erzwungener Lebhaftigkeit einige unzusammenhängende Bemerkungen. Ihr Wesen hätte weniger beteiligten Beobachtern als Baruna und Warrender vielleicht entgehen können, so aber wurde letztere besorgt, und Georg konnte das Gefühl, daß etwas nicht in Ordnung sei, nicht los werden. Cazalette zog mit außerordentlichem Tactgefühl und einer Beschützermiene, welche Baruna gewinnen sollte, Mrs. Kilsyth unmerklich beiseite und plauderte ihr von unwichtigen Dingen vor, bis sie dem Anschein nach ihre Fassung wiedergewann. Der übrige Teil der Gesellschaft hatte sich um das Klavier vereinigt, indes Warrender und Madame Fano von neuem abge sondert beisammen standen.

„Meine Mutter ist heute abend sehr erregt,“ bemerkte sie bekümmert. „Wir haben Oberst Cazalette einige Jahre nicht gesehen, und er ist eng mit einem Vorgang verknüpft, der meine Mutter sehr erschütterte. Ich spreche von dem Tode meines Vatten.“

Als Baruna jenen letzten Satz ohne Seufzer oder Zögern hervorbrachte, wandte sie ihren gedankenvollen Blick auf Warrender, wie wenn sie den Wunsch hegte, er möchte daraus das Geheimniß ihres einsamen und bekümmerten Lebens herauslesen.

Brwölftes Kapitel.

Neujahrswünsche.

Warrender verbrachte eine schlechte Nacht.

Die Wände der Hotels an der Riviera sind dünn, und es bedünkte ihn, als wenn aus dem Nebenzimmer unterdrücktes Weinen bis zu ihm dränge. Der Gedanke erregte ihn und verscheuchte den Schlaf nach der ersten Stunde unruhigen Schlummers. Auch als bereits lautlose Stille herrschte, fühlte er sich noch erregt und in sonderbarer Gemütsstimmung; er

hatte das Gefühl, als ob er seit drei Uhr nachmittags so viele Empfindungen durchgemacht hätte, daß sie genügten, ein ganzes Leben zu würzen. Er neigte nicht zur Selbstzergliederung und sein Wesen war viel mehr auf Handlung als auf Selbstbetrachtung gerichtet; aber heute abend schien sein ganzes Ich aus den Fugen zu gehen, und das Staunen über seine plötzliche Umwandlung von teilnahmsloser Gleichgültigkeit zum lebhaftesten Interesse zwang ihn zu einer Vertiefung der Gedanken, die seinem Wesen ungewohnt war. Woher der Wechsel? Er wußte es nicht. Helene, das Wesen, von welchem vor einigen Wochen noch sein ganzes Leben abzuhängen schien, war ihm jetzt nicht näher gerückt als damals, wo sie blaß und ohne Zeichen tiefer Empfindung ihn von sich gewiesen hatte. Jedoch faßte Madame Fanos Vermutung in Bezug auf geistlichen Einfluß so festen Fuß bei ihm, daß dieselbe, obgleich er sie schon früher gehegt, neuen Hoffnungen und Befürchtungen Thür und Thor öffnete. Er befand sich wiederum zwischen Dual und Entzücken, seine Gedanken waren ein Chaos verwirrter Empfindungen, in welchen sich die Vergangenheit und die Gegenwart streitend gegenüberstanden, und bei alledem hatte er das Bewußtsein einer durchdringenden und außergewöhnlichen Umwandlung seines Innern. Es war ihm, als schäue er mit schmerzzerfülltem Blick über einen Abgrund, den jedoch kein sehnsuchtsvolles Verlangen überbrückte, zu Helene hinüber. Er war verändert. Doch wie und warum?

Und sie wurde in Monte Carlo erwartet; binnen kurzem, wenn er da bliebe, würde er ihr von neuem täglich begegnen müssen. Wäre es nicht das Klügste, er fügte sich in sein Schicksal, machte eine letzte Anstrengung, nutzlose Klagen zu ersticken, und versenkte sich wieder in neue, den Geist absorbierende Arbeiten? Ging sein Gesichtskreis des Lebens nicht über seine Liebe hinaus? oder war er ein weinerlicher Knabe, den die erste Enttäuschung zu Boden drückte? Zugegeben, daß Helene Rilsyth die Einzige wäre, welche er je als Gattin besitzen könnte, so bewahrten Wissenschaft und Forscherstudien doch noch ihre Reize, und die Freundschaft durfte ihm noch Trösterin sein.

Der Gedanke an Freundschaft rief deutlich Madame Fanos Bild hervor, das eigentlich diese lange Nacht hindurch niemals ganz verblaßt war. Es lag in ihrer Haltung ihm gegenüber etwas Hilfsfuchendes, das jede Faser seiner ritterlichen Natur heftig bewegte. Abgesehen von ihrem unwiderstehlichen Zauber, besaß sie den Vorzug, Helenes Schwester zu sein, und das An-

recht der hilflosen und stumm nach Rettung vor sich selbst flehenden Frau, das Unrecht des Opfers einer ererbten krankhaften Neigung, für welche man sie kaum verantwortlich machen konnte.

Seine Gedanken verweilten bei Barunas Aberglauben, daß das neubegonnene Jahr — sei es zum Guten oder Bösen — über ihr Schicksal entscheiden würde, und bei Mrs. Featherstones scherzhaftem Vergleich mit einem Stück, in welchem ein jeder von ihnen eine mehr oder weniger wichtige Rolle spielen würde. Gazalette erregte gleichfalls seine Neugierde; abgesehen von dessen offenbaren Beziehungen zu Mrs. Kilnyth und deren Tochter, lag etwas in der Erscheinung dieses Mannes, in seinem vermittelnden Wesen, seiner ungetrübten Liebenswürdigkeit, welcher eine gewisse geheimnisvolle Zurückhaltung nicht abzusprechen war, in jenem durchdringend klugen und beeinflussenden Wesen, das der flüchtigste Beobachter ihm zuerkennen mußte, das ihn als die leitende Kraft in dem Drama, welches nun in kaum zu unterscheidenden Umrissen vor Georgs Phantasie vorüberzog, erscheinen ließ.

Nein, er wollte noch nicht fort — noch nicht; zum wenigsten wollte er Helenes Ankunft noch abwarten.

So vergingen denn langsam die Stunden der Nacht und der Tag überraschte ihn noch schlaflos und müde. Die Sonne erhob sich über dem ersten Tage des neuen Jahres, die Nebel verschwanden und die fernen Gipfel schimmerten in zartem Rot. Ein jeder Atemzug war eine Lust, Myriaden Taupropfen glänzten auf Gebüsch und Bäumen, die Hügel schienen noch vom Schlaf umfangen; ihre Häupter waren schon frei und klar, doch auf dem niederen Olivenwäldchen lagerten noch traumhafte Schatten. Monaco lag in durchsichtige Schleier gehüllt, ein sanfter Wind kräuselte das Mittelmeer und nach Westen hin trug jede Welle einen goldenen Kamm.

Barrender stand auf und kleidete sich an.

Als er durch das Hotel und den Garten schritt, begegnete er nur schläfrigen Dienstboten und geschäftigen Leuten, die ihre Festtagskleider noch nicht angelegt hatten. Er wandte sich nach dem Kasino und befand sich bald auf der Terrasse, wo am Abend vorher Madame Fano ihre seltsame Beichte abgelegt hatte: „Ich habe niemals geliebt.“ Es schien ihm, als höre er die Worte, wie sie dieselben ruhig, deutlich und trauernd gesagt. Von einer andern Frau gesprochen, mochten sie vielleicht keine tiefe Bedeutung haben; von ihren Lippen verrieten sie eine geistige Dede und kummervolle Hoffnungslosigkeit.

keit, die ihn zusammenschauern ließen. Es war jammervoll, zu denken, daß ihre Pulse niemals einer süßeren oder erhabeneren Erregung geschlagen, als der fieberhaften Aufregung des Spiels; daß ihre heiligsten Instinkte und reinsten Bestrebungen durch das Aufwuchern unheilvoller Gedanken erstickt werden mußten, welche sicherlich nur in der verderbten Atmosphäre, die sie hier atmete, gedeihen konnten.

Warrender besaß eine gewisse Einfachheit und Neigung zur Ritterlichkeit, die mit seinem Zeitalter nicht im Einklang standen. Für ihn hatte das Weib noch etwas Heiliges, und Liebe, Wahrheit und Reinheit waren für ihn keine bloßen Begriffe. Seiner Ansicht nach hatte die Civilisation mehr dazu beigetragen, das schwächere Geschlecht herabzuwürdigen, als zu erheben und seine ganze Ritterlichkeit stand auf dem Posten zur Verteidigung oder Rechtfertigung der Frauen, die man gewöhnlich der Falschheit und des Leichtsinns anklagt. Die Männer und die Gesellschaft waren die Schulbigen, nicht sie, die unter idealen Bedingungen nicht weniger und nicht mehr sein sollten als Mütter und Heilige. Die Welt zu reformieren, würde er mit den Frauen den Anfang gemacht haben. Für den Augenblick war Madame Fano der Gegenstand seiner ganz speciellen Besorgnis; sie schien die Auserkorene, welche nicht — gebessert, aber ihrem besseren Selbst zurückgewonnen werden sollte.

Die Gärten waren vereinsamt bis auf eine Bonne, eine Gruppe schwarzäugiger, phantastisch gekleideter Kinder und einen blassen, verstört aussehenden Spieler des vergangenen Abends, welcher in so verzweifelter Haltung auf der Bank saß, daß es den Eindruck machte, als sinne er darüber nach, wie er sich auf die geeignetste Weise aus der Welt befördern könne.

Die Sonne war inzwischen weit über den Horizont emporgestiegen, die Berge hatten ihren duftigen Schimmer verloren und die See glich einer weiten Silberfläche. Warrender schlenderte auf der Terrasse, in vollen Zügen die Schönheit und den Duft genießend, die ihn umgaben; dann schritt er den Weg an der Küste entlang und bestieg endlich die steile Höhe, welche nach der Festung Monaco hinaufführt.

Er verweilte längere Zeit in den ruhigen Straßen der alten Stadt und erfreute sich an dem Kontrast, welchen sie mit dem prunkenden Stadtteil bildeten, den er verlassen. Nun hielt er an der Spitze des kleinen Vorgebirges inne und blickte auf den schmalen Pfad, den er soeben zurückgelegt. Seine

Gedanken waren noch so vollkommen mit Madame Fano beschäftigt, daß es ihn kaum in Erstaunen setzte, als er die Dame in Person von der andern Seite herankommen sah.

Sie bemerkte ihn nicht, blickte vor sich hin und schien in Gedanken versunken, während sie sich mit langsamem, schwebendem Schritt näherte, welchen zu bewundern er in dem überfüllten Kasino noch keine Gelegenheit gehabt hatte. In ihren Händen trug sie ein Körbchen und einen Blumenstrauß. In einiger Entfernung von ihm blieb sie an der geschlossenen Thüre eines Bäckerladens stehen, wo braune Brotlaibe an Nägeln an der Wand hingen, klopfte und trat gleich darauf ein.

Er wartete in der Hoffnung, sie herauskommen zu sehen, doch nach einigen Augenblicken wandte er sich ab, unwillig gegen sich selbst wegen seiner Neugierde.

„Warum sollte ich den Spion spielen?“ murmelte er, wandte sich mit Entschlossenheit ab und verfolgte einen schattigen, im Zickzack laufenden Pfad, der von Terrasse zu Terrasse führte, deren jede mit blühenden Gebüsch bewachsen war, und die ganze Pracht einer halb tropischen Vegetation entwickelte. Hier wurde alles, was die Kunst hervorgebracht, durch Schönheit der Natur und glückliche Lage erhöht: Palmen wiegten ihre zarten Federbüschel, und das brennende Rot der Geranien, das Blaugrün der Aloen und das Rosa der Azaleen hob sich lebhaft gegen das tiefe Blau des Meeres ab. Zwei oder drei knorrige Olivenbäume und Pinien, sowie der öftere Durchblick auf die rauhen Felsen gaben der Landschaft etwas Wildes und Vereinsamtes.

Während er setzte sich auf eine halbrunde, vom Wege abgewendete Bank, und mit einem sonderbaren Gefühl des Entrücktseins und veränderten Interesses lenkte er seine Gedanken auf Unternehmungen, welche er zum Studium der Flora und Fauna des südlichen Archipels geplant hatte.

Noch nicht lange sann er darüber nach, als das leise Klauschen eines Kleides auf dem Kiesweg ihn zurück nach Monte Carlo brachte. Madame Fano stand ganz in seiner Nähe; sie sah verwundert aus und reichte ihm ihre Hand nicht, als er sich erhob und ihr entgegentrat.

„Also haben Sie auch diese Gärten schon entdeckt?“ sagte sie lächelnd. „Sie zählen zu meinen Lieblingsplätzen und sind viel schöner als irgend etwas in der Nähe des Kasinos. Hier kenne ich jeden Weg und Steg, fast jede Pflanze. Doch Sie haben Ihren Platz nicht gut gewählt; wenn Sie es wünschen, zeige ich Ihnen eine reizende Stelle,

die auf einer etwas niedrigeren Terrasse liegt, ganz abseits von der Straße.“

Sie ging ihm voran, einige roh in den Felsen gehauene Stufen hinab, bis zu einer schmalen Fläche, die abschüssig bis hinunter nach dem Meere reichte und als einziges Geländer eine Hecke von Aloe und Geranium besaß. An der einen Seite war eine Art Grotte aus dem Felsen gehöhlt worden; ein winziges Bächlein sickerte hindurch und bewässerte ringsum wachsendes Moos und Farn. Hier stand eine Bank, auf die sich Madame Fano niederließ; der Felsen, gegen welchen sich Warrender lehnte, bildete den schützenden Hintergrund. Am Fuße desselben sproßten blühende Veilchen, deren Duft die Luft erfüllte.

„Man könnte sich weit hinweg von Monte Carlo träumen,“ sagte Warrender.

„Doch ahnte ich nicht, daß Sie nach Ihrer gestrigen Uebermüdung schon so früh auf sein würden.“

„O, nach einer schlaflosen Nacht erfrischt nichts so sehr wie ein Spaziergang, ehe die Sonne den Tau aufgefogen. Wir müssen fast zur selben Zeit den Gasthof verlassen haben; doch ich wandte mich rechts nach der Kirche, um ein Neujahrsgebet für mein kleines Mädchen zu verrichten.“

„Ich sah Sie vor einigen Augenblicken in jener Straße.“

„Bei dem buckeligen Bäcker, der in seiner Art ein ganz interessanter Mann ist. Ich muß Sie einmal mit ihm bekannt machen. Dann ist dort auch ein kleiner, lahmer Junge, der am Neujahrstage nicht vergessen werden durfte.“

„Madame Fano, ich fange an einzusehen, daß Lord Bretland sehr recht hatte mit dem, was er gestern abend sagte; sie spotten über Wohlthaten und üben sie in freigebigster Weise.“

Sie errötete leicht.

„Mein Besuch bei dem lahmen Knaben verdient diese Bezeichnung nicht. Ich liebe die Kinder sehr. — Dies ist ein reizender Fleck,“ fügte sie hinzu, wie um anzudeuten, daß sie das Thema zu verlassen wünsche. „Man kann sich hier so ganz in die Einsamkeit zurückziehen, denn von den zahlreichen Gästen in Monte Carlo besuchen so wenige diese schönen Gärten. Ich komme sehr oft hierher mit meinem Buch oder auch mit meinen Gedanken als alleinigen Gefährten und versuche es, die Thatfachen mit meinen Wünschen in Einklang zu bringen.“

„Mit Erfolg?“

„Können Sie fragen? Das Leben ist ein seltsames Rätsel, Mr. Warrender. Diese Bemerkung ist nicht neu, nicht wahr?“

Sie ist schon ein- oder zweimal gemacht worden, aber das Wahre darin veraltet nicht. Es gibt so viele ungleiche Elemente, die weder Natur noch Kunst verschmelzen noch in Einklang bringen kann. Man spricht vom freien Willen! Es gibt gar keinen solchen. Man glaubt mitunter, es sei so leicht, sich loßzusagen von dem, was uns schädlich, erniedrigend oder auch nur unangenehm dünkt, um ein Leben zu führen, welches die wenigen guten Eigenschaften, die wir besitzen, zu entwickeln imstande wäre; aber gerade das ist unmöglich."

"Ach nein, Madame Fano," erwiderte Warrender ernst. "Es kann niemals unmöglich sein, das Schädliche zu meiden."

"Ja, ganz unmöglich. Ich weiß, woran Sie denken. Als ich in der vorigen Nacht nicht schlafen konnte, dachte ich an Ihre Frage, warum ich hier bliebe und spielte. Ich staunte über die Rückhaltlosigkeit, mit der ich zu Ihnen gesprochen. Ich kann mich nicht entsinnen, mich jemals vorher so geäußert zu haben."

"Vielleicht," sagte Warrender ungestüm, "dachten Sie, ich könnte Ihnen beistehen. — Ich bitte um Verzeihung," fügte er hinzu. "Das war sehr anmaßend von mir."

Es lag keine Zurückweisung in ihrem Blick, eher ein schwacher Schimmer von Befriedigung.

"Ich freue mich, daß Sie das sagten. Wenn von Anmaßung die Rede sein könnte, so läge sie nur bei mir, denn ich hatte diesen Gedanken. Aber es war gerade das, was ich fühlte. Ich bin sehr offenherzig; jedoch kommt mir Ihre Offenherzigkeit so entgegen, Mr. Warrender, daß es mir ganz denkbar scheint, Sie um Hilfe zu bitten, wenn ich deren bedürfte."

"Ich wünschte, Sie folgten diesem Gefühl, dann würden Sie sehen . . ." Er hielt inne.

"Was würde ich sehen?"

"Ich glaube zwar nicht, daß ich Ihnen wirklich von Nutzen sein könnte, dennoch würde ich alle meine Fähigkeiten daran setzen."

Sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie mit Entschlossenheit: "Aber ich brauche keine Hilfe, wenigstens nicht in einem bestimmten Sinne."

"Es gibt ein unbestimmtes Bedürfnis, welches härter zu tragen ist, als materielle Sorge — das Bedürfnis der Teilnahme und Gemeinschaft, des Vertrauens zu sich selbst und in die Recllichkeit anderer, das Bedürfnis eines Gegenstandes, auf den man alle seine Gedanken und Interessen konzentrieren kann."

„Sie glauben also, daß mir alle diese Dinge fehlen, daß ich unglücklich bin?“

„Ich habe kein Recht zu urteilen, jedoch Ihre Worte und Ihr Aussehen lassen es mich vermuten.“

Sie bückte sich nieder und pflückte ein kleines Veilchensträußchen, mit dem sie spielte, indessen sie antwortete:

„Aber ich habe Lebenszwecke — verschiedene. Erstens bin ich meiner Mutter von Nutzen. Nichts könnte sie bewegen, Monaco zu verlassen, und ich vermag sie doch wenigstens von manchen Thorheiten zurückzuhalten. Dann, bis zu einem gewissen Grade habe ich ihr Temperament geerbt. Ich bin berechnender, überlegter, weniger warmherzig; doch in den Hauptsachen sind wir uns gleich. Sie können sich gar nicht die Erregung, das Fieber vorstellen, welches sich gestern Abend meiner bemächtigte, als Sie gewannen. Ich weiß nicht, was mich bewog, Ihnen Halt zu gebieten; aber es überkam mich plötzlich wie ein Gefühl der Scham, des Hasses und des Abscheus — Abscheu vor der Zukunft. — Meine Unterhaltung wird melodramatisch, ganz übereinstimmend mit der moralischen Atmosphäre von Monte Carlo.“

„O, bitte, fahren Sie fort, wenn Sie mir Vertrauen schenken. Solche Sorge und Angst spricht man sich lieber herunter vom Herzen.“

„Ich glaube, daß Selbstzergliederung mein Verderben ist. Wenn ich nur in der Gegenwart leben könnte, wenn mich nicht stets ein schreckliches Gefühl von Unzufriedenheit mit meinem Dasein quälte, könnte ich vielleicht dem Grausen, das mich verfolgt, entfliehen. Ich sehe mich, wie ich vielleicht später sein werde — eine jener schrecklichen Unholdinnen, die Sie gewiß an den Spieltischen bemerkt haben, doch noch bejammernswerter, als jene, mit dem Fluch des Wahnsinns auf mir.“

Sie erhob sich plötzlich und schritt bis zum Rande des Abgrunds, wo sie stehen blieb und mit gepreßten Lippen, blassen Wangen und brütenden Augen auf die See hinausstierte. Er folgte ihr, und auch sein Antlitz war blaß von zurückgedrängter Erregung.

„So dürfen Sie nicht sprechen!“ rief er bewegt. „Es ist nicht so. Sie dürfen nicht; es thut mir weh, Sie zu hören.“

„Ich sehe, daß Sie aufrichtig sind,“ sagte sie. „Wie sehr müssen Sie Helene lieben, um an ihrer Halbschwester ein solches Interesse zu nehmen — einer Frau, die Ihnen erst wenige Stunden bekannt ist.“

Ihre Worte schmerzten Barrender. Es wäre ihm un-

möglich gewesen, sich von der Empfindung Rechenschaft zu geben, aber das wußte er, daß es eine peinliche war. Er wollte mit Nachdruck erwidern, ein verwirrendes Bewußtsein aber verhinderte ihn daran. Madame Fano schien die Ursache seiner Verlegenheit zu erraten und sagte mit melancholischem Lächeln: „Die natürliche Antwort auf diese Bemerkung wäre, daß ich unter allen Umständen Interesse einflößen müsse. Aber ich beschwöre Sie, sprechen Sie nicht zu mir in jener hergebrachten Art der Galanterie, welche Ihr Geschlecht oft anwendet. Es gibt so viele Männer, die bereit wären, zu meinen Füßen ihr Leben zu verpfänden, doch nicht einen, den ich meinen Freund nennen könnte. Ihre gestrige Offenheit in Bezug auf Ihre Gefühle für Helene gibt unserem Verhältnis zu einander eine so sichere Basis, und trotz allem, was Sie auch über mich gehört haben mögen, ist es doch wahr, daß ich in dieser Gewißheit einen großen Trost finde.“

Diese Worte verletzten Warrender in eigentümlicher Weise. Er antwortete hastig: „Sie sprachen soeben von Ihren Lebenszielen. Es war unsinnig, von mir einen Augenblick zu glauben, daß ich Ihnen beistehen könne. Auch ich bin schwach, wie Sie es sind, und fühle mich von jeder Welle der Empfindung umhergeschleudert. Ich besitze keine Freunde. Sie haben Bekannte, die wenigstens den Wunsch haben, sich Ihnen zu widmen; Sie haben Ihre Mutter und Ihr Kind.“

„Sollten meine Lebenserfahrungen reicher sein als die Ihrigen? Vielleicht in Bezug auf die schlimmen unter ihnen, diejenigen, welche mit einer ungesunden moralischen Atmosphäre zusammenhängen und von überreizten Empfindungen herühren, auf alles, was falsch und künstlich ist. Ich habe oft das Verlangen, hinwegzustürzen in stärkende Luft. Jene Erkenntnis kann nur betrüben und erbittern, Mr. Warrender. Wir wollen unsere beiden Existenzen nicht vergleichen. Es ist genug, daß sie beide unbefriedigend sind, die meinige von innen, die Ihrige von außen. Doch Sie werden nicht lange unglücklich sein, denn selbst wenn Sie niemals das erreichen, wonach Sie streben, besitzen Sie in sich selbst einen festen Halt gegen Schlechtigkeit und Kummer. Vergangenheit und Zukunft haben keine Schrecken, die Sie zu fürchten brauchen.“

Ihre Stimme wurde unsicher und er sah, wie ihre Augen sich erweiterten und mit unvergossenen Thränen verschleierten. In diesem Augenblick ließ sich ein Schritt auf den steinernen Stufen vernehmen und beide sahen sich um. Schon sein Schatten auf den Felsen verriet den Störenfried — Cazalette.

Madame Fano machte einige unsichere Schritte, wie im Zweifel, ob sie vortreten oder sich zurückziehen sollte. Die Weichheit verschwand aus ihren Zügen und sie schleuderte den Veilchenstrauß, den sie bisher nervös spielend gehalten, weit hinweg, wie wenn sie die Stimmung, welche sie zu selbstverrätherischen Worten angetrieben hatte, von sich werfen wollte. Sie wurde von neuem die würdevolle Weltbame, kalt, blasirt, unergründlich.

Cazalette trat hervor, ohne daß sein süßes, unbewegliches Gesicht Staunen oder das Bewußtsein verrieten, eine vertrauliche Unterhaltung gestört zu haben.

Er beugte sich über die Hand, welche ihm Madame Fano reichte, und sprach ihr in einigen wohlgewählten Worten etwas mehr als die gewohnten Neujahrswünsche aus. Baruna erwiderte den Gruß und dankte kalt.

„Es sind heute gerade fünf Jahre, Madame,“ fuhr er fort, „seit ich an dieser selben Stelle die Ehre hatte, Ihnen Glück, Gedeihen und — lebewohl zu wünschen. Ich ahnte nicht das Glück, Sie diesen Morgen hier zu treffen.“

„Dafür müssen Sie Mr. Warrender Ihren Dank aussprechen,“ erwiderte Baruna, „wenn überhaupt von Dank die Rede sein kann. Ich war auf dem Heimweg begriffen, als ich ihn auf einer der unbequemsten Bänke des Gartens antraf; er machte den Eindruck, als suche er in Einsamkeit seinen Gedanken nachzuhängen und die Menschlichkeit forderte, daß ich ihm ein Plätzchen anwies, wo er dies bequemer thun konnte. Nun ich mir seine Dankbarkeit erworben, möchte ich Sie bitten, Oberst Cazalette, mir einen Wagen heranzurufen, falls Sie einen solchen erspähen können, denn ich fürchte mich vor der Hitze auf dem langen Wege.“

„Gern,“ sagte Cazalette. „Mr. Warrender, würde ich Sie in Ihren Betrachtungen stören, wenn ich nach einem kurzen Rundgang um das Schloß hierher zurückkehre, um in Ihrer Gesellschaft eine Cigarette zu rauchen? Auf meinen Wanderungen durch Amerika bin ich einigen Männern begegnet, die Sie gut kannten, und ich hörte mit großem Interesse von Ihren Entdeckungen. Würde es Ihnen nicht unangenehm sein, hernach ein wenig zu plaudern?“

Warrender empfand das unvernünftige Verlangen, sich zu entschuldigen, aber der Anstand und ein gewisses Schuldbewußtsein hielten ihn davon zurück, und er versicherte, daß ihm Oberst Cazalettes Gesellschaft nur Vergnügen machen würde.

„Sie thun sehr recht, nach Hause zu fahren,“ sagte

Cazalette, zu Madame Fano gewendet. „Ich habe bereits Mrs. Kilsyth gesprochen, die mich ersuchte, Sie an den besprochenen Ausflug zu erinnern, zu welchem mir die Ehre einer Einladung wurde.“

„Ah,“ sagte Baruna, „da fällt mir ein, daß ich eine Einladung für Sie in der Tasche habe, Mr. Warrender. Wir wollen nach Kap Martino hinaus und dort im Freien den Thee einnehmen. Das Kasino ist heute geschlossen und wir sind daher ganz unbeschäftigte Leute.“

Warrender nahm die Aufforderung mit einem Ungestüm an, welches er bereute, als er den sonderbaren Ausdruck, der Cazalettes Antlitz überflog, bemerkte.

„Also auf Wiedersehen,“ sagte Baruna. „Sie werden uns um drei Uhr in unserem Salon treffen?“

Dreizehntes Kapitel.

Quart-Gopf-Thee.

Madame Fano war, als Warrender gemeldet wurde, allein in ihrem reizenden Empfangszimmer, das etwas Wohnliches hatte, wie es den gewöhnlichen Hotelzimmern nicht eigen ist. Sie trug einen enganliegenden, mit Zobel besetzten Mantel; eine kleine Pelzmütze auf dem vollen Haar und ein Sträußchen Theerosen am Halse gaben ihr etwas Kokettes, das mit ihrem Aussehen in den Morgenstunden im Widerspruch stand.

„Der Himmel ist etwas bezogen,“ sagte sie. „Es ist fast eine Erlösung nach all der Helle. Ich sehne mich mitunter nach den gemäßigten Farbentönen und dem trüben Himmel Englands. Diese lebhaften Farben der Riviera ermüden mit der Zeit.“

„Sie sind lange nicht in England gewesen?“

„Nicht seit dem Tode meines Stiefvaters vor elf Jahren. Ich war damals erst siebenzehn Jahre alt. So, Mr. Warrender, nun habe ich Ihnen ein Geheimnis anvertraut, welches die meisten Frauen eifersüchtig hüten. Aber es gibt Socialphilosophen, die da behaupten, daß eine Frau mit dreißig Jahren den Höhepunkt ihrer Reize erreicht.“

„Keinesfalls,“ sagte Mrs. Kilsyth eintretend, „würde eine

Frau zugeben, dieses Alter überschritten zu haben, solange sie noch eine Spur von Schönheit besitzt."

"Ah, ich höre die Schellen von Mrs. Featherstones Ponies und da ist auch der unvermeidliche Lord Bretland, sein Erziehungssystem verfolgend und General Featherstone, unzertrennlich von unserer neuen Salon-Primadonna, Miß Rochford. So werden wir also geradezu arkadisch sein — Musik und Empfindsamkeit; Thee unter den Pinien; Feldblumen, Vogelgesang und was sonst noch dazu gehört."

Mrs. Kilsyth war in ihrer besten Stimmung, und als Oberst Cazalette erschien, begrüßte sie ihn auf das herzlichste, wie jemand, den sie bereits vor einigen Stunden gesprochen, und dankte ihm freundlich für seine Aufmerksamkeit. Keine Spur mehr von jener Verwirrung, man könnte sagen Verstörtheit, die sie bei seiner Ankunft am vergangenen Abend gezeigt. Sollte bei einem von ihnen in Bezug auf ihre gegenseitige Stellung ein Zweifel bestanden haben, so hatten sie sich augenscheinlich bereits verständigt, und die einzigen Zeichen von Ungeklärtheit, die bei Mrs. Kilsyth hervortraten, waren ein flüchtiger Blick, den sie von Zeit zu Zeit auf seine Züge warf, und ein nervöses Zucken, wenn er sie plötzlich ansprach.

Eine lebhafte Unterhaltung entspann sich, als der offene Landauer, in welchem diese vier Personen Platz genommen hatten, den hübschen, seumgürteten Weg, der nach Mentone führt, dahinschrollte. Die Kosten derselben trug hauptsächlich Cazalette, der mit der Gewandtheit eines vielgereisten, wohlunterrichteten Mannes, dem daran lag, sich angenehm zu machen, zu reden mußte. Mrs. Kilsyths Fragen waren zahllos und ihr Geplauder hätte man wohl demjenigen eines älteren, gut gezogenen Papageis vergleichen dürfen; sie schien sich unbehaglich zu fühlen, sobald ein vorübergehendes Schweigen entstand. Madame Fano sprach wenig, und es muß zugegeben werden, daß Warrender anfangs sich nicht im günstigsten Lichte zeigte; doch auch er, angespornt durch einen leichten Schimmer, welcher Barunas Züge belebte, sobald er das Wort an sie richtete, machte seine anfängliche Schweigsamkeit später wieder gut.

Es war vielleicht natürlich, daß Warrender schon anfangs, über Cazalettes Beweggründe, seine Vergangenheit und sein mögliches Interesse für Madame Fano nachzudenken. Cazalettes Haltung ihr gegenüber war zugleich förmlich und ergeben und er richtete nur selten das Wort an sie. Nichtsdestoweniger glaubte Warrender aus seinen Blicken und Gebärden den Beweis einer warmen Zuneigung entnehmen zu dürfen.

Niemand hätte Gazalette für einen Abenteuerer im gewöhnlichen Sinne des Wortes erklären können; sein ganzes Wesen war das eines Gentleman aus der besten Gesellschaft und nichts erinnerte an einen Schwindler. Sein Betragen war unbestreitbar korrekt und seine zufälligen Anspielungen auf hervorragende Persönlichkeiten und Vorgänge bewiesen große Vertrautheit mit dem politischen und socialen Leben der letzten Jahrzehnte. Er gehörte der Welt an und schien dennoch außer derselben zu stehen; er spielte nicht und war doch augenscheinlich an allen Spielplätzen Europas zu Hause. Von seiner Armut sprach er ohne Affektation. Er hatte etwas von dem Cynismus und der Schwermut eines Einsiedlers und einen leisen Anhauch von geistlicher Würde; man brachte ihn unwillkürlich mit der katholischen Kirche in Verbindung. Er hatte viel Kunstverständnis, schien sehr belesen und seine Sprache war zu Zeiten fast poetisch.

Als der Wagen in den von Oliven beschatteten Weg einbog, der zum Kap Martino hinausführte, sammelte Warrender seine Gedanken und machte sich Vorwürfe, romantischen Vermutungen nachgegangen zu haben.

„Wie thöricht von mir,“ sagte er sich, „in dem ersten gebildeten Fremden, dem ich begegne, einen verkappten Jesuiten zu suchen.“

Ein harmonischer Geist schien nun das Quartett zu beselen. Mrs. Kilsyth's Augen flogen nicht mehr unstät von Gazalette zu ihrer Tochter, und Madame Fano lehnte sich in behaglicher, ungezwungener Haltung in die Kissen zurück, ihr Antlitz war, wenn auch gedankenvoll, so doch milde. Warrenders Mißtrauen und quälende Furcht vor unerwünschten Entdeckungen hatten einem Zustand traumhaften Wohlbehagens Platz gemacht. Hätte er nicht im Hintergrund jenes undefinierbare Etwas gespürt, welches Mrs. Featherstone als das Tragische bezeichnet hatte, so wäre ihm diese Spazierfahrt als etwas Alltägliches erschienen und seine Gefährten wie reizende Weltkinder, die sich des Augenblicks freuten.

Der Wagen hielt an der Spitze eines Gebirgsvorsprungs, wo sich rauschende Wellen an der weißen Felsenwand brachen, so daß der Schaum bis über das niedrige Mastix- und Myrtengebüsch spritzte; das Meer erstreckte sich grau und nebelig bis zum Horizont und die verschleierte Sonne verbreitete eine dunstig schimmernde Helle über die ganze Bucht. Monte Carlo lag wie ein Kleinod in der Kurve, dahinter die felsige Anhöhe und der Turm von Turbia, welcher sich deutlich vom Himmel

abhob. Im Osten schlummerte Mentone und die Vorgebirge Italiens. Es lag etwas Melancholisch-Gedankenvolles in der Luft. Vom Ufer des Meeres führte ein steiniger Pfad nach einem Wald von Pinien, die von den Stürmen phantastisch geformt waren, wo die Atmosphäre ein würziger Harzgeruch erfüllte und der Rosmarin gar mächtig emporschoß. Hier, in einem geschützten Winkel, hatte sich die übrige Gesellschaft bereits gelagert. Man war sehr lustig und Mrs. Featherstone schien nur auf Warrender gewartet zu haben, um die Zubereitung des australischen sogenannten Quart-Topf-Thee — eines bei den Buschmännern zwar beliebten, für unseren Gaumen aber sehr zweifelhaften Getränks — vorzunehmen. Er mußte wohl oder übel ihren Befehlen gehorchen und ihr behilflich sein, den Scherz zu Ende zu führen. So kostete denn die Gesellschaft das exotische Gebräu und verlangte dann stürmisch nach Sherry und Selterswasser.

„Aber, Mrs. Featherstone,“ stotterte Kapitän Bland, welcher sich der Gesellschaft angeschlossen, „ist das nicht reines, pures Heu? Wollen Sie etwa behaupten, daß Sie dies Zeug da in Australien trinken?“

„Und zwar ausschließlich,“ erwiderte sie mit unerschütterlichem Ernst. „Es soll auf das Gehirn wirken, Kapitän Bland, daher sind wir Australier so piffige Leute. Nun dürfen Sie aber auch etwas Butterbrot essen, um den Geschmack los zu werden.“

Im ganzen war der Spaß gelungen; jedenfalls hatte Mrs. Featherstone die Geschicklichkeit, die Leute alle vergnügt zu stimmen. Der eine oder andere stimmte einen Rundgesang an und es klang lieblich durch die Pinien mit dem Rauschen der See als Begleitung. Herr Braunstein schlug Miß Rochford ein deutsches Lied vor, worauf sie die „Lorelei“ sang.

Wie alle solche Konzerte aus dem Stegreif, stieg auch dieses nach und nach bis zu dem Niveau der Tengel-Tangel hinunter.

Es liegt ein eigener Reiz darin, auf fremdem Boden die nationalen Gesänge hervorzujubeln, denen vollends das Londoner Kind nicht widerstehen kann; so hörte man denn auch bald in Kapitän Blands schwindstüchtigem Falsett, daß „Britten niemals, niemals, nie-ie-iemals Sklaven sein würden“, was von den patriotischen und weniger hochkultivierten Mitgliedern der kleinen Gesellschaft aus voller Kehle wiederholt wurde.

„Nur Engländer verstehen es, sich so lächerlich zu machen,“ bemerkte Mrs. Kilsyth zu Gazalette, welcher sich an ihrer Seite

niedergelassen hatte und unverwandt auf Baruna und Warrender blickte, die etwas abseits von den andern standen. „Nein, Kapitän Bland, verlangen Sie nicht, daß ich es Ihnen mache. Ich bin kein Britte — ich bin nur ein Weib. Alle Nationalitäten sind mir gleich; ich kenne keine Vorurteile; ich bin sogar nicht abgeneigt, einen Schimpansen als Mann und Bruder anzuerkennen. Ich hasse euer „Liebes, kleines, schmuckes Ciland“-Geplärre, eure engherzige Scheinheiligkeit, euer Selbstlob, eure Heuchelei, euer Frühstück um neun, Lunch um eins und Diner um sieben Uhr — Hu! Sollte ich etwa jemand verletzen? — Ist das dort nicht Mrs. Livingstone mit dem ‚Verein der Vollarbeiter‘ zu Mentone, die den Weg daherkommt? In eure Zelte, o Israel; Philister über euch!“

„Kommen Sie,“ flüsterte Oberst Cazalette gebieterisch. „Ich habe mit Ihnen zu reden.“

Das Erscheinen von Mrs. Livingstone und ihrer Kohorte war das Zeichen zu allgemeinem Aufbruch. In solchem Falle bilden sich die Paare nach dem Gesetz der natürlichen Anziehung. Warrender und Baruna verließen das Wäldchen und richteten ihre Schritte nach dem von dem Winde durchsegten Vorgebirge. Es war ein rauher Weg, und ihre Hände berührten sich oft, indessen er ihr über die Steine hinweghalf. Schließlich ließ sie sich auf einem Granitblock nieder, unter welchem das Wasser kleine Miniaturteiche bildete und der Seetang sich zu einer Menge Hügelchen angesammelt hatte. Der Wind wehte salzig und erquickend, er bewegte leicht Barunas Pelzwerk und lockerte das Rosensträußchen an ihrem Halse; die Blumen fielen herab und wurden vom Winde über die Felsen getragen.

„Was halten Sie von Oberst Cazalette?“ fragte plötzlich Baruna. Warrender zögerte. „Das ist eine schwierige Frage. Er gehört zu den Menschen, über die sich nach einer so kurzen Bekanntschaft noch kein Urteil fällen läßt.“

„Da stimme ich nicht mit Ihnen überein. Er hat eine ganz bestimmte Individualität.“

„Das ist nicht zu leugnen.“

„Und er machte gestern abend einen schlechten Eindruck auf Sie?“

„Da Sie Offenheit verlangen, nun ja, mein erstes Gefühl war das des Mißtrauens.“

„Sie hatten recht,“ erwiderte sie ernst. „Trauen Sie ihm nicht.“

„Dennoch scheinen Sie sehr intim mit Oberst Cazalette gewesen zu sein, Madame Fano.“

„Vor fünf oder sechs Jahren sah ich ihn oft. Er hatte großen Einfluß auf meine Mutter und war eine Art weltlichen Beichtvaters bei ihr zu einer Zeit, als sie sich in einem ihrer religiösen Uebergangsstadien befand. Ich möchte nicht herzlos erscheinen, Mr. Warrender. Sie müssen es selbst einsehen, daß meine Mutter erregbar, veränderlich und — lebenswürdig ist wie ein Kind. Was mich selbst betrifft, so ist Oberst Cazalette in meiner Erinnerung mit schmerzlichen Vorgängen verknüpft. Nun aber,“ sagte Sie in anderem Tone, „werden Sie mir noch einiges über meine Schwester Helene berichten. Ist es Ihnen ein Vergnügen, von ihr zu sprechen, oder das Gegenteil?“

Warrender zauderte mit der Antwort.

„Ich spreche gern von ihr, wenn es Sie interessiert, Madame Fano; jedoch . . .“

„Ja, ich glaube zu verstehen. Ich bildete mir ein, die Nennung ihres Namens berühre Sie unangenehm. Wenn es mir an Verständnis fehlt, so müssen Sie bedenken, daß ich eine mir nicht geläufige Sprache lese. Ich weiß bestimmt, daß Sie zu gerade und offen sind, um aus verletzter Eitelkeit und Eigenliebe zurückzuschrecken. Mir ist, wie wenn ein echter Mann, der einmal ein Weib geliebt, ihr trotz allem, was auch kommen mag, ein inniges Gedenken bewahren müßte. Sie würden staunen, wenn Sie wüßten, wieviel ich an Sie und Helene heute nachmittag gedacht habe.“

„Sie hängen sehr an Ihrer Schwester?“

„Das wäre vielleicht zu viel gesagt. Ich kenne sie so wenig. Sie war ein Kind, als ich England verließ, ein winziges, stilles, kleines Ding mit langen blonden Locken und ernstesten Augen; es war etwas Feierliches an ihr und sie besaß eine ganz erstaunliche Anlage zur Gottesverehrung. Sie war ein Kind, von dem man wohl voraussetzen durfte, daß sie als Erwachsene sich für einen Glauben, eine Idee, ein Gefühl aufzuopfern imstande sein würde. Ich kann sie mir nicht als ein gewöhnliches Mädchen der Neuzeit vorstellen. In ihren Briefen herrscht eine überirdische Stimmung und ich vermute, daß sie schwach ist, wie alle diese glaubensseligen Geschöpfe es zu sein pflegen. Beurteile ich sie richtig?“

„Ich hatte keine Veranlassung, sie für schwach zu halten,“ versetzte Warrender etwas bitter; „jedenfalls glaubte sie nicht an mich. Was möchten Sie gern über sie erfahren, Madame Fano? Sie ist jetzt groß und schlank, mit einer Art mädchenhafter Würde, die nicht leicht zu beschreiben ist. Sie hat tiefe,

dunkle Augen und pflegt nicht oft zu lachen. Ich fand ihre Lebensansichten zu ernst und meinte immer, sie dächte zu viel an andere. Binnen kurzem werden Sie ja selbst urteilen können."

"Ich habe noch niemals gewußt, was es heißt, eine Freundin besitzen," sagte Baruna, als wolle sie ihr Interesse entschuldigen, "und Helene ist meine Stiefschwester, die außer meiner Mutter und meinem kleinen Mädchen mir näher steht als irgend jemand auf der Welt. Sie wird von ganz neuem Einfluß auf mein Leben sein, der vielleicht ein glücklicher ist. Wenn, wie es ihre Briefe vermuten lassen, sie an mich glaubt, mich liebt, nur Gutes von mir denkt, könnte da wohl ein Beweggrund zur Aufopferung, zu einem Versuch..." Sie hielt inne. Warrender antwortete nicht sogleich. "Sie halten mich für selbstgefällig?" sagte Baruna, ihm ins Gesicht schauend. "Sie haben recht, Egoismus ist der Fluch einer Natur wie die meinige. Es erscheint fast, als gipfle meine Teilnahme für Helene in dem Anteil, den sie an meinem Leben nehmen wird."

"Nein," sagte Warrender erregt. "Ueber diese Dinge habe ich nicht viel nachgedacht, aber es scheint mir, daß zart besaitete Naturen immer mehr oder weniger egoistisch sein müssen. Es ist eine Nervenfrage und eine Frage der Fähigkeit, lebhafte Eindrücke zu empfangen. Aber warum sprechen Sie so betrübt und mutlos? Sie haben doch den mächtigsten Lebenssporn an Ihrem Kind."

Madame Janos' Züge verdüsterten sich und tiefe Trauer war darauf zu lesen; einen Augenblick später leuchteten sie auf und ein Strahl der Gürtlichkeit milderte ihre Starrheit.

"Für das, womit unser Leben eng verbunden, bedarf es keines Sporns," antwortete sie mit leiser Stimme. "Glaubten Sie, ich liebte mein kleines Mädchen nicht? Nun, vielleicht rechtfertigte mein Wesen diesen Glauben. Mr. Warrender, ich habe zuweilen gewünscht, gebetet, mein Kind möchte sterben. Die lallende Sprache, der beschränkte Verstand, die blöden Augen sind für mich lebende Vorwürfe für ein unbewußt begangenes Unrecht, Mahner einer Schuld, welche ich niemals vergessen noch vergeben kann. Welches Recht haben die Menschen," hier zitterte ihre Stimme in leidenschaftlichem Ernst, "andere Existenzen mit allem dem zu belasten, was in ihnen Böses ruht, und schlimmer noch — schlimmer. Ich kann mich nicht erklären, und für Sie ist es unmöglich, mich zu verstehen."

"Ich verstehe Sie dennoch." Seine Augen erglänzten von

tiefem Mitleid. „Das Leid, welches über Unschuldige verhängt wird, ist eines der traurigsten Probleme des Lebens.“

„Es kann nicht geändert, nicht gebessert werden. In solchem Kummer ist eine Art Gift,“ sagte sie.

„Nein, es kann weder geändert noch gänzlich geheilt werden diesseits des Grabes.“

„Und Sie glauben,“ rief sie heftig, „es gäbe ein Mittel, dieser Hoffnungslosigkeit, diesem Kummer zu entgehen?“

„Für Sie? O ja, ja,“ sagte er einfach. „Sie sind noch so jung, Madame Fano, zu jung, um mit dem Leben fertig zu sein, zu gut und zu wahr, um hart und cynisch zu werden. Geben Sie dieses falsche, oberflächliche Leben auf und widmen Sie sich Ihrem Kinde. Sie wissen nicht, was die Zukunft Ihnen bringen kann. Es wird Frieden, vielleicht Liebe für Sie geben.“

Barunas Antlitz zeigte jetzt weder Härte noch Gleichgültigkeit und sie schien auf seine Worte zu lauschen, als hätten sie prophetische Kraft. Ihre großen Augen erweiterten sich, ihre Lippen zitterten. Sie schwieg einige Augenblicke, dann sagte sie zögernd:

„Aber Sie wissen nicht, Sie können sich's nicht vorstellen; mein kleines Mädchen ist fast blödsinnig, sie ist taub und stumm. Sie sagten — Sie sagten, es käme daher, weil ich zu jener Zeit so unglücklich gewesen. Ich hatte gelitten, ich kann nicht davon reden. Fragen Sie mich nichts. Sie sehen, daß für mich die Hoffnung dahin ist.“

Es entstand eine schmerzliche Pause, und dann . . .

„Sie sagten,“ fuhr Warrender fort, „daß Sie nach diesem Jahre nicht mehr spielen würden.“

„Ich beabsichtige es aufzugeben,“ erwiderte sie, „wenn ich die Leidenschaft bewältigen kann; doch weiß ich nicht, ob ich ohne Aufregung irgend welcher Art werde leben können. Ich war ganz im Ernst in Bezug auf meinen Aberglauben, daß sich in diesem Jahr mein Schicksal entscheiden werde, und nun erwecken Sie fast die Hoffnung in mir, daß mir noch Freudiges in Aussicht stehe. Mr. Warrender, Sie müssen mich nicht nach dem Maßstab eines zärtlich auferzogenen englischen Mädchens beurteilen. Ich habe mein Leben gelebt, ich bin aller Illusionen bar und ich schmecke Asche zwischen meinen Lippen. Ein jedes Weib ohne Glück verlangt danach, dem faden Leben zu entgehen; einige finden Zerstreuung an Toilette, Lustbarkeiten und Koketterie. Diese Dinge haben für mich keinen Reiz und sind auch nicht weniger demoralisierend als die Roulette. Und

ich habe das Spiel mir selbst gegenüber gerechtfertigt. Sie wissen, daß ich arm war und daß meiner Mutter Einkommen mit ihrem Tode aufhört. Ich wollte Geld gewinnen, um unabhängig zu sein und für die Zukunft meines kleinen Mädchens sorgen zu können. Schon habe ich fast genug gewonnen — doch noch nicht ganz. Kommen Sie," sagte sie aufstehend, "wir haben lange geplaudert. Wir wollen die andern auffuchen."

"Sind Sie böse auf mich?" sagte Warrender in bittendem Tone. "Ich weiß, daß ich kein Recht besitze, in dieser Weise mit Ihnen zu reden."

"Ja, Sie haben ein gewisses Recht dazu," erwiderte sie mit erzwungener Scherzhaftigkeit. "Sie werden eines Tages der Gatte meiner Schwester sein. Grund genug, daß wir uns offen begegnen."

Das Blut stieg Warrender in die Wangen.

"Ich wollte lieber," sagte er langsam, "Sie ließen Ihre Schwester aus dem Spiele und gäben mir dieses Recht aus andern Gründen."

"Wie?" fragte sie.

"Es wäre mir die größte Freude, wenn Sie mir vertrauten und ich mich als Ihren Freund betrachten dürfte, abgesehen von der Möglichkeit eines näheren Bandes."

"Ich vertraue Ihnen. Was meine Freundschaft betrifft, so glaube ich, sie Ihnen am ersten Abend unsres Zusammenseins mit einem mir ungewohnten Entgegenkommen angeboten zu haben. Und von der andern Möglichkeit wollen wir nicht mehr sprechen, bis Helene kommt."

Vierzehntes Kapitel.

A b e r g ä n g e.

Jene Unterhaltung am Strande von Kap Martino schien eine Krisis in den Beziehungen zwischen Warrender und Madame Fano herbeigeführt zu haben und ihr Verkehr wurde ungewohnter. Beide waren sich des gegenseitigen Einflusses wohl bewußt, doch keines wagte ihn zu ergründen. Jenes traumhafte Gefühl von Mittheilbarkeit und geistiger Gemeinschaft, die Unruhe, das unbestimmte Sehnen, halb traurig, halb süß, die unverhoffte Zuneigung ihrer Seelen und der beständige Wunsch,

tausend poetische Gedanken, welche beider Phantasie umlagerten, auszutauschen — alle diese Zeichen erwachenden Interesses wurden von Baruna wahrgenommen und, wenn sie darüber nachdachte, jener neugeschmiedeten sympathischen Kette beigemessen, die sie selbst, Helene und den neuen Ankömmling verband. Es ist oft nicht leicht, die Ursache von der Wirkung zu unterscheiden, und in diesem Falle mußte sich Baruna nicht genau zu sagen, ob ihr erhöhtes Interesse an Helene durch ihre Begegnung mit Warrender veranlaßt worden oder ob der letztere in ihren Augen durch seine Beziehungen zu ihrer Halbschwester an Bedeutung gewonnen.

Sie überraschte sich oft bei dem Staunen über Helenes Zurückweisung dieses Mannes, der ihr von allen, die ihr begegnet waren, als derjenige erschien, welchem eine Frau sich am sichersten anvertrauen durfte. Sie war von dem fast sehnlichen Wunsche ergriffen, seine Rechte zu verteidigen, das Gewebe religiöser Vorurteile zu zerreißen, das — sie fühlte es — Helenes Willen gefangen hielt. Es verlangte sie danach, ihn glücklich zu sehen, denn es schien ihr grausam, daß die Inbrunst dieses Herzens verloren und vergeudet werden sollte. Ihr eigenes Herz fühlte mit ihm. Arma Baruna! Ihr hatte sich die Liebe bisher nur in einer solchen Gestalt gezeigt, daß sie nichts als Verachtung dafür empfunden hatte und beinahe frohlockte über den Schmerz, welchen sie verursachte. Sie hatte geglaubt, daß diese Gefühllosigkeit aus ihrer eigenen Oberflächlichkeit und Falschheit hervorginge; nun kam es über sie wie eine Offenbarung, daß sie allein wahr gewesen und daß es die Wahrheit sei, welche ihr in Warrenders Seele entgegentrat, die ihr eine so leidenschaftliche Teilnahme für seine tieferen Gefühle abgewonnen. Noch niemals war ihr ein so groß angelegter, einfacher, ritterlicher Charakter nahegetreten. Hier war keine Effekthascherei, keine krankhafte Sentimentalität, keine armselige Eitelkeit, welche die gottähnliche Liebe in den Staub herabzog. Warrenders Züge verrieten eine ruhige Trauer, welche Baruna mehr rührte, als die verzweifeltste Schaustellung von Melancholie.

„Warum sollte ich betrübt sein?“ pflegte sie sich in cynischer Stimmung zu fragen. „Liebte er mich, so würde mich seine Liebe ebenso ungeduldig machen, wie die Seufzer und Vorwürfe der andern.“

Doch er liebte sie nicht, noch würde er sie je lieben, da er ja um ihre Schwester geworben. Diese Thatsache betonte sie nachdrücklich in ihren Selbstbetrachtungen, vielleicht aus

der inneren Ueberzeugung, daß darin ihre Sicherheit liege und die Rechtfertigung ihres unbedingten Vertrauens zu ihm. Ihre innere Stellung zu ihm war derart, wie sie sie einem Manne gegenüber niemals für möglich gehalten hätte. Sie, in der eine unselige Heirat jede Quelle der Empfindung vertrocknet zu haben schien, die sich selbst als hart und gewinnsüchtig verhöhnt hatte und der ihre Kälte sowohl gegen Beschimpfung wie gegen ehrlich gemeinte Liebe zum Panzer gedient hatte, glich nun einem halb erwachten Mädchen in ihrer Vertrauensseligkeit, ihrer Träumerei, ihrem unverzagten Glauben an ihn und der Furchtlosigkeit, mit welcher sie dieses neue Element in ihr Leben aufnahm; sie staunte, warum dem berauschten Entzücken der Liebe so viel Beredsamkeit gewidmet werde, wenn doch die Freundschaft so süß.

Noch eine andere erfreuliche Veränderung ihrer Gemüthsverfassung schrieb sie seinem Einflusse zu. Sie hatte ihm Andeutungen gemacht von krampfhafter Furcht, inneren Schrecken und einem Gefühl der Vereinsamung, welche ihr zu Zeiten die Empfindung gaben, als sei sie ein Automat, der zum Handeln und Lächeln aufgezogen wird, indessen ihr Geist zuschauere, wie wenn er diese Travestie des Lebens verabscheue. Diese Empfindungen, welche sich ihrer zeitweise derartig bemächtigt hatten, daß ihre Angst vor plötzlicher Unzurechnungsfähigkeit nicht ungerechtfertigt erschien, und gegen welche es kein anderes Mittel als die Erregung des Spiels gab, hatten sich im neuen Jahre fast gar nicht gezeigt. Dieses Bewußtsein der Befreiung von einer Last war ihr unaussprechlich süß, es war der Vor-schmack dessen, was das Dasein für jene sein mochte, die rein, ungetrübt, geliebt — für solche Frauen wie Helene. Zur Nachtzeit, wenn sie erwachte, in gewohnter Furcht vor jenen Schatten, welche die Dunkelheit zur Dual machten, staunte sie darüber, sich gefaßt und beruhigt zu finden, wie wenn einer Mutter Hand die ihrige umfaßte. Dann wandte sie sich auf ihrem Kissen um, wie um Warrenders Augen in Gedanken zu begegnen und dann die ihrigen wieder zu schließen, durchdrungen von einem Gefühl der Sicherheit und des Friedens.

Warrender machte eine nicht unähnliche Phase der Erfahrung durch. Auch seine Seele fühlte sich entlastet, auch für ihn hatte das Leben einen neuen und absorbierenden Reiz gewonnen. Der bloße Gedanke, daß seine Liebe zu Helene im Begriffe stünde, auf ihre Schwelger überzugehen, würde ihn empört haben; nichtsdestoweniger war es eine Thatfache, daß der größere Teil seiner Gedanken Varuna galt. Welcher Mann

könnte dem Zauber ihres veränderlichen Wesens, der Huldigung, die sie ihm durch ihr Vertrauen zollte, und der aufrichtigen Unterwerfung eines so schönen, so buntschillernden und für andere so unnahbaren Weibes widerstehen? In Varunas Unterhaltung lag etwas Einfaches, Unbewußtes und Unschuldiges, das mit ihrem sonstigen Wesen durchaus nicht im Einklang stand. Keine Kofette hätte diese Rolle durchführen können, ohne von ihrer Würde einzubüßen; aber ihr Freimut erzwang absolute Achtung, und sogar Mrs. Featherstones Spott wurde durch Madame Fanos Offenheit zum Schweigen gebracht, als sie dieselbe zur Heldin jenes Monte Carlo-Dramas ausrief, worauf die hübsche Australierin noch immer lachend bestand.

„Für den Augenblick sehe ich keine Anzeichen eines Dramas, Mrs. Featherstone. Ihre Phantasie muß die überwältigenden Verwirrungen und heftigen Erregungen, welche man mit dem Begriff einer Tragödie verbindet, erregen. Entwerfen Sie Ihr Stück ohne mich. Ich bin zu unbeteiligt, um die Rolle der Heldin zu übernehmen.“

„Dann will auch ich mich bemühen, Indifferenz zu üben, wenn man damit solche Erfolge erzielt. Es gibt nichts, wofür ich so schwärme, als den Gegenstand des Gesprächs zu bilden! Doch dazu sind verschiedene Dinge erforderlich; man muß groß und stattlich sein und etwas in seinem Wesen haben, das die Neugierde reizt.“

Oberst Cazalette wandte sich zu Madame Fano. Sie standen in der Vorflur des Casinos und erwarteten die übrige Gesellschaft.

„Bemerken Sie auch,“ fragte er mit leiser Stimme, „daß ich jede mögliche Anstrengung mache, um mich in der Gleichgültigkeit zu üben?“

„Es gelingt Ihnen vorzüglich,“ antwortete sie.

„Ich bin ein guter Schauspieler. Aber Sie kennen mich genügend, um zu wissen, daß ich mich ebensowenig ändere, wie ich vergesse. Für mich ist eine einmal empfundene Leidenschaft eine Leidenschaft für das Leben.“

„Ich kann mir kaum denken, daß Sie aufrichtig sind,“ antwortete sie spitz. „Sie scheinen sich sehr gut zu unterhalten.“

Während sie sprach, wandten sich ihre Augen bedeutungsvoll einer dunkeläugigen, etwas geschminkten und außerordentlich gut gekleideten Dame zu — augenscheinlich einer der gefallenen Engel, die sich in Monte Carlo so heimisch fühlen —, welche ihren feuerroten Fächer kokett über den unteren Teil des Gesichts

gebreitet und ihre dreisten Blicke unverwandt auf Cazalette gerichtet, sich an eine Säule lehnte. Dieser errötete leicht und zog Madame Fano seitwärts nach einem Sitz, der sich unter dem Schatten hoher Farnen und Topfgewächse befand.

„Setzen Sie sich hierher und üben Sie Barmherzigkeit. Sie haben recht und Ihr Vorwurf bereitet mir mehr Freude als Schmerz, denn er gibt mir den Beweis, daß Sie nicht so ganz gleichgültig sind. Aber Sie sind eine Weltbete und wissen . . .“

„Oh ja, ich weiß, ich weiß,“ unterbrach sie ihn. „Das wußte ich alles schon lange. Glauben Sie nur nicht, daß ich diese Anspielung wegen irgend eines tiefen Interesses für Sie machte. Nur verlohnt es sich nicht, daß Sie sich bemühen, mir eine veränderte Ansicht über Sie beizubringen. Einer Un- erfahrener könnten Sie vielleicht Glauben abgewinnen, ich aber bin gehärtet und abgestumpft, vermag ich doch kaum mehr an solche Güte zu glauben, die ich thatsächlich sehe.“

„Sehen Sie sie jemals?“

Baruna erwiderte nichts.

„Was auch meine Fehler sein mögen,“ rief er leidenschaftlich, „Sie müssen wenigstens überzeugt sein, daß ich niemals ein anderes Weib geliebt habe, noch lieben werde als Sie.“

„Die alte Geschichte, und fünf Jahre sind vergangen, seitdem Sie sie zuletzt wiederholt haben. Ich dachte, daß Sie sie nach so langer Zeit endlich vergessen hätten.“

„Diese Geschichte kann, so lange ich atme, nicht in Vergessenheit geraten. Sagen Sie, daß Sie mir dies glauben.“

„Mein Glaube thut nichts zur Sache.“

„Nein, nichts. Ich habe die Hoffnung aufgegeben und Sie können mir nicht vorwerfen, Sie seit meiner Rückkehr mit der aufdringlichen Versicherung meiner Gefühle belästigt zu haben. Ich ergab mich am Neujahrs Morgen in den Gärten von Monaco in mein Schicksal. Ihr Herz gehört jenem Engländer. Damals sah ich, daß Sie besiegt waren — Sie, das Edelweiß, die unerreichbarste der Frauen, die zu lieben Verzweiflung und Untergang bedeutet.“

„Sie sind vollständig im Irrtum!“ rief sie ungestüm, obgleich im Flüstertone. „Es gibt nichts dergleichen zwischen mir und Mr. Warrander; er begehrt meine Schwester zur Frau.“

Ein eigentümliches Lächeln kräuselte Cazalettes Lippen.

„Er wird Ihre Schwester nicht heimführen.“

In diesem Augenblick erschien Lord Bretland. „Tausend

Entschuldigungen, Madame Fano. Sie haben auf ihre Einlaßkarten gewartet. Hier ist Ihr Tuch. Warendes soll, wie ich höre, große Summen für Sie gewonnen haben. Wie lange wird dieses Glück noch vorhalten? Es ist geradezu staunenswert.“

„Sein Glück wird gerade so lange vorhalten wie Madame Fanos Gleichgültigkeit,“ sagte Mrs. Featherstone, welche die letzte Bemerkung gehört hatte. „Dies ist die Philosophie des Spiels und des Lebens.“

So kreuzten und durchkreuzten sich die Fäden des Schicksals und es gab ein lustiges Leben in dem kleinen Fürstentum.

Helene hatte ihre Reise verschoben. Drei Wochen waren vergangen und die Saison in Monte Carlo hatte ihren Höhepunkt erreicht. Beslagte Yachten lagen im Hafen, auf den Terrassen und in den Spielfälen drängten sich die fashionablen Engländer, Berühmtheiten jeder Nationalität begegneten sich in den Vorhallen und die Patti trillerte im Theater. Zwei oder drei königliche Sprößlinge kamen täglich von Nizza herüber und die Demimonde überflutete das Hôtel de Paris. Im Hôtel des Anges war jeder Winkel besetzt. General Featherstone war mit seiner Violine und seinen Partituren nach San Remo geflüchtet, um dort in verhältnismäßiger Zurückgezogenheit seine Oper zu vollenden, und seine hübsche Frau ergründete noch immer die Geheimnisse der Civilisation unter der Oberaufsicht von Lord Bretland und der Führung einiger kürzlich aus England eingetroffener Bewunderer.

Cazalette behielt seine erste Wohnung, doch war er ein steter Besucher der Villa Kilsyth. Er vermied Baruna, aber sein Einfluß auf Mrs. Kilsyth wurde täglich auffallender. Diese Dame war nicht in ihrer gewohnten Stimmung; sie sah abgesspannt und unzufrieden aus, ihre Augen waren unstät, ihre Lippen selten geschlossen und ihre unzusammenhängenden Reden, sowie ihre abwechselnde Erregung und Niedergeschlagenheit bewiesen zur Genüge, daß sie Morphium und andere Reizmittel im Ueberfluß in Anwendung brachte. Sie ging regelmäßig zur Messe, sprach von Träumen, Vorahnungen, gefiel sich in tausendfachem Aberglauben und opferte eine unberechenbare Zahl von Kerzen.

Die größte Veränderung war an Baruna bemerklich; ihre Züge hatten sich gemildert, eine zitternde Empfindlichkeit zeigte sich auf ihren Lippen und in ihren Augen, ihr Wesen war anmutiger, ungezwungener, zeitweise sogar heiter. Sie erfreute sich an der Pracht, die sie umgab, und die Natur schien mit schmeichelnder Stimme zu ihr zu sprechen. Es war, als ob

ein schreckliches Gespenst ihren Blicken entzogen worden; sie ließ sich sogar mit Lebhaftigkeit zu den mannichfachen Vergnügungsprojekten herbei — Fahrten, Feste, Ausflüge —, die die neu angekommenen englischen Besucher veranstalteten.

Madame Fano war zu dieser Zeit eine der hervorragendsten Gestalten in Monte Carlo. Ein russischer Magnat lag ihr zu Füßen, sie war von einer Schar von Bewunderern umgeben und an der Roulette für sie setzen zu dürfen, war ein eifrig begehrtes Vorrecht. Jedenfalls hatte dieses kritische Jahr günstig begonnen, denn das Glück lächelte ihrem Spiele. Das Gerücht erhöhte noch ihre Gewinne, und sogar die Unbeweglichkeit der Croupiers pflegte nachzulassen, wenn sie an den Spieltischen erschien. Der brünette, ernst aussehende Engländer, welcher beständig an ihrer Seite war, erregte die Aufmerksamkeit; sein Glück im Spiel wurde mit ihrer Gunst identifiziert, und Fernstehende, welche den wunderlichen Aberglauben, der sich an ihren Namen geheftet hatte, teilten, warteten mit Begierde auf den kritischen Augenblick, wo das Glück sich wenden und der Durst des Vampirs befriedigt sein würde.

Cazalette hielt sich abseits, spielte niemals, nahm keinen handelnden Anteil an dem Drama, beobachtete aber Varuna scharf. Seine Aufmerksamkeit galt nicht minder Georg Warrander, dessen Gesellschaft er nun eifrig pflegte. Der letztere fing an, seine frühere Antipathie zu bereuen, denn augenscheinlich verdiente die Bezeichnung eines Abenteurers niemand weniger als Cazalette. Er schien mit den Würdenträgern der Kirche und des Staates, seien es englische oder fremde, auf vertrautestem Fuße zu stehen; sein Bekanntenkreis war groß und erstreckte sich auf alle Gesellschaftsklassen.

Eine reizende Schauspielerin hatte eine Villa bei Villefranche gemietet und betrachtete ihre Feste als mißlungen, wenn er nicht zugegen war. Die Prinzessin Titchakoff, welche eine prachtvolle Flucht Zimmer im Grand Hôtel bewohnte und die Berühmtheit in Monaco mit der Primadonna, Madame Fano, einer Londoner Berufschönheit und einer kürzlich aus Kaledonien heimgekehrten Kommunistin teilte, patronisierte und verhätschelte ihn und bemühte sich, wie es hieß, ihn in den Wirbel politischer Intriguen hineinzuziehen. Nadines Freund zu heißen, war vielleicht eine zweifelhafte Auszeichnung. Ja! aber der Genosse des Père Hyacinth zu sein, welcher gerade in Nizza seine Predigten hielt, oder des Kardinals, der sich, unter päpstlichem Segen, zur Stärkung seiner Gesundheit in Mentone niedergelassen, oder eines englischen Staatsmannes,

welchen das Bedürfnis nach Erholung und Zerstreuung nach der Riviera geführt hatte, konnte schon mehr Ansprüche auf Ansehen verleihen.

Die kaum gehegte Vermutung einer Gegnerschaft in ihren beiderseitigen Beziehungen zu Madame Fano war ganz aus Warrenders Sinn geschwunden. Hätte er seine Empfindungen zergliedert, so hätte diese unbestimmte Eifersucht eine Offenbarung für ihn sein müssen; aber in jener Unterhaltung am Kap Martino hatte sie selbst den Eindruck verwischt, ehe derselbe Zeit gehabt, eine bestimmte Gestalt anzunehmen.

Trotz aller Lustbarkeiten, die sie in Anspruch nahmen, verlebten Warrender und Madame Fano viele Stunden miteinander. Sie schien diese Gelegenheiten eher zu suchen, als zu vermeiden und sagte ihm mit der lieblichsten Offenherzigkeit, daß seine Gesellschaft ihr wohlthue. Seltsam, je vertrauter sie wurden, je weniger suchten sie ihren Unterhaltungsstoff in persönlichen Dingen. Von seiner Seite geschah dies nicht unabsichtlich. War von ihm selbst die Rede, so ging das Thema gewöhnlich auf Helene über, und davor schreckte er, ohne zu wissen warum, mit unsäglichem Widerwillen zurück. Er zuckte beim Klang ihres Namens auf Varunas Lippen und fürchtete ihr Erscheinen in einer Umgebung, in welcher er mit ihrer Schwester ohne Verletzung seines Zartgefühls verkehrte; denn einer der stärksten Beweise für Varunas Zauberkrast lag in ihrer Macht, die augenblickliche Stimmung derer, die mit ihr in Berührung kamen, zu beherrschen und gleichsam alle äußerlichen Mißverhältnisse mit ihrer eigenen reizenden Persönlichkeit in Einklang zu bringen, so daß, obgleich Warrender das größte Verlangen trug, sie den Einwirkungen, die er für entwürdigend hielt, und einer Gemeinschaft, welche sich mit seinem Ideal reinsten Weiblichkeit nicht vertrug, zu entziehen, sie ihm dennoch den festen Glauben an ihre Empfänglichkeit für alles Edle und Erhabene einflöste.

Fünfzehntes Kapitel.

Lieben oder nicht lieben.

„Ich möchte wohl darüber im klaren sein,“ sagte Madame Fano plötzlich nach einem traumhaften Schweigen, währenddessen ihre Augen wie abwesend auf die ferne See hinaus-

geschaut, „ob uns die Wissenschaft jemals in den Stand setzen wird, die Gesetze der geistigen und seelischen Anziehung zu ergründen. Es ist gewiß eine schöne Sache, das Princip der Gravitation entdeckt zu haben; aber ein wieviel größerer Gewinn wäre es für die Menschheit, wenn sich ein kluger Kopf fände, der genau und zwar auf wissenschaftlicher Basis feststellte, warum diese oder jene Verbindung von Umständen, Gefühlen oder Eigenschaften ein bestimmtes Resultat auf den menschlichen Organismus hervorbringt. Es muß doch ein Gesetz geben, das diese Verbindungen regiert; so wie sich in der Chemie gewisse Elemente vereinigen oder trennen, muß die Begegnung mancher Naturen unabänderlich zum Guten oder zum Bösen führen. Welches von beiden, das entdeckt man immer erst, wenn es zu spät ist. Könnte man durch die Gesetze, welche sicherlich auch in der unsichtbaren Welt herrschen, geleitet werden, wieviel leichter und einfacher wäre der gesellige Verkehr? Dann gäbe es keine unglücklichen Ehen, keine falschen oder gezwungenen Beziehungen und man brauchte nicht nach Aufklärung im Dunkel umherzutappen. Wir würden das uns Antipathische kennen und vermeiden und könnten uns ohne Scheu denjenigen hingeben, mit denen wir uns im Einklang wüßten.“

Madame Fano brachte diese lange philosophische Betrachtung langsam und gedankenvoll hervor, anscheinend ohne eine Antwort zu erwarten.

„In welcher Beziehung?“ fragte Warrender.

Sie saßen beisammen im Garten der Villa Rilsyth, welche durch Oliven und Pinien von der äußeren Welt abgeschlossen war. Ein Gebüsch von Drangenhäusern, welche gleichzeitig Blüten und Früchte trugen und die Luft mit balsamischem Duft erfüllten, trennte sie von dem Hause, eine Mimose streute ihren goldenen Blütenstaub zu ihren Füßen und die Sonne sandte ihnen ihre letzten Strahlen. Schwache Laute klangen von der Promenade herüber, doch hier war alles traumhaft still.

Madame Fano saß zurückgelehnt in einem gepolsterten Korbsessel und ihr zur Seite stand ein Tischchen mit Obst und Erfrischungen. Die Umgebung hatte etwas besonders Freundliches und Behagliches nach dem wenig anheimelnden Prunk des Hotels. Waruna war blaß, sie hatte über Kopfschmerzen und Müdigkeit geklagt und war erst vor kurzem aus ihrem Zimmer gekommen; trotzdem hatte sie Warrender, als er vorsprach, nach wenigen Minuten hier empfangen. Ein Band

Gebichte lag auf dem Tisch. Als er ihre Teilnahmlosigkeit bemerkte, hatte er vorgeschlagen, ihr etwas vorzulesen, und gewahrte nun, wie sehr die schöne Dichtung Brownings „Zwei in der Campagna“ sie gerührt hatte. Hierauf war eine Pause entstanden, die durch ihre Bemerkung unterbrochen worden war.

„In Beziehung auf Sie zum Beispiel. Sie glauben nicht an die Theorie geistigen Wechselverkehrs und ich fühle mich gerade nicht in der Stimmung, Ihnen dieselbe zu erklären. Nichtsdestoweniger könnte unsere . . .“ hier war ein leises Zögern nicht zu verkennen, „unsere Freundschaft zum Beweis dafür dienen.“

Barrender beugte sich hastig vor. Die Leidenschaft des eben gelesenen Gedichtes durchzuckte noch seine Nerven und er hatte bemerkt, daß auch ihre Lippen zitterten. Sie waren beide innerlich bewegt; ein jedes wußte es vom andern, ein jedes empfand die eigene Erschütterung.

„Rührt Sie dies?“ fragte er, nach dem aufgeschlagenen Buch hindeutend.

„Ja, aber warum Liebe? warum in Romanen und Dichtungen nur immer Liebe? Ich habe zu Zeiten eine verzehrende Sehnsucht nach Teilnahme empfunden, wenn mich das Dunkel um mich her zu ersticken drohte, und ich verlangte nach einem Händedruck, um mich zu überzeugen, daß ich nicht selbst ein Geist sei — einer der bösen Geister, die mich von allen Seiten zu bedrohen schienen; es war das nicht jener weibische Wunsch nach Herrschaft und Hingebung; davon habe ich mehr als genug in meinem Leben gehabt; aber es erschien mir immer wie der furchtbarste Spott. Sie wissen, was ich durch jenes schreckliche Gefühl der Vereinsamung und des Getrenntseins von allen, die um mich reden und lachen, gelitten habe. Nach meines Mannes Tode empfand ich es am meisten; ich hatte einen Trieb zum Quälen, zum Töten. Ich fragte mitunter, ob nicht ich seinen Tod herbeigeführt und wagte nicht, mit meinem Kinde allein zu bleiben. Es gibt Dinge aus jener Zeit, die ich versteckt habe, die ich nicht anzusehen vermöchte. Das war die Zeit, wo das Spiel zuerst seine Macht auf mich ausübte; das Spiel schien mir das einzige Mittel, um mir selbst zu entfliehen; dann, gerade kurz bevor Sie herkamen, stellten sich alle jene furchtbaren Empfindungen wieder ein und ich fühlte, daß mich Wahnsinn zu überfallen drohte. Als ich Sie erblickte, sagte mir eine innere Stimme, daß Sie mir Hilfe bringen würden, und ich war hocherfreut, als Sie mir sagten, daß Sie gewünscht hatten, Helene zu gewinnen. Jetzt bin ich eine andere geworden, ich fühle

mich beruhigt und besänftigt. Sie haben mich besser gemacht, Sie haben meine bösen Geister beschworen."

Warrender erhob sich und trat an sie heran. „Madame Fano," rief er und seine Stimme zitterte, „Sie erniedrigen mich bis in den Staub und machen mich zugleich zum stolzesten Mann der Welt! Wie wäre es möglich, daß ich das für Sie gethan hätte? Ihre eigene schöne Seele hat gesprochen. Es gäbe keine Geister zu beschwören, wenn Sie nur sich selbst treu wären."

„Oder vielmehr Ihrem Glauben an mich," antwortete sie lächelnd. „Sie fassen mich bei der Ehre; vielleicht liegt darin das Geheimnis Ihres Einflusses." Plötzlich, als sich ein Schritt in ihrer Nähe hören ließ, änderte sie ihren Ton in den des leichten Spottes: „Unglücklicherweise, Mr. Warrender, gehen bei Ihnen Lehre und Beispiel nicht Hand in Hand; Sie tadeln meine Neigung zum Spiel und geben ihr neue Nahrung, indem Sie für mich gewinnen."

Oberst Gazelette, der die letzten Worte gehört hatte, trat hinter den Drangenbäumen hervor.

„Ah, Madame," sagte er, als er sie mit gewohnter Courtoisie begrüßt, „Sie beten den Zufall an nach Art jener Völkerschaften, welche neugeborene Kinder auf dem Altar ihrer Götter opfern. Und da wir von Glück reden, haben Sie schon gehört, daß der maghalsige Pole sich diesen Morgen in seinen Zimmern des Grand Hôtel das Leben genommen? Ich sprach soeben die Fürstin Titchatoff. Das Gerücht bringt sie natürlich mit dem Vorfall in Verbindung und die Direktoren der Bank unterstützen die Verunglimpfung. Thatsache ist, daß ganze Rollen Goldes in den Taschen des Opfers gefunden wurden und daß die Fürstin Vorkehrungen getroffen hat, um nach einer Villa bei Villefranche überzusiedeln. Schon haben die Hyänen des Kasino's sich an die Leiche gemacht, und ich hörte, wie eine Dame von einer andern beneidet wurde, weil sie sich eine Locke des Verstorbenen als Talisman gegen das Unglück im Spiel zu verschaffen gewußt hat."

Warrender konnte einen Ausruf des Widerwillens nicht unterdrücken.

„Hört man oft von solchen Tragödien hier?"

Gazelette pflückte einen Zweig Mimosen und atmete ruhig ihren Duft ein. „Überall da, wo das Leben mit höchster Spannkraft arbeitet, stellt die Tragödie sich ein. Vielleicht, in Anbetracht der vorhandenen Kräfte, findet man deren weniger hier, als man erwarten sollte, wenigstens erfährt man sie nicht. Die Zeitungen sind gekauft. Tragödien? Natürlich gibt es

Tragödien! Wo ein Leichnam, sammeln sich die Adler. Verhält es sich denn anders in den großen Städten? Und was könnten nicht alles die Annalen der Polizeigerichte verraten! Dort ist der Schauplatz ein größerer, das ist der ganze Unterschied. Wo sehen Sie, so wie hier, alle Leidenschaften unter den verschiedenartigsten Bedingungen auf einen so spärlichen Raum zusammengedrängt? Ich nehme die Welt, wie ich sie finde, Mr. Warrender, und schicke mich darein, so gut es geht. Kanäle und Kloaken mögen an sich unrein sein, aber sie dienen dazu, die öffentliche Gesundheit zu erhalten. Von diesem Standpunkt aus stimme ich nicht ein in das allgemeine Verlangen nach der Abschaffung von Monte Carlo. Was uns empört an einer solchen Schaustellung, ist das Gemeine. Ein verfeinerter Aberglaube, wie der Ihre, Madame Fano, verletzt nicht. Und dennoch in abstracto? Eines toten Menschen Haar — eines lebenden Herz?"

Er hielt inne und schien Barunas Antwort abzuwarten. Seine Worte mochten als anmaßend empfunden worden sein, aber sein Ton war sanft, seine Haltung achtungsvoll, fast als habe er eine wohlwollende, verbindliche Frage gestellt. Warrender erblickte und wollte ihm antworten, doch ein Blick Barunas hielt ihn zurück. Ihre Augen sprühten, sie erhob sich von ihrem Sitz; aber der Anblick von Cazalettes unergründlichen Zügen schien ihrem Zorn eine andere Richtung zu geben. Sie lächelte nur in jener unbestimmten, verächtlichen Weise, die man seit kurzem nicht mehr an ihr gewohnt war, und ließ sich von neuem auf ihren Sitz nieder.

Cazalette fuhr mit gewinnendem Gleichmut fort:

„Wenn alle Spieler es verstünden wie Madame Fano, der Roulette Poesie einzulösen! Sie ist eine Königin, welche Treue empfängt und keine schuldet.“

„In diesem Falle,“ versetzte Baruna, „darf ich nicht zögern, Mr. Warrender zu entlassen, ehe das Unglück seine Treue auf die Probe stellt. Unser Freundschaftsvertrag bleibt bestehen, aber ein Anderer wird künftig für mich einsetzen.“

Warrenders Augen suchten die ihrigen mit schmerzlichem Flehen. In diesem Augenblick näherte sich ein Diener, Madame Fano ein Telegramm überreichend. Sie öffnete es; ihre Wangen färbten sich leicht und sie blickte Warrender mit leuchtenden Augen an.

„Endlich! da hätten wir nun gute Nachrichten! Meine Schwester hat bereits Paris verlassen und wird heute abend hier anlangen.“

Sie erschrak vor dem Wechsel in seinen Zügen. Die seit Wochen sich ansammelnde Wolke riß plötzlich auseinander und wie ein Blitzstrahl durchfuhr es seine Seele. Er sah die Wahrheit, er erkannte seine Leidenschaft in all ihrer Nacktheit, ihrer Tiefe und ihrer Seichtheit und er wußte, daß dieselbe seine dauernde Liebe für Helene wohl verdrängt, nicht aber vernichtet habe. Trotzdem war die Erschütterung eine furchtbare; es war ihm, als hätte man ihn plötzlich des Verraths angeklagt; sein inneres Wesen schien aus dem Gleichgewicht gebracht und zwei mächtige Kräfte stritten miteinander in ihm. Er war sich klar bewußt, daß ein Stück seines Wesens dem Gedächtnis Helenes treu geblieben war und daß, so mächtig auch der Zauber Varunas auf ihn wirkte, sein Wille hierbei nicht den Ausschlag gegeben hatte. Er fühlte ein unsägliches Verlangen nach Einsamkeit. Er wagte es nicht, Varuna anzublicken, denn er fühlte instinktmäßig, daß sie sein Geheimnis erraten hatte; wie geblendet stand er da und hörte kaum, daß sie sprach.

„Mr. Warrender, würden Sie die Mühe nicht scheuen, meine Mutter aufzusuchen und ihr dieses Telegramm zu übergeben? Sie ist entweder im Kasino oder im Hôtel des Anges, und es wäre wünschenswert, daß sie Helenes Ankunft sogleich erführe.“

Warrender nahm das Telegramm, und mit einer Stimme, die er umsonst zu bemeistern suchte, erklärte er Madame Fano seine Bereitwilligkeit, ihren Wunsch zu erfüllen.

Varuna und Gazelette blieben allein zurück.

Sechzehntes Kapitel.

Ein entlassener Liebhaber.

Gazelette beobachtete Madame Fano aufmerksam, indessen sie wie in Gedanken verloren mit niedergeschlagenen Augen unbeweglich darsaß. Dann sagte er mit zärtlich bewegter Stimme:

„Ich bedaure, Sie so krank aussehend zu finden.“

Sie blickte auf und ihre Augen begegneten sich. In die Gegenwart zurückgerufen, verlor sie ihre Fassung, ihre Wangen färbten sich, und mit unsicherer Stimme sprach sie:

„Ich — ich bin nicht wohl; mein Kopf schmerzt mich. Es muß ein Gewitter in der Luft liegen.“

„Werden Sie Ihrer Schwester nicht nach dem Bahnhof entgegengehen?“

„Nein.“

„Es ist noch nicht lange her, daß Sie mir die Mitteilung machten, Mr. Warrender begehre Miß Rilsyths Hand. Sind Sie noch immer dieser Ansicht?“

„Ich hatte noch keine Veranlassung, anders darüber zu denken,“ erwiderte sie.

Es entstand eine Pause und Cazalette ließ sich auf den Sitz nieder, den Warrender bisher innegehabt.

„Madame Frano,“ sagte er ernst, „wir sind — wenn die Bezeichnung alte Freunde Ihnen nicht gefällt — zum wenigsten alte Bekannte. Wollen Sie mir einige Augenblicke freundliches Gehör schenken?“

Der Ton seiner Stimme rührte Baruna, vielleicht hatte sie auch ihre Fassung noch nicht wiedergefunden, denn sie antwortete mit einer Sanftmut, die zu der Steifheit, mit der sie ihm sonst zu begegnen pflegte, im Widerspruch stand:

„Das ist eine geringe Gunst, die kann ich für alle Zukunftskommenheiten, welche Sie mir in früheren Tagen erwiesen haben, leicht gewähren.“

„Es macht mich glücklich, daß Sie sich meiner nicht mit Unfreundlichkeit erinnern. Wie sehr Sie sich doch verändert haben! Ich weiß nicht, ob die Veränderung, die mit Ihnen vorgegangen, in den fünf Jahren meiner Abwesenheit, oder in den drei Wochen, die ich seit meiner Rückkehr hier zugebracht, größer gewesen.“

„Natürlich müssen Sie mich verändert finden. Ich hatte so viel durchgemacht, als Sie damals fortgingen, meine Gesundheit war zerrüttet; doch nun fühle ich mich ganz wohl und mein Leben ist verhältnismäßig sorgenfrei.“

„Im Gegensatz zu Ihren Worten sehen Sie weder wohl noch glücklich aus. Am ersten Abend, als ich Sie wieder sah, schien es mir, als seien Sie hart geworden, und dies nahm mich nicht wunder. Als wir uns damals Lebewohl sagten, hatten Sie eine furchtbare Erschütterung durchgemacht, Ihre Nerven waren zerrüttet und Monate hindurch that mir das Herz weh, wenn ich an Sie dachte. Aus Erbarmen mit Ihnen habe ich Sie damals verlassen, doch habe ich nachher oft gedacht, ob es nicht für uns beide besser gewesen, wenn ich geblieben wäre. Heute bin ich dessen sicher.“

„Nein,“ versetzte sie stolz, „ich hieß Sie gehen, und Sie thaten wohl, mir zu gehorchen. Warum hätten Sie Ihr Leben noch länger an einen Schatten verschwenden sollen?“

„Der Schatten hätte mit der Zeit zur Wirklichkeit werden können. Ihre Abneigung gegen mich war eine ganz unvernünftige und ich hätte nicht mehr darauf achten sollen, als auf den Aerger eines Kindes. Ich wäre Ihnen ein ergebener Freund gewesen und hätte Sie gehütet und geschützt, so daß ich Ihnen mit der Zeit unentbehrlich geworden wäre. Müde, wund, schmerzend, hätte Ihr Herz sich gewiß jenem Herzen zugewendet, welches allein ihm stets treu geblieben.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Sie sind weder so kalt noch so stark, wie Sie die Welt glauben machen möchten,“ sprach Cazalette weiter. „Sie besitzen einige weibliche Schwächen. Sind es Schwächen? Sie sind es gerade, welche Sie anbetungswürdig machen. Seit fünf Jahren thaten Sie nichts, als Elend über die Männer bringen, und jetzt sehnen Sie sich — ja, ich lese es in Ihren Augen —, Sie sehnen sich danach, glücklich zu werden und glücklich zu machen. Ach, Baruna, bin ich so unwürdig? Habe ich Sie nicht lange und ehrlich genug geliebt? Wie soll ich mir's erklären, daß ich, der ich stets so großen Einfluß auf die Frauen übte, gerade Sie nicht zu rühren vermag?“

„Es ist merkwürdig,“ sagte Baruna gedankenvoll; „vielleicht wenn Sie sich zu Anfang bemüht hätten, aufrichtig zu erscheinen, hätte ich an Sie geglaubt.“

„Aber Sie können mich unmöglich der Unwahrheit gegen Sie beschuldigen!“ rief Cazalette mit Bitterkeit. „Die Leute nennen mich einen Jesuiten, und es heißt von mir, daß ich allen alles bin, um meinen eigenen Zwecken zu dienen. Das mag zum Teil wahr sein. Man verachtet seine Mitmenschen, aber es ist nicht ohne Interesse, an ihnen zu experimentieren.“

Barunas Augen erweiterten sich.

„Also experimentierten Sie auch an mir und fanden mich insofern anders als so viele elende Frauen, als ich, obgleich in meiner damaligen Lage jeder Beleidigung ausgesetzt, dennoch zu viel Selbstachtung besaß, um mich derselben zu unterwerfen.“

„Baruna, ich kann es beschwören, daß Sie mir unrecht thun. Hatte ich Ihnen nicht von der Zeit, wo Sie als ganz junges Mädchen nach Nizza kamen, eine ritterliche und ergebene Liebe geweiht? Begegnete ich Ihnen nicht nach Ihrer Verhehlung mit der äußersten Ehrerbietung? War es nicht stets mein Bestreben, Sie vor Rücksichtslosigkeiten zu schützen und Ihnen Unannehmlichkeiten zu ersparen?“

„Ja,“ antwortete sie zögernd. „Und weil ich mich jener Freundlichkeiten erinnere, schenke ich Ihnen jetzt Gehör.“

„Zehn Jahre lang sind Sie der Gegenstand all meines Sinnes gewesen,“ fuhr er leidenschaftlich fort. „Zugeben, daß ich mich oft zu niedrigen Freuden herabgelassen, heißt nur, daß ich ein Mensch bin. Die wahre, beste Seite meines Wesens blieb stets Ihnen zugewandt. Meine Liebe hat Sie niemals beleidigt; selbst in jener Stunde des Wahnsinns, welche Sie mir vorwerfen, hatte ich keine treulosen Gedanken. Konnte ich Ihr täglich zunehmendes Elend mit ansehen, ohne zu versuchen, Sie einem erniedrigenden Dasein zu entreißen? Es gab keinen andern Weg, und ich glaubte, daß Sie — gleich mir — weit über konventionelle Brüderie erhaben wären. Großer Gott! Was konnte Sie veranlaßt haben, jenen Menschen zu heiraten? Ich muß zugeben, daß Sie mir stets ein unlösbares Rätsel waren!“

Sie schauerte zusammen. Er bemerkte seinen Vorteil, zog es aber vor, ihn nicht wahrzunehmen. Nach kurzem Schweigen sagte sie hastig und erregt:

„Sie sagen, ich sei Ihnen stets ein Rätsel gewesen, doch bin ich mir selbst ein viel größeres Rätsel. Ich weiß nicht was mich zum Heiraten veranlaßte; alle möglichen Einflüsse und Stimmungen, von denen ich mir keine Rechenschaft geben kann. Schon damals war es mir verhaßt, umworben zu sein; mein Inneres bäumte sich dagegen auf. Sie haben recht, ich bin nicht stark, ich bin sogar ganz jämmerlich schwach; es gibt Menschen, die mich zu allem bewegen können, es gibt Versuchungen, denen ich nicht widerstehen kann und gerade weil ich mich vor diesen Mächten fürchte, bemühe ich mich, hart zu sein. Monsieur Fano besaß eine gewisse Gewalt über mich, und ich halte es nicht für unmöglich, daß er magnetisch auf mich einwirkte. Zuerst that ich ihm alles zuliebe, aber später haßte ich ihn. Dies ist die einzige Erklärung, die ich geben kann, denn alles ist mir selbst dunkel. Ich habe mich oft darüber gewundert, daß es Ihnen nicht gelang, meine Liebe zu gewinnen. Auch das ist mir unerklärlich; wahr aber ist, daß Sie mich von Anfang an abstießen. Ich kann keinen Grund dafür angeben; aber so jung ich auch war, hielt ich mich dennoch für scharfblickend und Ihre Haltung meiner Mutter gegenüber flößte mir Argwohn gegen Sie ein. Ich sah, daß Sie schienen, was Sie nicht waren, um sie für Ihre Interessen zu gewinnen. Sie trieben Ihr Spiel mit ihren Thorheiten und unterstützten ihren Aberglauben, bis sie Sie zu fürchten begann. Sie fürchtet

Sie noch; aber es ist schwer zu begreifen, was Sie jetzt bezwecken mögen.“

Cazalette erhob sich und ging langsam auf und ab, als ob er sich auf eine Antwort besinne.

Dann blieb er plötzlich stehen, und seine Augen fest auf sie gerichtet, sagte er traurig:

„Da Sie für solche Einflüsse empfänglich sind, wünschte ich die Macht zu besitzen, Sie zu magnetisieren. Andere Frauen haben meine Augen für magnetisch erklärt, die Ihrigen trotzten ihnen. Ich würde gern die Gefahr laufen, später von Ihnen gehaßt zu werden, wenn ich Sie nur jetzt bezwingen könnte. Ich weiß, daß, gehörten Sie mir erst an, meine Liebe Ihr Herz besänftigen würde. Baruna,“ hier nahm seine Stimme den Ausdruck leidenschaftlichster Bitte an, „muß ich nach zehnjähriger Dienstbarkeit unbelohnt und vereinsamt von dannen gehen? An Sie habe ich alle jene Liebe verschwendet, deren die menschliche Natur fähig ist; muß ich Sie aufgeben zu Gunsten eines Mannes, der vor einigen Wochen noch Ihrer Schwester ewige Liebe schwor?“

Baruna errötete bis an die Stirne, doch wich sie seinen Blicken nicht aus.

„Dies ist mehr, als ich zu dulden gesonnen bin!“ rief sie empört. „Ich will nicht den Anschein haben, als verstünde ich Sie nicht, doch zum letztenmal muß ich Sie bitten, derartige Anspielung auf Mr. Warrender nicht zu wiederholen. Denken Sie, was Ihnen beliebt. Die Zeit wird den Beweis liefern, daß es so etwas wie Freundschaft zwischen Mann und Weib geben kann.“

„Sicherlich widerspricht Ihre Erfahrung dieser Theorie. Sie wird zur Unmöglichkeit bei einer Frau wie Sie.“

„Sie ersuchten mich, Sie anzuhören,“ erwiderte sie mit Kälte. „Ich habe Ihnen nun lange genug geduldig zugehört und es erscheint mir zwecklos, dieses Thema weiter fortzusetzen. Sie führen eine Sprache, Oberst Cazalette, daß ich Ihnen nicht zu antworten vermag. Ich sollte Ihnen dankbar sein und gerührt von Ihrer Beständigkeit. Ich bin dankbar, und es schmerzt mich tief, daß Sie soviel von dem, was ein anderes Weib geschätzt und erwidert haben würde, an mich verschwendet haben. In allen diesen Jahren habe ich niemals etwas für Sie empfunden, ja zuzeiten mußte ich mich mit unerklärlichem Widerwillen von Ihnen abwenden. Es mag wohl recht hart klingen — gerade jetzt —, aber ich möchte Sie von der Unmöglichkeit Ihrer Wünsche durchaus überzeugt wissen. Rechnen Sie ganz ohne

mich. Gewiß haben Sie noch viele andere Zwecke zu verfolgen. Es gibt in der Welt so viele junge, schöne, unschuldige und begehrenswerte Frauen. Verlassen Sie Monte Carlo und vergessen Sie diesen Traum; wählen Sie einen Lebensweg, auf welchem Ihre Fähigkeiten sich entwickeln und zur Geltung kommen können; wählen Sie ein Weib, das Sie sich nach eigenem Gefallen modeln können, und verlassen Sie uns — meine Mutter und mich. Wir haben Ihnen kein Glück gebracht, und Sie haben uns nur geschadet. Wir wollen lieber einzeln unsere Wege gehen, denn wir wirken verhängnisvoll aufeinander.“

Es lag wie eine herzliche Bitte in Barunas Stimme; ihr Antlitz war gemildert und sie blickte flehentlich zu ihm auf. Cazalletes Augen erweiterten sich, er drängte Thränen zurück, seine Lippen zuckten und er wandte sich ab, damit sie den Schmerz nicht sehe, mit welchem er der Hoffnung lebewohl sagte, die zehn Jahre lang seine Gedanken und Handlungen geleitet hatte.

„Oberst Cazallete,“ sagte Baruna mit derselben Sanftmut, „wenn ich Ihnen kalt und unfreundlich erscheine, verzeihen Sie mir, und nehmen wir friedlichen Abschied. Vielleicht habe ich Sie unrichtig beurteilt; verzeihen Sie mir auch dies und sagen Sie sich, daß mein Glaube an Herzensreinheit und Lauterkeit der Beweggründe mir mit Gewalt entrisfen wurde. Sie kennen meine Erlebnisse. Ich kann fast nur noch Ekel vor dem Leben empfinden und sehe nur das Schlechte in der Welt. Es mag wohl wenig oder gar kein Gutes geben; vielleicht fehlt mir auch nur das Unterscheidungsvermögen. Ich glaube nicht, daß ich so sehr zu tadeln bin, denn ich bin das geworden, was meine eigenen Irrtümer und der Eigennuß und die Grausamkeit der Menschen aus mir gemacht haben. Ja, ich glaube, daß Sie es ehrlich mit mir meinten, und hätte ich den geringsten Funken eines Gefühls für Sie in meinem Herzen entdecken können, ich hätte ihn gern zur Flamme angefacht; aber dazu war ich nicht dumm oder nicht vertrauensselig genug. Es hat eine Zeit gegeben, wo ich nahe daran war, Ihnen zu schreiben, daß ich Sie heiraten wolle, aus Verzweiflung und Furcht vor dem, was aus mir werden konnte; aber es war mir unmöglich, mich für Sie zu erwärmen, ich konnte Sie nicht einmal ernst nehmen. Ich habe gar kein Verständnis für die Gefühle, die sie mir widmen, oder vielleicht errate ich sie nur zu gut bei einem Mann Ihres Schlages. Sie hätten dasselbe für Fräulein so oder so empfunden, besäße sie nur den hohen Reiz, unerreichbar zu sein.“

Er unterbrach sie mit einem leidenschaftlichen Ausruf.

„Ich bin hart — ich bin cynisch — ich bin unweiblich.“ fuhr Baruna fort. „Ja, ja, ich weiß es und gebe alles das zu. Warum sollte ich Sie schmähen, Sie der Falschheit anklagen, die ich selbst durchaus falsch bin? Aber alles dies, Oberst Cazalette, sind nur Worte, leer wie die Luft. Sprechen wir nie mehr vom Thema der Liebe, es ist mir verhaßt. Wenn Sie mir eine letzte Wohlthat erweisen wollen, so verlassen Sie Monte Carlo, denn Ihre Gegenwart hier thut mir wehe, sie übt den verderblichsten Einfluß auf meine Mutter aus. Sie müssen es längst wissen; andere bemerken es und staunen darüber. Wie soll ich mir's anders erklären, als daß Sie eine Macht über sie besitzen, zu der mir der Schlüssel fehlt. Ich verlange nicht danach, Ihre Geheimnisse und Zwecke kennen zu lernen, die jetzt gegenstandslos geworden sein müssen. Verlassen Sie uns. Welche Anziehung kann dieser Ort auf Sie ausüben? Sie spielen nicht. Fänden Sie nicht in Paris dieselbe Unterhaltung wie hier?“

Cazalette stand mit abgewendetem Antlitz da und von seinen Lippen tönte es halb wie ein Fluch, halb wie ein Stöhnen; eine andere Antwort hatte er nicht auf Barunas Bitte.

„Werden Sie gehen?“ fragte sie ungeduldig.

Er wandte sich zu ihr. Er hatte seine Larve wieder angelegt und seine Züge verrieten keine Spur mehr von Erregung; jede Milde war aus seinen Augen geschwunden, sie hatten einen metallischen Glanz und schienen ihres Ernstes zu spotten.

„Madame Fano,“ sagte er mit Ruhe, „Sie haben recht, und ich nehme Ihre Entlassung an. Nur zu viele Jahre habe ich mit süßen Hoffnungen verträumt. Ich sehe nun ein, daß es des Feuers vom Himmel bedürfte, um einen Eisberg zu schmelzen und gebe es auf, Wunder wirken zu wollen!“

„Also werden Sie gehen!“ rief sie erleichtert.

„Ist es klug von Ihnen,“ sagte er mit eigentümlichem Lächeln, „Ihre Besorgnis so offen an den Tag zu legen? Dies beweist mir, daß Sie stärkere Empfindungen als Gleichgültigkeit gegen mich hegen. Zu wissen, daß Sie mich fürchten, könnte mich zur Rache verleiten.“

„Furcht! Rache!“ wiederholte sie verächtlich. „Wir führen doch nicht Mrs. Featherstones Melodrama auf. Nur im Interesse der Gemütsruhe meiner Mutter ersuche ich Sie, uns zu verlassen.“

„Sie verlangen sehr viel, Madame Fano — mehr, als ich zu gewähren imstande bin. Die Zähigkeit meiner Vorzüge ist eines der Kennzeichen meines Charakters. Ich habe gleichfalls meinen

Aberglauben in Bezug auf Zeit, Ort, Anzeichen und Umstände, und es war kein Zufall, daß ich am Neujahrsabend hier anlangte. Ich habe die Ueberzeugung, daß dieses Jahr für mich nicht minder bedeutungsvoll sein wird, als für Sie. Ich kam mit zwei Plänen hierher, entschlossen, den zweiten durchzuführen, wenn mir der erste nicht gelänge. Jetzt Monte Carlo verlassen, hieße den zweiten Vorsatz gleichfalls aufgeben; dann wäre ich gestrandet, ziel- und hoffnungslos in dieser Welt."

Da Madame Fano schwieg, fuhr er fort:

"Ich werde ganz offen mit Ihnen sprechen. Der erste Zweck meines Kommens war, Sie noch einmal zu sehen, einen letzten Versuch bei Ihnen zu wagen. Ich liebe Sie so wahnsinnig, daß Sie zum Weibe zu gewinnen, unter welcher Bedingung es auch sei, mir jeden Opfers wert erscheint. Sie haben mich davon überzeugt, wie unnütz es wäre, nach dem Unerreichbaren zu streben. Das höchste Gut wird mir ver sagt und ich muß nun sehen, wie ich mit dem Leben fertig werde. In heutiger Zeit kann man eine Braut nicht mit Gewalt erlangen, und trotz meiner Leidenschaft für Sie bin ich Philosoph genug, um mich in das Unabänderliche zu fügen. Teure Madame Fano, Sie hatten recht, noch bin ich nicht zu alt, um mir eine Laufbahn zu schaffen; doch dazu bedarf ich des Geldes und einer gesicherten socialen Stellung, um gewisse hohe Konnexionen, die ich bereits besitze, ausnützen zu können. Dieses kann ich sehr leicht durch eine Heirat mit — sagen wir mit einer schönen, katholischen, reichen und angesehenen jungen Engländerin erreichen. Alle diese Vorzüge sind bei Miß Kilsyth vereint. Sie werden einsehen, warum ich jetzt Monte Carlo unmöglich verlassen kann."

Baruna schrak zusammen und erhob ihre Arme mit einer Bewegung des Unwillens und der Verachtung.

"Sie müssen wahnsinnig sein," rief sie, "um einen solchen Plan zu ersinnen, und falls Sie auch nur die geringste Hoffnung auf Gelingen hegen, wahnsinniger, es mir zu sagen!"

"Warum?"

"Weil ich meine Schwester eher im Grabe sehen möchte, als mit Ihnen vereint. Aber ich fürchte Sie nicht, Oberst Cozalette, und selbst für den Fall, daß ich Ihren Einfluß auf Helene zu fürchten geneigt wäre, so hat mich ja nun Ihre Offenheit oder vielmehr Ihre Eitelkeit gewarnt."

"Sie thun mir wiederum Unrecht. Ich nähere mich Miß Kilsyth in tiefster Demut, und meine Hoffnung auf Gelingen beruht nicht auf meiner eigenen Anziehungskraft, sondern auf

einer Voraussetzung, die ich bald in der Lage sein werde zu erproben.“

Nachdem er geendet, verließ er Madame Fano, ohne sich zu verabschieden, und betrat die Villa.

Stehzehntes Kapitel.

Edelweiß.

Mrs. Kilsyth stand in der Vorhalle und blickte zerstreut in den venezianischen Spiegel über dem Kamin. Sie war in Straßentoilette, und Cozalette bemerkte, daß diese besonders elegant und sorgfältig war. Sie sah heute ungewöhnlich mild und erwartungsvoll aus, und mit jener kleidsamen schwarzen Spitze, die ihrem feingeschnittenen Profil so gut stand, mußte ihre Erscheinung bemerkt und bewundert werden.

„Ich warte auf Sie; wie haben Sie Baruna verlassen?“ sprach sie ihn an.

„Am Ende des dritten Aktes, in einem Geisteszustande, der im höchsten Grade dramatisch zu werden versprach,“ erwiderte er mit bitterem Lachen. „Madame Fano befindet sich im Garten; sie ist müde, unfähig, ihre Schwester zu bewillkommen. Ich werde Sie nach dem Bahnhof begleiten; in drei viertel Stunden dürfte der Expresszug einfahren.“

Mrs. Kilsyth, welche heftige Symptome der Erregung zeigte, sank auf ein Sofa.

„Oskar,“ sagte sie, ihn hilflos und pathetisch anblickend, „Sie warnten mich gestern; ich weiß, daß ich in Ihrer Gewalt bin, und ich versprach, Ihnen zu folgen. Sie wollten mich ja nicht erschrecken und zeigten mir nur die Rute wie einem unartigen Kinde. Ja, ich weiß, daß Ihre Beweggründe stets vortrefflich sind; Sie haben mein moralisches Gefühl entwickelt. Ich ließ ehemals sehr viel zu wünschen übrig. Der Weg zum Himmel führt oft durch ein Labyrinth; es gibt Krisen, in denen wir mit geschlossenen Augen unsere Schuldigkeit thun müssen, fest im Glauben, daß wir die Werkzeuge Gottes sind; das ist die philosophische *raison d'être* erregbarer Geschöpfe wie ich. Doch weder für die Kirche noch für Sie werde ich mich jemals herbeilassen, meinen Kindern Böses zuzufügen. Sie sagen, Sie

wollten Helenens Liebe gewinnen, und ich bin bereit, Ihnen beizustehen; doch wenn ich dächte, daß Sie sie jemals behandeln würden wie Fano meine unglückliche Varuna, ich . . .“

„Dann würden Sie mich vergiften,“ sagte Gazalette frostig. „Doch jetzt ist die Liebhaberei für Photographie nicht mehr so in der Mode wie vor einigen Jahren, und ich pflege keinen Nachttrunk zu nehmen. Ich glaube, den Versuch wagen zu dürfen. Habe ich Ihnen in den zehn Jahren unserer Bekanntschaft keine Gelegenheit gegeben, meine Herzensgüte zu erproben?“

„Gewiß, ja, verzeihen Sie mir; aber ich verstehe Sie nicht.“

„Geben Sie sich keine Mühe.“

„Einstmals liebten Sie Varuna, und sie ist kein Weib, das man aufgibt.“

„Oder vergäße. Nun, so hören Sie. Varuna liebt Georg Warrender, dessen Gefühle zwischen einer älteren Liebe zu Helene und einer neuentstandenen Begeisterung für ihre Schwester geteilt sind. Sie haben bitter über Madame Fanos zerstörtes Leben getrauert. Wollen Sie sie glücklich sehen?“

„Ach, meine arme Varuna!“ rief Mrs. Kilsyth mit strömenden Thränen. „Würde ich nicht meine eigene Seele für sie opfern? Sagen Sie mir, was soll ich thun?“

„Verheiraten Sie sie mit dem Mann, den sie liebt. Ich vermute, daß Helene eine jugendliche Neigung für diesen eroberungsfüchtigen Engländer gefaßt hat, die jedoch ihr Beichtvater gleich zu Anfang erstickte. Sie kann schwerlich tiefe Wurzeln geschlagen haben, sonst wäre sie nicht so leicht zu beugen gewesen. Sehen Sie denn nicht, daß wenn ein solcher Funke neu aufglimmte, Varunas ganzes Lebensglück auf dem Spiele stünde? Wogegen Helenens Herz, wenn wir uns ihre Enttäuschung rasch zu nutze machen, mir zufallen kann; dann ist das Glück von fünf Menschen gesichert, das Ihre inbegriffen, und ein großes Besitztum wird der Kirche nicht entzogen. Verstehen Sie mich nun?“

Mrs. Kilsyth sprang mit strahlendem Gesicht auf. „Vollständig! Wie konnte ich Ihnen jemals mißtrauen! Und wie recht hatte ich, Helene vor der Heirat mit einem Protestanten zu warnen! Wir wissen ja, wie wenig die Männer nach der Hochzeit ihre Versprechungen halten. Welche Einsicht Sie besitzen! Ach, und was soll aus mir werden?“ fügte sie naiv hinzu. „Ich werde wohl auch moralisch, tugendhaft und häuslich werden müssen! Ohne Varuna, die mich im Schach hält, dürfte ich niemals

hier bleiben. Ich würde alsbald die Reste meines Schmußs verfeßen und in einer Mansarde verhungern müssen.“

Cazalette lächelte, als wäre sie ein Kind. „Ich sorge schon für Sie. Kommen Sie, wir haben noch eine halbe Stunde übrig; wir können nach dem Kasino gehen und versuchen, ob Sie heute abend Glück haben.“

„Dann müssen Sie mir ein paar hundert Franken leihen. Baruna hat mein Geld eingeschlossen, Sie hat mir eine endlose Rede gehalten! Und alles um ein paar elende Napoleons!“

„Ich werde sie Ihnen gern verschaffen — eine kleine Vermehrung der großen Schuld, welche Sie am Tage, wo ich Ihr Schwiegersohn werde, ausgleichen.“

Mrs. Kilsyth rückte ihren Hut zurecht und betrachtete sich von neuem im Spiegel.

„Es ist unnötig,“ sagte Cazalette. „Sie sind schön genug, um härtere Herzen als das eines Mädchens zu gewinnen. Geben Sie das Spielen und die Morphiumeinspritzungen auf, dann werden Sie sich konservieren wie Ninon de l'Enclos.“

Sie verließen die Villa gemeinschaftlich.

* * *

Die Sonne ging unter. Es lag etwas geheimnisvoll Phantastisches in der Mischung von goldenem Schimmer und tiefem Schatten; im Osten türmten sich schwere Wolken, bald bläulichviolett, bald rosa angehaucht, doch westlich stand die Tete du Chien in düsterem Schatten.

Baruna hatte den Garten noch nicht verlassen; Ihre Arme ruhten auf der Seitenlehne des Stuhls und das Gesicht hatte sie tief in die Hände gedrückt. Der Zug dampfte immer näher von Nizza heran und ihr Herz schien jeden Pulsschlag der Maschine zu fühlen. Helene wird nun bald in Monaco sein — Helene, die Warrender zum Weibe begehrt hat.

Auch für sie ward dies die Stunde der Offenbarung. Sie hatte den Kampf der Leidenschaft in Georgs Zügen wohl bemerkt, doch ihn nicht voll gewürdigt. Ein seltsames Gemisch von Verachtung und Entzücken erfüllte ihr ganzes Sein. Sollte er nicht stärker sein als alle jene Männer, die sie verachtete — Sklaven ihrer bezaubernden Schönheit und des Augenblicks? Und doch — für sie stand er abge sondert von aller Welt. Würde er befehlen, müßte sie gehorchen. Zum erstenmal in ihrem Leben kannte sie jenes unwiderstehliche Sehnen nach Liebe. Jener Freundschaftstraum, der vertraute, unschuldige Verkehr

dieser nur zu kurzen Wochen waren wie ein Trugbild verschwunden und sie stand in der Einöde, verlassen, einsam und verlangend. Thränen entströmten ihren Augen und ihr ganzer Körper zitterte vor Schluchzen. „Heilige Mutter, hilf mir!“ flüsterte sie. „Niemals mehr wird man mich der Kälte zeihen,“ sagte sie vor sich hin mit blassem, verändertem Antlitz; „ich habe fühlen gelernt. Geliebter,“ und ihre Stimme verweilte mit unendlicher Zärtlichkeit bei dem Wort, „du hast mich lieben gelehrt!“

Ein Tritt ließ sich vernehmen, ein Rascheln im Gebüsch — Baruna erhob sich halb, dann sank sie zurück, zitternd und verwirrt. Warrender stand neben ihr.

Einige Minuten lang blieb er unbeweglich; sie sprach kein Wort und wagte nicht, ihre Augen zu erheben. Doch der Magnetismus der Liebe zog beider Seelen zu einander hin und sie hörten nichts um sich, als das Schlagen ihrer Herzen. Der abendliche Schimmer verherrlichte ihre Schönheit und seine Sinne wurden bis zur höchsten Leidenschaft erregt. Das Bild jener Heiligen, welches nach wie vor im tiefsten Schreine seines Herzens lebte, verblaßte in Gegenwart dieser atmenden, ihm so nahen Zauberin, deren stolze Zurückhaltung kein anderer vor ihm besiegt hatte. Und sie war fein. Ihr tiefes Erröten, ihre verschleierten Augen, ihre erwartende und hingebende Haltung sagten mehr, als Worte hätten ausdrücken können.

Dies war kein schüchternes, von den ersten Schauern der Liebe berührtes Mädchen, sondern ein Weib, dessen durch schmerzliche Erfahrung gereifte und veredelte Natur im Begriffe stand, ohne Sprödigkeit und ohne Widerspruch all das Holde hinzugeben, das noch kein Mann jemals gekostet hatte. Er kniete vor ihr nieder; sanft, fast ehrebieutig berührte er ihren Arm und legte ihre Hand in die seine.

„Sie wissen, daß ich Sie liebe,“ sagte er sehr leise.

Baruna wandte sich ihm zu und aus beider Augen, die sich begegneten und aneinander hingen, sprachen ihre Herzen. Niemals hatte Warrender ein so mildes Licht in ihrem Blick glänzen sehen. Eine mächtige Stimme in ihrem Innern schien zu rufen: „Gib, gib!“ Ihr Diadem von Kälte und Stoff legte sie vor seine Füße nieder, glücklich im Bewußtsein, daß es keinem andern jemals dargeboten worden war. Knieend schloß er sie an sein Herz, und sie küßten sich wie Liebende, für die das Entzücken dieser Berührung etwas feierlich Weihevollnes hat.

Ein schwacher Laut von Stimmen ertönte von der Villa

herüber und Varuna riß sich wie schuldbewußt aus seiner Umarmung.

„Wir haben geträumt,“ sagte sie mit zitternder Stimme. „Wir müssen alles vergessen.“

„Vergessen!“ wiederholte er. „Wir werden in Freuden daran denken bis zu unserer Sterbestunde! Sie lieben mich, ist das nicht herrliche, selige Wirklichkeit?“

„Meine Schwester ist gekommen. Dies — dies ist der Wahnsinn eines Augenblicks. Morgen werden Sie wissen, daß Sie sich getäuscht haben.“

Er drückte ihre Hände auf sein Herz; seine Augen leuchteten ihr entgegen und von seinen Lippen strömten leidenschaftlich dringende Beteuerungen seiner heißesten, ewigen Liebe. Nur für sie schlug sein Herz; darauf wollte er seine Seligkeit verpfänden.

Achtzehntes Kapitel.

Helene Kilsyth's Ankunft.

Cazalette und Mrs. Kilsyth begaben sich nach dem Kasino, wo sie, unter der Eingebung des Augenblicks handelnd, setzte, gewann, verlor und schließlich das Spielzimmer um einige Goldstücke reicher und demgemäß in heiterster Laune verließ.

Sie verweilten einige Augenblicke auf der Terrasse, wo ihnen Warrender begegnete. Er grüßte sie nur und setzte seinen Weg in der Richtung der Villa Kilsyth fort.

„Er wird Varuna allein antreffen,“ bemerkte Mrs. Kilsyth, „und dann ist's gewiß das alte Lied.“

Kurz nachdem sie die Station betreten, dampfte der Zug langsam heran und entlud neue Spieler der verschiedensten Nationalitäten und Gesellschaftsklassen: Zweideutige Engländerinnen, ganz unzweideutige Französinen in großen Hüten und auffallenden, nachlässigen Toiletten; dazwischen finstere, schmutzige, gemein aussehende Südländer, alte Industriemänner mit wässerigen Augen und wankendem Schritt, sinnlich aussehende Deutsche, schmiegsame Russen und hie und da ein hagerer und bleicher Pole stürzten gemeinsam dem Kasino zu.

Mrs. Kilsyth lief unruhig die Reihe der Wagen auf und ab; sie war blaß und konnte ihre Erregung kaum beherrschen.

Cazalotte hatte bereits die Thür eines Coupés geöffnet und war einer großen, in Trauer gekleideten jungen Dame, der eine ältliche Dienerin folgte, beim Aussteigen behilflich.

Helene, die einen Augenblick unschlüssig auf der Plattform stand, sah verwirrt und abgespant aus, und es lag ein leiser Ausdruck des Widerwillens auf ihren Zügen, wie sie die Menge betrachtete. Dann, ihre Mutter erkennend, trat sie vor und wurde in inniger Umarmung umfangen.

„Mutter!“ flüsterte leidenschaftlich das junge Mädchen.

Die Begegnung war zu bedeutungsvoll, um viele Worte zu machen.

„Mein Liebling!“ schluchzte die Ältere der Damen. Dann traten beide in stummer Betrachtung und mit Thränen in den freudestrahlenden Augen zurück.

„Wie schön du bist, Helene!“ sagte Mrs. Kilsyth.

„Meine geliebte Mutter! Endlich, endlich!“ Helene schluchzte vor Freude und blickte ihre Mutter mit ernstern, anbetenden Augen an, die soviel sagten und noch mehr fragten. Der Blick beunruhigte Mrs. Kilsyth, denn er ließ auf Tiefen und Höhen schließen, welche sie weder ergründen noch erreichen konnte. Ihre eigenen Blicke umschleierten sich. „Komm, mein teures Kind,“ sagte sie. „Ich bin eine närrische alte Frau und darf meinen Gefühlen nicht die Zügel schießen lassen, wenn sie mich nicht überwältigen sollen.“

Helene ging und sah sich um. „Wo ist Baruna?“ sagte sie, sich mühsam zusammennehmend.

„Sie ist nicht ganz wohl; wir werden in einigen Minuten bei ihr sein.“

„Ist sie brustleidend und lebt ihr hier aus Rücksicht für ihre Gesundheit?“

„Nicht im mindesten, mein Schatz. Ich lebe hier — ganz einfach, weil Monte Carlo der amüsanteste Ort in ganz Europa ist; sowohl Baruna als ich haben soviel durchgemacht, daß wir gewisse Reizmittel nicht entbehren können. Helene, mein Engel, viele Leute kommen hierher, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, andere weil die Luft viel besser ist als in Cannes oder Nizza — viel besser, wie die Aerzte behaupten, andere, um Musik zu hören. Ich gebe keinen dieser Beweggründe für meine Wahl dieses Wohnorts an; er paßt für mein Temperament, und dieses letztere darfst du nicht nach der Beschaffenheit jener phlegmatischen Engländer beurteilen, in deren Mitte du bisher gelebt hast. Wir sind uns fremd, mein Kind; sie haben dich fern von mir gehalten und ich konnte nicht auf dich einwirken.“

Vielleicht ist es besser so. Du bist unter den Philistern aufgewachsen; und ich — nun, ich gehöre den Stämmen der Wildnis an. Vielleicht hast du gelernt, schlecht von mir zu denken; aber sage mir nur, daß du an meine Liebe zu dir glaubst und an meinen Willen, dich glücklich zu machen.

„Mutter,“ sagte das Mädchen traurig, „du bist grausam behandelt worden. Man ist mit uns beiden ungerecht verfahren; weder ein Vater noch ein Vormund hat das Recht, Mutter und Tochter zu trennen. Doch all das ist vorbei; meine Heimat ist von nun an bei dir. Onkel Johns Tod war ein großer Schmerz für mich; ich war ihm stets dankbar für seine Güte und ich habe es versucht, seine Liebe zu gewinnen. Aber kann ich anders, als unserer heiligen Mutter danken, daß sie mich dir zurückgegeben hat?“

Mrs. Kilsyth küßte die Hand ihrer Tochter mit einer jener Gebärden, die sie noch immer so jung erscheinen ließen. „Du machst mich so glücklich, mein Liebling. Aber ich rate dir, nicht zu viel von mir zu erwarten; ich bin eine närrische alte Mutter und Baruna ist mein Tyrann. Nun werde ich zwei Herren besitzen für einen. Komm, sonst wird sie ungeduldig; sie müßte denn — mit einem Blick auf Cazalette — zu angenehm beschäftigt gewesen sein, um die Ankunft des Zuges zu bemerken. Dies, mein Kind, ist Oberst Cazalette, mein bester Freund. Du mußt ihn mir zuliebe schätzen lernen.“

Helene dachte, hatte aber nicht genug Gewandtheit, um es zu sagen, daß er auch um seiner selbst willen Interesse einflößen könne. Er hatte sie mit herzlicher Hochachtung begrüßt und sie freundlich angelächelt. Sein Eindruck auf sie war kein ungünstiger, und sie fand, daß er wie ein Priester in weltlicher Tracht aussähe.

Villa Kilsyth lag in der Nähe der Eisenbahn, und Cazalette sprach die Vermutung aus, daß Helenen ein kurzer Spaziergang durch die Gärten angenehmer sein würde als die längere Fahrt auf der staubigen Straße.

Sie war mit dem Vorschlag zufrieden und dankte ihm mit jenem Ernst, den er bereits in ihren Worten und Gebärden bemerkt hatte. Mrs. Kilsyth nahm den Arm ihrer Tochter und fing an, Fragen über die Reise u. s. w. an sie zu richten, indessen sie dieselbe in ihrer Staccatomaniere auf alles Sehenswerte aufmerksam machte und einen leichten Kommentar über einen jeden der Vorübergehenden abzugeben mußte, von welchen die Mehrzahl bewundernde Blicke nach der schönen jungen Engländerin richteten.

„Mutter,“ sagte Helene etwas zögernd, „spielst du viel?“

„Mein Schatz, es ist meine einzige Verschwendung, die einzige, für meine Existenz nötige Zerstreuung.“ Helene seufzte. Der Enthusiasmus, mit welchem sie dieser Begegnung so sehnsüchtig entgegengesehen, war schon teilweise durch ein Gefühl der Leere verdrängt. Es schien ihr fast, als schreite sie im Traume einher, und selbst Cazalettes teilnehmender Blick, dem sie jetzt begegnete, vermochte sie nicht ganz in die Wirklichkeit zurückzuführen.

Der schnelle Uebergang aus jener streng konventionellen Atmosphäre, in der sie ihr Leben verbracht hatte, in ihre neue Umgebung war ein so plötzlicher, daß er sie verirrte. Sir John Kilsyth hatte aus Rücksicht für ihre Mutter unterlassen, Helene über die Eigentümlichkeiten derselben aufzuklären, und sie hatte nur in Erfahrung gebracht, daß Monte Carlo kein besonders wünschenswerter Aufenthalt sei und daß Mrs. Kilsyth eine beklagenswerte Lust am Spiel bethätige. Aber die bunte Menge am Bahnhof, eine zufällige Unterhaltung, die sie auf der Fahrt mit angehört, und etwas Unbestimmbares in der Atmosphäre des Ortes hatten sie bereits mit Zweifel und Widerwillen erfüllt. Dieses Gefühl konnten die herzlichen Worte ihrer Mutter, als sie nun am Thore der Villa anlangten und sie aufgefordert wurde, die prächtige Aussicht zu bewundern, kaum zerstreuen.

„Wie schön!“ rief Helene.

„Sie kennen die Legende?“ bemerkte Cazalette, nach dem Meer hindeutend.

„Ah,“ sagte hastig Mrs. Kilsyth. „Ich möchte wohl wissen, wie viele aus der hiesigen Menge eine Ahnung von St. Devotia haben oder sich nur das mindeste aus der Pracht der hiesigen Umgebung machen. Helene, mein Kind, hier mußt du deine Lehrbücher vergessen und deine Vorurteile ablegen. Ich habe ganz Europa bereist, ich habe Städte, Paläste, Gesellschaften gesehen; hier in Monte Carlo schlagen die Pulse der Menschheit am stärksten.“

Sie öffnete ein Seitenspörtchen, und lächelnd, wenn auch mit thränenvollem Blick, schloß sie Helene in die Arme.

„Willkommen, Tochter aus dem Lande der Philister.“

Cazalette trat einen Schritt näher, dann seinen Hut lüftend sagte er: „Leben Sie wohl, Miß Kilsyth. Ich hoffe, Sie werden sanft ruhen nach der ermüdenden Fahrt.“

„Sie wollen doch nicht fort?“ rief die ältere Dame.

„Nein, Sie müssen durchaus mit uns speisen. Mrs. Featherstone

und Lord Bretland wollen auf ihrem Wege nach dem Kasino hier vorsprechen, um mit Helene bekannt zu werden. Sieh, welch thörichte Mutter ich bin, ich kann es nicht erwarten, meine schöne Tochter zu zeigen! Schilt mich eine Glende, teures Kind, ich verdiene es! Vierundzwanzig Stunden bist du gereist! Wenn du es wünschst, sollst du dein Zimmer nicht verlassen.“

„Ich bin nicht müde,“ antwortete Helene, „ich schlief die ganze Nacht, und, ach Mutter, laß uns gleich zu Varuna gehen.“

Sie traten in das Empfangszimmer, wohin Cazalette ihnen folgte. Es war leer. Mrs. Kilsyth rief leise Madame Fanos Namen, aber es erfolgte keine Antwort.

„Sie wird in der Bibliothek auf das Gerassel der Räder gewartet haben,“ sagte Mrs. Kilsyth. „Ich werde nach ihr ausschauen.“

Aber sie zögerte an der Thür, kehrte wieder um, trat, Helene Hut und Mantel abnehmend, einige Schritte zurück und betrachtete das junge Mädchen mit zärtlicher Bewunderung. Helene, schlank wie eine Lilie, hatte dennoch eine so würdevolle Haltung, daß der Eindruck der Unreife und Schwächlichkeit verwischt wurde.

Auch Cazalette beobachtete und bewunderte sie im stillen.

Ihre Schönheit, von derjenigen ihrer Schwester verschieden, war ebenso auffallend. Hier, das sah er, gab es keine gewaltigen Triebe zu bekämpfen. Die grauen Augen blickten klar wie die eines Kindes; das Oval von Kinn und Wange, die sanften Lippen glichen in ihrer Lieblichkeit denen einer Madonna. Im übrigen zeigte ihre Erscheinung jene offene Unschuld und natürliche Würde, gepaart mit einer Eleganz, einem Anstand, welche eine gewisse Klasse junger Engländerinnen auszeichnet. Ihr goldenes Haar trug sie glatt im Nacken zusammengefaßt, einige leichte Lockchen die Stirne beschattend. Ihr Lächeln hatte etwas lieblich Ernstes und ihr Teint war von jener Zartheit, wie sie bei dieser Haarfarbe häufig vorzukommen pflegt. Ihre einfache, aber kostbare Kleidung ging augenscheinlich aus den Händen eines Künstlers hervor, und alles bis auf ihre langen Handschuhe und den geschnitzten Griff ihres Schirmes war ausgesucht fein und zierlich.

„Hier trifft sie keine abenteuerlichen Elemente,“ sagte Mrs. Kilsyth wie in scherzendem Bedauern, Cazalette zum Zeugen anrufend. „Um so besser, die Zahl ihrer Enttäuschungen wird desto geringer sein. — Und nun,“ fügte sie mit einem unwillkürlichen Seufzer hinzu, „will ich meine arme Varuna auffuchen.“

Sie verließ das Zimmer, und Cazalette sagte indem er die Läden öffnete: „Sie befinden sich in einer neuen Welt, Miß Kilsyth.“

„Ja,“ antwortete sie zerstreut. Dann sah sie ihn plötzlich halb fragend, halb bittend an. „Sie sind der Freund meiner Mutter, warum spricht sie mit solchem Bedauern von meiner Schwester?“

„Madame Fano ist zu beklagen; ihr Los war durch eine unglückliche Heirat ein sehr trauriges.“

„Doch das ist vorbei. Sie ist schön, sie wird bewundert, geliebt; ihr Leben mag nicht ungetrübt, aber doch wohl jetzt ganz schmerzlos sein. Ich frage,“ sagte sie zögernd und mit kindlicher Bitte, weil ich hier eine Fremde bin. Ich kenne das Spiel nicht. Ist es so — so sehr schrecklich hier? Ich bin verwirrt — ein wenig beunruhigt. In Nizza stiegen zwei Damen in mein Coupé, die von Monte Carlo und von Madame Fano sprachen. Warum nennen sie sie den Vampir?“

„Wie! — schon hat die Klatschsucht ihren Weg bis zu Ihnen gefunden? Kümmern Sie sich nicht um das Gerede der Welt, Miß Kilsyth; sie ist herzlos, neidisch und verläumberisch. Ihre Schwester ist eine schöne Frau und besitzt die Gabe, unbewußt zu bestreichen. Nun, es heißt in Monte Carlo, daß es verhängnisvoll sei, für Madame Fano zu spielen. Wer es thut, hat ausnahmslos Glück und die Abergläubischen verdoppeln ihren Satz, wenn ein neuer Bewerber für sie setzt, aber der öffentlichen Meinung nach ist dann sein Schicksal besiegelt.“

Helene starrte ihn mit verstörtem Blick an.

„Ein Vampir nährt sich von dem Herzblut seiner Opfer,“ sagte Cazalette. „Madame Fano jedoch bezaubert ohne Absicht und Zweck. Kein Weib hatte jemals eine größere Anzahl Anbeter, doch keiner von ihnen kann sich rühmen, etwas anderes als Kälte zum Lohn erhalten zu haben — zwei küßten ihre Liebe mit dem Leben.“

Helene schauerte zusammen.

„Ich erschrecke Sie durch meine eigentümliche Sprache. Ganz Monte Carlo neigt zum Melodrama, wie Sie bald bemerken werden. Vampire gibt's nicht im wirklichen Leben, Miß Kilsyth, und die Männer sterben selten aus Liebe. Folgen Sie mir, denken Sie nicht mehr an die unangenehmen Bemerkungen, die Sie vernahmen. Ihre Mutter scheint umsonst nach Madame Fano geforscht zu haben; vielleicht habe ich mehr Glück. Ich verließ Madame Fano hinter jenen Drangenbäumen

ruhend und der Abend ist so mild, daß sie vielleicht noch dort weilt, ohne eine Ahnung von Ihrer Ankunft zu haben. Wollen wir sie überraschen?"

Er trat über die Schwelle und schien zu erwarten, daß sie ihm folgen werde. Sie zögerte einen Augenblick, dann schritt sie an seiner Seite mit geräuschlosen Tritten über den Rasen. Mit Vorbedacht brachte Cazalette Helene bis an eine Stelle, wo sie ungesehen das lauschige Plätzchen überschauen konnte. Er selbst zog sich zurück und wartete, indessen das junge Mädchen, leise „Baruna“ flüsternd, mit zagernder Begierde hervortrat.

Doch plötzlich hielt sie inne, denn Madame Fano war nicht allein. Ihr Herz stand still, ihre Wangen erbleichten. Wenn sie noch vor kurzem zu träumen glaubte, wieviel mehr jetzt, wo ihr jugendlicher Glaube zusammenbrach und die Grundfesten der Welt erschüttert schienen. Aber dieser Traum konnte nur ein böser Alp sein; weder Mutter noch Schwester hatten ihr angezeigt, daß Warrender in Monte Carlo sei. Vor einigen Stunden noch, im Halbschlummer der Eisenbahnfahrt, hatte ihre Phantasie ihn ihr vorgestellt, wie er sich an irgend einem verlorenen Ende der Welt bei Forschungen und Abenteuern vergebens bemühte, ihr Bild zu verschweigen. In Gedanken hatte sie über das Nutzlose dieses Versuchs gelächelt, so sicher fühlte sie sich seiner Liebe. Wohl hatte sie ihn von sich gewiesen; aber dies unverständige, enthusiastische Mädchen glaubte an Treue, an die Macht der Religion und an die Möglichkeiten der Zukunft. Im geheimen hatte sie einen süßen Traum geträumt — von erlangtem Glück nach jahrelanger Prüfung. . . In diesem Augenblick — nur wenige Monde waren verflossen, seitdem er um ihre Liebe gefleht —, sah sie ihn, wie er Barunas Hände in den seinigen hielt, wie seine Augen an Barunas Zügen hingen — ah, frostig und hochmütig sah diese jetzt nicht aus — und wie sein Blick, seine Haltung die leidenschaftlichsten Gefühle ausdrückten, indessen zärtliche Worte in abgebrochenen Lauten von seinen Lippen fielen. Helene war tapfer; sie schrie nicht auf, keine Bewegung verriet ihre Gefühle. Einen Augenblick stand sie wie versteinert, dann wandte sie sich eiligst ab und blaß wie der Tod stand sie Cazalette gegenüber.

Er hatte nicht ohne Sorge den Ausgang seines Manövers abgewartet. Er hoffte daraus einen Einblick in ihren Charakter zu gewinnen, um zu erfahren, welche Mittel er zur Erlangung seiner Zwecke in Bewegung setzen müsse.

„Es hat Sie etwas erschreckt,“ sagte er; „Diese Schatten sind so trügerisch. Ich habe mich und Madame Fano ist längst im Hause.“

„Nein, meine Schwester ist dort.“ Helenus ihre eigene Stimme und bemühte sich, ihren Groll wiederzuerlangen. „Aber sie spricht mit einem ich kenne — den ich hier zu sehen nicht erwartet. jetzt nicht stören.“

Sie trat, an ihm vorübergehend, in den Saal. „Armes Kind,“ murmelte Cazalette. „Meine Meinung war irrig. Dieses zarte Gesichtchen verbirgt sie opfert sich einem Wahn und unterdrückt wenn sie sich von der Untreue des Mannes ihr zeugt. Ich kann mit ihr fühlen. Großer Gott! Thoren, die Heldensinn und Liebe bespötteln!“

Die Ironie der Sachlage schien seine Laune erlachte grimmig, zog eine Cigarette hervor, und sie anzündete, sumimte er die Melodie der Goethe'schen „Faust“.

Seine Stimme rief die Liebenden in die Wirklichkeit. Baruna entzog Warrender ihre Hand.

„Ich werde schreiben,“ sagte sie erregt. „Ehre meine Schwester ist angekommen; wir müssen hierhin.“ Er zögerte.

„Kommen Sie,“ wiederholte sie gebieterisch, ihre Augen sein Innerstes zu durchforschen suchten. In ihrem trübniß fuhr sie fort: „Welche von uns lieben Sie Sie jetzt schon vor der Probe zurück?“

„Baruna!“ rief er. Aber sie wandte sich nicht einer Selbstbeherrschung, über die er staunte, sondern die von Cazalette begonnene Melodie. Sie verstand nicht zu spielen, aber Cazalette übertraf sie; er legte die scheinbar seine Cigarette weg und mußte sein Verhalten in untadelhafter Weise zu entschuldigen.

Alle drei, innerlich erschüttert, warfen sich in das Spiel der Verstellung den Ball der Gemeinplätze weilten noch einige Augenblicke im Freien, als von allen Stimmen sich hören ließen. Man hatte die Läden doch bleiben die Jalousieen offen, und der Salon lebtes Bild.

Mrs. Featherstone, in reizender Toilette und von Lord Bretland und einem zweiten Anbeter, das lebhafteste eine Gesellschaft, von der sie soeben

Kilsyth hörte ihr, indem sie Helenes Hand streichelte, lächelnd und mit größtem Interesse zu, ihre älteste Tochter augenscheinlich vollständig vergessend. Lord Bretland stellte einige gleichgültige Fragen an Helene über das Wetter in England, während diese sich stumm und fast unbeweglich wie eine Statue an den Kamin lehnte. Die Gruppe im Garten lenkte plötzlich Mrs. Featherstones Aufmerksamkeit auf sich.

„Oberst Cazalette,“ rief sie, „ich habe Ihnen den lustigsten Nachmittag zu verdanken! Nichts macht mir soviel Vergnügen, wie mit Berühmtheiten zusammenzukommen, welcher Art sie auch seien. Ich begreife wohl, daß die Gesellschaften der Prinzessin Tichatoff wenig Reiz für Sie haben, da Sie zu jeder Zeit das Vorrecht eines tête-à-tête mit ihr genießen; aber es war zum mindesten unritterlich von Ihnen, uns zwei Arme im Stich zu lassen, als wir uns — um nicht mehr zu sagen — in zweideutiger Gesellschaft befanden. Lord Bretland ist nicht immer allen gesellschaftlichen Anforderungen gewachsen. Ich glaube nicht, daß außer uns beiden ein einziger Mensch von tadellosem Ruf im Zimmer war. In der Scheidung begriffene Frauen waren in der Mehrheit; diese Leute sollten nicht unter Menschen gehen, bevor der Rechtspruch gefällt ist; es bringt einen in Verlegenheit, besonders wenn man so einen unschuldigen Better vom Lande zu beaufsichtigen hat.“ Dabei nickte sie dem gutmütig aussehenden Engländer zu, der gerade zurücktrat, um Madame Fano den Eintritt zu ermöglichen. Baruna näherte sich ihrer Schwester. Warrender, blaß und schuldbewußt, blieb im Hintergrund stehen und eine Sekunde trafen seine Augen Miß Kilsyths Blicke. Tausend Erinnerungen erwachten in ihm, und die Scene in der Allee von Hallingsford, wo sie ihm vor dem Heiligenbild stehend zuerst geboten, sie zu verlassen, und sich dann von ihm losgerissen, trat lebhaft vor seine Seele. Es war ein Tag der Offenbarungen. Helenes Blick, obgleich augenblicklich wieder abgewendet, ließ eine furchtbare Vermutung in ihm aufkommen; doch wurde sie fast ebenso schnell wieder zurückgedrängt.

„Helene!“ rief Baruna, die Arme ausbreitend.

Ein Schauer durchrieselte das ganze Mädchen und sie zuckte heftig zusammen; dann versuchte sie mit gewaltsamer Anstrengung zu sprechen und beugte sich mechanisch vor, um ihre Schwester zu umarmen. Aber die Lippen, welche denen Barunas begegneten, waren kalt wie Marmor.

„Helene,“ wiederholte Madame Fano in ängstlichem Auf-

schrei, „du bist krank! Mutter, siehst du nicht, daß die Reise und die Aufregung ihre Kräfte erschöpft haben.“

„Ich — ich bin krank,“ stammelte die arme Helene und brach in den Armen ihrer Schwester ohnmächtig zusammen.

Neunzehntes Kapitel.

Die Schwestern.

Alles war still in der Villa Kilsyth. Das Feuer brannte lustig in Helenes Schlafzimmer, dem reizenden Gemach, welches Mutter und Schwester mit soviel Liebe für sie hergerichtet hatten und wo das junge Mädchen nun ruhelos lag, noch zu verwirrt, um sich klar zu werden über die Trübsal, welche sie befallen. Die Vorhänge waren zugezogen und sowohl die Nachtlampe wie auch die Flammen des Kamins warfen einen flackernden Schimmer auf ihre blutroten Falten, auf die Bettgardinen und die schweren orientalischen Portieren. Die Möbel und Schmuckgegenstände trugen einen so düsteren Charakter, der seltsam von den an der Riviera herrschenden brillanten Farbentönen abstach, daß sich Helene in ihr Zimmer in Marelands zurückversetzt glaubte und der Eindruck, als ob sie in einem lebhaften Traum befangen sei, noch erhöht wurde. Schatten und Geister schienen das Zimmer anzufüllen. Ein altarähnliches Kabinettstück von Florentiner Arbeit, worauf sich ein massives Kreuzifix und ein Bild der Jungfrau befanden, spiegelte sich in grotesker Weise in einem gegenüberhängenden konvergen Spiegel. Darüber hing ein Bild ihrer Mutter, deren Antlitz bei dem herrschenden Halbdunkel mit der Goldseligkeit eines Engels zu lächeln schien, während eine in der Nähe stehende große Photographie von Madame Fano, durch einen flackernden Schimmer entstellt, frostig, fast grausam ausah. Die Uhr schlug zwölf.

Erst vor wenigen Minuten hatte Mrs. Kilsyth ihrer Tochter gute Nacht gewünscht. Helene, unter dem Einfluß eines beruhigenden Trankes, hatte bis dahin still und teilnahmslos dagelegen, und die Mutter hatte leise und in zärtlichen Worten zu ihr gesprochen. Dazwischen ließ sie einige unbestimmte Anspielungen über Warrenders Neigung für Baruna fallen,

sowie konfuse Theorien über das Glück im Spiel, welches Madame Fanos Bewunderern stets treu bliebe, auch einige gleichgültige Bemerkungen über die Tugenden Cazalettes. Helene erinnerte sich, daß Cazalette sie hinaufgetragen, und ihr erstes Gefühl ihm gegenüber war das des Dankes dafür gewesen, daß er sie so bald neugierigen Blicken und der Gegenwart Warrenders entzogen hatte.

Nun sie allein war, verwandelte sich ihre Abgestumpftheit in eine ganz außergewöhnliche Thätigkeit des Geistes. Ihr Gehirn vermochte nicht alle zuströmenden Gedanken zu fassen und sie suchte mit Mühe ihre Ideen zu verbinden. Alle Vorgänge: die Gesichter ihrer Mitreisenden, die Unterhaltung im Zuge und Cazalettes scherzende Erklärung, die schreckliche Scene im Garten, Barunas Begrüßung und ihre seltsame Schönheit, die mit dem Vampirgleichnis im Einklang stand, das Gefühl der Vereinsamung, welches die Begegnung mit ihrer Mutter in ihr erregt hatte, dann Mrs. Featherstones freie Anspielungen und der Eindruck des Widerwärtigen und Verabscheuungswürdigen, welches sogar die Luft des kleinen Fürstentums erfüllte — alles drängte sich zusammen und brachte einen Zustand unerträglicher Angst in ihr hervor. Sie setzte sich zitternd im Bette auf. War denn keines unter diesen Phantomen, das ihr teilnehmend die Arme entgegenstreckte? Das Elend überwältigte sie; sie vergrub ihr Gesicht und weinte tief bekümmert.

„Ach, ich liebte ihn!“ flüsterte sie schluchzend, „er hätte es wissen müssen, er hätte mir noch ein wenig Zeit gönnen sollen.“

Die Nachtlampe ging plötzlich aus. Helene zündete ihr Licht an, warf ihr Morgenkleid über und schleppte sich bis zum Kamin. Sie sah bejammernswert, geisterhaft aus mit ihrem blassen Gesicht, dem offenen Haar und den verweinten Augen, und ihr Bild im Spiegel erblickend, sagte sie laut: „Ich bin nicht mit ihr zu vergleichen, es ist kein Wunder, daß er mich um ihretwillen aufgab.“

Sie setzte sich in einen Lehnstuhl vor das Feuer und streckte mechanisch ihre Füße der Wärme entgegen.

In diesem Augenblick fielen ihr Cazalettes Worte wieder ein: „Es heißt, die Vampire nähren sich von dem Herzblut ihrer Opfer.“

Eine neue Furcht begann sich in ihr zu regen; von neuem erblickte sie die Scene im Garten. Warrender schien leidenschaftlich zu bitten. War es möglich, daß er umsonst gefleht

und daß Varuna, dem ihr zugeschriebenen Charakter treu, ihn kalt verstieß, nachdem sie ihn zu ihren Füßen gelockt? Helenes Herz schlug heftig. O, wieviel lieber ihr eigenes Elend tragen, als ihn leiden sehen. Sie ballte ihre kleinen Hände und durchmaß in heftiger Erregung das Zimmer; dann erfaßte sie ihren Rosenkranz, kniete hin und betete. Nach einer Weile stand sie beruhigter auf.

Als sie ihren Sitz wieder einnahm, fielen ihre Blicke auf eine Zeitung, welche auf dem Tische lag und die über einer leicht skizzierten Abbildung der ihr nun bereits bekannten Landschaft in großen Buchstaben den Titel „La vérité sur Monte Carlo“ trug. Ein alter Freund Sir Johns, der sie bis Paris geleitet, hatte es ihr zur Lektüre gekauft; sie hatte es bis jetzt vergessen, las es aber nun von Anfang bis zu Ende durch. Kaum war sie damit fertig, als nach leisem Klopfen sich die Thür öffnete und Madame Fano eintrat.

Sie trug ein mit Schwan besetztes weißes Morgenkleid, das ihre Blässe noch erhöhte; auch trugen ihre Augen die Spuren von Thränen. Sie näherte sich und betrachtete Helene. Diese wollte aufstehen, doch Varuna hielt sie zurück und ließ sich ihr zu Füßen nieder.

„Nein, nein!“ rief sie plötzlich, „laß mich hier verweilen. Du wunderst dich, mich so spät zu sehen. Ich hoffte dich schlafend zu finden und wollte dich mit Ruhe betrachten. Jetzt geht es dir wohl besser.“

Der Zauber von Varunas Stimme mit seinen Uebergängen von Härte zu Weichheit berührte Helene mächtig.

„Du bist sehr gut,“ sagte sie. „Ich fühle mich jetzt besser — nur noch erregt. Verzeihe mir den Auftritt. Ich war übermüdet, und das Seltsame . . .“

„Erhöht durch Mrs. Featherstones taktloses Geplauder! Man kann sich nicht genug über die Geschmacklosigkeit solcher Bekannten wundern, die sich bei kritischen Familienereignissen auf solche Art eindrängen.“

In Varunas letzten Worten schien eine versteckte Andeutung zu liegen. Helene war sich dessen bewußt und zitterte innerlich. Einige Augenblicke vorher hätte sie lieber alle Qualen erduldet, ehe sie sich ihrer Rivalin — denn als solche hatte sie instinktiv ihre Schwester erkannt — verraten hätte. Es ist unstreitig bitterer, sich von Nahestehenden als von Freunden verdrängt zu sehen. Jetzt schien es ihr, wie wenn ein mächtigerer Wille als der ihre sie zwänge, zu offenbaren, was ihm beliebte. Obgleich im Schweigen Linderung lag, wurde dasselbe

doch schließlich peinlich und Baruna brach es, indem sie das Pamphlet aufnahm, es durchslog und dann sagte:

„Du hast dies gelesen?“

Helene bejahte.

„Ach,“ sagte sie halb stöhnend, „da meinst du nun wohl, dich in einen gar sündigen Pfühl gestürzt zu haben?“

„Ist alles wahr, was hier geschrieben steht?“ fragte Helene standhaft.

„Was die Thatsachen betrifft, ja, wahrscheinlich. Lügen zu drucken, wäre überflüssig, da die Wirklichkeit hier tragisch genug ist.“

„Aber meine Mutter und deren Freunde,“ sagte Helene mit Ungefüg und hielt dann inne.

„Sprich weiter,“ sagte Baruna kurz.

„Diese Dinge sind wahr, und meine Mutter und du — Katholikinnen — Frauen — ihr bleibt hier!“

„Ja,“ sagte Baruna düster, „wir bleiben, wir sind die Sklavinnen einer Leidenschaft, welche Tausende zu Grunde gerichtet und welche sich derart unserer bemächtigt hat, daß wir es gar nicht versuchen, gegen sie anzukämpfen. Die Leute hier lieben, das Laster mit Patschuli und Rosenwasser zu besprengen, und erfinden eine Menge Sophismen, um die Spielhölle zu rechtfertigen. Meine Mutter huldigt dem Glauben, daß sie unter dem Schutze der Heiligen stehe, und wird darin von den Geistlichen unterstützt, die von der Direktion dafür bezahlt werden. Was mich betrifft, so ziehe ich vor, die unverblümte Wahrheit zu gestehen. Sollte es einen Teufel geben, so ist unfraglich das Kasino von Monaco der Sitz seines Reiches hienieden. Mein armes Kind, ich verletzte deine Gefühle, aber besser jetzt als später. Sprich, sage, was auf dir lastet — es wird dir gut thun.“

Aber Helene leistete der Aufforderung nicht Folge.

„Mein Mitleid muß dir wie Spott erscheinen,“ fuhr Baruna fort, „aber es kommt von Herzen. Ich hätte dich gern verschont, wäre es möglich gewesen.“

„Warum mich bemitleiden? An mich denke ich nicht,“ sagte Helene fast grollend.

Sie krümmte sich unter Barunas Sonde, alle ihre Nerven schmerzten. Sie hätte gern gesehen, die Schwester wäre gegangen und hätte sie in Ruhe gelassen, und sie war unzufrieden mit sich selbst, daß es ihr nicht gelingen wollte, herzlich zu erscheinen.

„Es war der Traum meines Lebens, mit meiner Mutter

vereint zu sein," sagte sie, ohne aufzusehen, abwesend und traurig, fast als ob sie ohne Bewußtsein spräche.

"So jung ich war, als unsere Häuslichkeit aufgelöst wurde, ich konnte niemals ihr sanftes, schönes Gesicht, ihr liebes und freundlich heiteres Wesen vergessen. Oft zur Nachtzeit erwachte ich und fühlte mich von ihr umschlungen wie damals, als sie mich zum Abschied küßte. Jahrelang war ich bitter und herzenswund. Fast noch ein Kind, sagten mir der Onkel und Vater Clifford, sie sei Atheistin geworden und darum hätte der Vater uns getrennt. Wie habe ich gefastet und gebetet, bis Gott sie wieder zurückführte! Ich wußte es nach der Haltung ihrer Briefe, daß sie eine andere geworden. Seit der Zeit blieb sie mein Schutzengel. Als Versuchungen an mich herantraten, warnte sie mich vor Selbstsucht und gebot mir, der Kirche zu folgen. Wenn ich mir eine Heilige vorstellte, trug sie die Züge meiner Mutter und niemals träumte ich von Reinheit, Tugend, Aufopferung, ohne an sie zu denken . . . Und alle diese Jahre hindurch lebte sie hier in dieser Umgebung! Waren also alle meine Vorstellungen trügerisch? War alles nur Einbildung, all mein kindlicher Enthusiasmus umsonst?"

"Nein," rief Baruna mit leuchtenden Augen, "Enthusiasmus und Liebe sind niemals umsonst. Ach Helene, liebe nur, liebe stets und bleibe immer der Eingebung deines Herzens treu. Liebe ist nicht Fanatismus, sie ist Religion."

Helene erschraf. Barunas Worte waren das treue Echo von Warrenders leidenschaftlichem Protest, den er — ach, vor kurzen Monden erst — ausgesprochen.

"Der Mangel an Enthusiasmus," fuhr Baruna fort, "ist der Fluch beschränkter Naturen wie die meinige. Halte fest an deinem Glauben. Es war unrecht von mir, grausam, so verb mit der Wahrheit herauszuplagen. Unsere Mutter ist die natürlichste, warmherzigste und in manchen Dingen kindlichste der Frauen und wir haben kein Recht, sie zu verurteilen, denn wenn sie Schwächen besitzt, so haben diese niemals ihre Liebe zu ihren Töchtern geschmälert. Was den Kontrast zwischen deinem Ideal und der Wirklichkeit betrifft, so denke nicht darüber nach. Ideale sind nicht da, um verwirklicht zu werden . . . Helene!" Baruna sprach mit sanfter Stimme, und faßte dabei die Hand ihrer Schwester, "ich habe dir etwas zu sagen. Helene, als du noch Kind warst, als wir zusammen in Hallingsford waren, da liebtest du mich?"

"Ja — wirklich — und seitdem immer."

"Bis heute — du wirst mich nimmer wie ehemals lieben."

Auch das Ideal, welches du dir von mir geschaffen hast, ist dahin. Aber wenn ich dir kalt und unweiblich erscheine, vielleicht schlimmer noch, denke daran, daß ich in einer harten Schule erzogen wurde und daß ich schwer gelitten habe. Man wird dir hier sagen, ich sei herzlos und geldgierig. Es ist wahr; aber etwas vom mütterlichen Instinkt ist noch in mir. Ich habe ein Töchterchen; doch wäre es besser für sie, sie wäre tot; aber wenn sie dir gleiche und stünde wie du jetzt in Gefahr, würde ich nicht alles versuchen, sie zu retten? Da wir Schwestern sind, Helene, und eingedenk jener früheren Tage in Hallingsford, werde ich dich um ein Versprechen bitten." Varuna machte eine kleine Pause, dann fuhr sie mehr sachgemäß fort: "Du fragtest mich, warum wir an diesem Ort blieben, und ich sagte dir, daß wir Sklaven einer Leidenschaft wären, welche uns hier festhält. Wir sind nicht durchaus zu tadeln. Die Philosophen fangen an, dahinter zu kommen, daß die Gesetze der Erblichkeit die Lehrsätze vom freien Willen Lügen strafen. Die Mutter, ich und vielleicht auch du, wir haben das Laster des Spiels geerbt und spielten wir nicht, würden wir wahnsinnig werden. Wer kümmert sich um Predigten, wenn das Blut in Wallung gerät und man sich leben fühlt? Es ist wie Wein für den durstenden Trunkenbold, oder Blut für ein Tier der Wildnis. Die Probe wäre zu gefährlich für dich. Ich werde dich vor der Verlockung schützen, wenn ich es vermag. Schwöre mir, daß du niemals spielen willst."

"Ist das alles?" sagte Helene mit traurigem Staunen. "Sieh, wie schnell ich dazu bereit bin." Hierbei erfaßte sie ihren Rosenkranz und küßte feierlich das Kreuz, indem sie Varuna das verlangte Versprechen gab.

"Willst du nicht dasselbe thun?" fragte sie ernst. "Es schmerzt mich tief, dich so hoffnungslos sprechen zu hören. Ich bin jünger als du, und wir waren so lange getrennt, daß ich fast nichts von dir weiß, als daß du unglücklich gewesen bist. Aber warum verzweifeln, du, so schön und im Besitz der Gabe, jedermann zur Liebe zu zwingen? Habe Mitleid mit der Mutter und dir selbst. Mache dich los von der Tyrannei dieses Lasters, wenn es Laster ist. Laß uns alle Monte Carlo verlassen, um nach einem ebenso schönen Ort zu gehen, wo die Menschen nicht verderbt sind. Der Mutter zuliebe, Varuna!"

"Zu spät," erwiderte Madame Fano. "Meine Natur zwingt mich dazu. Der Charakter trägt seine Bestimmung in sich selbst. Das Leben bot mir nichts als Ueberdruß und Elend, und ich schmachte nach einem Reizmittel. Das Spiel bietet es mir,

es ist mir zum Bedürfnis geworden; warum sollte ich es aufgeben? Es schädigt niemand und kann mich weder besser noch schlechter machen, als ich bin. Aber mit dir ist alles anders, du bist jung und unverdorben, die Zukunft ist dein, du wirst lieben und heiraten und deine Heimat wird England sein. Du mußt die Mutter hinwegführen aus dieser fieberhaften, schädlichen Existenz, sie auf neue Bahnen lenken, mit gesunden Interessen und Beschäftigungen. Was mich betrifft, es verschlägt nichts, was aus mir wird . . . Nein," Helenes heftige Zwischenrede aufhaltend, „das Streiten würde zu nichts führen. Auf meine düsteren Reden mußt du nicht achten, denke nicht an mich; denke nur an dich selbst. Ich fühle mich heute nicht wohl und bin in trüber Stimmung; morgen bin ich eine andere, das sollst du sehen. Um von etwas anderem zu sprechen: Welchen Eindruck hat Oberst Cazalette auf dich gemacht?"

„Ach, warum über einen Fremden sprechen? Mir wenigstens ist er es. Er scheint gütig und angenehm, aber ich habe nicht über ihn nachgedacht.“

„Dennoch gehört er zu denen, welche einen jeden zwingen, über ihn nachzudenken. Eines der besten Mittel, eine Frau für einen Mann günstig zu stimmen, von dem man wünscht, daß er ihr nicht gefalle, soll darin bestehen, sie vor ihm zu warnen. Nichtsdestoweniger setze ich mich dieser Gefahr aus und bitte dich jetzt schon, vor Oberst Cazalette auf der Hut zu sein. Er wird es versuchen, deine Liebe zu gewinnen.“

Helene lächelte verächtlich.

„Das wäre ganz zwecklos. Du irrst dich in mir, Baruna. Ich werde niemals heiraten.“

„Wie, so jung, kaum neunzehn und das Drama des Lebens schon zu Ende gespielt! Weißt du, daß ich wahr sagen kann? Laß mich deine Hand betrachten.“

Helene reichte ihre Hand. Baruna prüfte sie schweigsam einige Minuten lang.

„Deine Linien erzählen eine ganze Geschichte. Nicht lange ist's her, bat dich der Mann, den du liebst, seine Gattin zu werden, und du schlugst es aus irrigem Pflichtgefühl aus. Du thatest Unrecht, denn Mann und Weib bestanden lange vor dem Bekenntnisse. Die Liebe ist die einzige dauernde Religion; Glaubensbekenntnisse und Dogmen sind leere Schatten. Bleibe deinem eigenen Herzen treu, das wird dir Frieden bringen. O, ich kann heute nicht Komödie spielen. Wozu auch? Ich weiß, was du im Garten gesehen hast, Helene!“ Sie gab ihre

Hände frei, stand auf und blickte auf das zitternde Mädchen herab. Aufrechtstehend, in ihrem enganliegenden weißen Gewand, die dunkeln Augen weit geöffnet, mochte sie einer Prophetin oder Sibylle nicht unähnlich sein. „Helene,“ fuhr sie fort, „ein Mann liebt und vergißt nicht so leicht. Ein vorübergehender Rausch mag ihn bethören, aber ein wahres, treues Herz kehrt immer zurück. Georg Warrender gehörte dir, ehe er sich mir hingab. Ich gebe ihn dir wieder.“

„Du bist großmütig,“ erwiderte Helene mit einem ihr sonst fremden Sarkasmus; „aber gesetzt, ich hätte mich geirrt und meine Kraft überschätzt, so besitze ich doch Stolz, und er selbst kann nicht hin und her geworfen werden wie der Spielball eines Kindes. Ich hatte kein Recht, anzunehmen, daß er einem Traum treu bleiben würde. Ich habe ihn gehen heißen, und der Grund, warum ich es that, besteht noch immer.“

„Was! Mit dem Bewußtsein, daß du ihn liebst? Großer Gott! Das ergründe ich nicht. Was weißt du von dem Glend einer liebeleeren Ehe — der Schmach, der Gottlosigkeit derselben! Wenn du es kenntest, so stürbest du lieber, ehe du um einer Schimäre willen das höchste Gut des Weibes von dir stießest! Mögen Priester und der Beichtstuhl vergehen! Mögen Liebe und Wahrheit bestehen! O, mein Gott, wenn mit siebenzehn Jahren ein solcher Glückstern mir geleuchtet hätte!“

Barunas leidenschaftliche Worte raubten ihr jede Fassung; sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und weinte unaufhaltsam.

Helene war stumm vor innerem Jammer. Allmählich beruhigte sich Baruna; sie schwieg, denn sie war sich bewußt, ihre wahren Gefühle für Warrender verraten zu haben, und konnte nicht wissen, welchen Eindruck dieser Ausbruch auf Helene hervorgebracht.

Tausend Empfindungen bekämpften sich im Herzen einer jeden. Sie waren Schwestern; die Veranlassung ihres Kammers war dieselbe. Einesteils verlangten ihre Herzen nacheinander, und dennoch schien sich ein unüberwindliches Hindernis zwischen ihnen aufgerichtet zu haben, das sich jeder Sympathie entgegenstellte. Helene machte eine Bewegung nach ihrer Schwester, aber Barunas Hand wehrte sie ab. Endlich sagte sie in abgebrochenen Worten:

„Du bist edler als ich. Ich bewundere und ehre dich — aber, verzeihe mir, wenn ich teilnahmlos erscheine. Was soll ich sagen? Die Lage ist so unnatürlich. Du bist es, die er liebt; wie könnte es auch anders sein? Ich habe keinen

Grund zu Bedauern oder Bitterkeit. Ich hieß ihn, mich zu vergessen, und er hat es gethan, somit kann auf beiden Seiten von Opfern nicht die Rede sein. Gott wollte nicht, daß ich in dieser Weise glücklich werden sollte; nichts kann die Lage der Dinge ändern."

"Du hast recht," antwortete Varuna, „die Lage ist eine unnatürliche. Mein Anblick muß dir wehe thun und mein thörichter Drang, heute abend noch zu reden, hat nichts Gutes bewirkt."

"Doch, es hat mir gezeigt, wie edel du bist. Du zwingst mich, mich selbst zu hassen, aber ich bin dir dankbar, daß alles zwischen uns klar geworden. Sieh, ich gestehe, daß ich verbittert und eifersüchtig bin. Erst vorhin noch that ich dir in Gedanken Unrecht. Ich habe bereits Schreckliches hier gehört; es ist, wie wenn ein Bann auf dem Orte und über dir läge."

"Was ist's damit?"

"Sie sagten auf dem Wege hierher, daß du die Männer fesselst und sie dann an der Roulette für dich setzen läßt, weil diejenigen, die dich lieben, anfänglich gewinnen. Wenn das Glück sich wendet, entledigst du dich ihrer und zuweilen töten sie sich in Verzweiflung. Ist das wahr? Hast du dir auf diese Weise die Benennung ‚Vampir‘ erworben?"

Varuna lachte krampfhaft auf. „Und die Leute sagen, das neunzehnte Jahrhundert sei ein profaisches Zeitalter!“ rief sie. „Ich glaube in der That, daß ein böser Zauber auf mir lastet, denn ich bringe keinem Glück. Ich versuche nicht, die Männer zu fesseln, aber ich habe das Unglück, sie anzuziehen; meine Kälte ist es, die an den bösen Geschichten die Schuld trägt. Was die Roulette betrifft, so setze ich selten selbst für mich, weil ich regelmäßig verliere, wenn ich es thue. Die Erfahrung hat mich in dieser Beziehung abergläubisch gemacht. Ich will lieber gleich eingestehen, daß ich krankhaft abergläubisch bin. Es ist wahr, daß Männer, die mich lieben, gewöhnlich gewinnen . . . Laß uns nicht weiter davon reden. Wenn du anfängst dir einzubilden, du seist in einem Lande der Verzauberung und Hegeret, wirst du niemals einschlafen, und du bedarfst der Ruhe. Gute Nacht, Helene. Glaubst du an meine Redlichkeit und meinen guten Willen?“ Sie hielt ihr fragend die Hand hin.

"Ja, ich glaube an dich." Helene erfaßte die ausgestreckte Hand.

"Und daß ich dich liebe? Vielleicht habe auch ich Illusionen genährt und sehe sie nun schwinden. Sind wir schon Frauen, wir wollen nicht vergessen, daß wir Schwestern sind."

Nun kennen wir eine jede das Herz der andern. Morgen wollen wir unsere Masken vornehmen und tapfer unsere Rollen spielen. Gute Nacht."

Sie küßte das blasse, staunende Mädchen und verließ schweigend das Zimmer.

Bwanzigstes Kapitel.

Febe wohl.

Früh am nächsten Morgen erhielt Warrender ein Briefchen von Madame Fano. Es war sehr kurz.

"Ich bitte, daß Sie das, was gestern zwischen uns vorgefallen, als einen Traum ansehen, nichts weiter. Bei unserem nächsten Wiedersehen begegnen wir uns wie neue Freunde; bis ich es Ihnen gestatte, sprechen Sie kein weiteres Wort von Liebe. Wollen Sie mir inzwischen die größte Freundlichkeit erweisen, die in Ihrer Macht steht, und Monte Carlo auf kurze Zeit verlassen? Ich habe wichtige Gründe, um diese Bitte an Sie zu richten, und kenne Sie genug, um zu wissen, daß Sie mir diese Gunst, um die ich Sie dringend ersuche, nicht verweigern werden. B. F."

Warrenders erster Gedanke war, gegen diese Entlassung zu protestieren und auf seinem Recht einer Antwort auf seine gestrige Erklärung zu bestehen. Zum wenigsten meinte er, eine neue Zusammenkunft erbitten zu dürfen. Nach weiterer Ueberlegung jedoch glaubte er Baruna den treuesten Beweis von Hingebung zu liefern, indem er sich buchstäblich ihren Wünschen fügte. Er schrieb förmlicher, als sie es gethan.

"Meine liebe Madame Fano!

Ich werde mich Ihren Wünschen fügen und heute abend Monte Carlo verlassen. Es ist hart, Ihnen gehorchen zu müssen; aber ich denke, daß ich, indem ich mich so Ihnen zur Verfügung stelle, Sie am besten überzeuge, daß ich mit Herz und Seele der Ihrige bin.

Es wird mir schwer, Beweggründe zu finden, die Sie veranlassen, mich fortzuschicken und mir zu verbieten, von dem zu sprechen, was meine Gedanken am meisten beschäftigt. Sie

glauben vielleicht Grund zu haben, an der Dauerhaftigkeit meiner Gefühle zu zweifeln. Ich fürchte, daß Monate vergehen werden, ehe Sie den vollen Glauben an meine unveränderliche Liebe gewinnen; doch ich weiß, daß die Zeit kommen wird, da Sie mir vertrauen werden, wie ich jetzt Ihnen vertraue.

Stets Ihr ergebener

Georg Warrender.

Warrender hatte, indem er die letzten Worte schrieb, nicht die Absicht, Madame Fano daran zu erinnern, daß sie sich in unlösbarer Weise gebunden hatte. Er hatte einfach jenen leidenschaftlichen Kuß vom vergangenen Abend als den Beweis ihrer Liebe hingenommen. Ihre Antwort, ob sie einwillige, seine Gattin zu werden, oder nicht, konnte diese seine Ueberzeugung nicht ändern. Zweifeln würde hier beschimpfen heißen. Aber als Baruna seinen Brief las, brannten ihre Wangen, sie zuckte vor Scham bei der Erinnerung, die er hervorrief, und entschloß sich, ihn nicht zu sehen, sollte er vor seiner Abreise noch vorsprechen.

Seinen Kuß fühlte sie noch auf ihren Lippen brennen und sie betrachtete diese als geweiht für alle Zeiten.

Als Warrender an jenem Nachmittag in der Villa Kilsyth vorsprach, wurde er in den Garten geführt, wo nur Mrs. Kilsyth und Helene zugegen waren. Erstere entschuldigte Madame Fanos Abwesenheit, indem sie erwähnte, dieselbe besuche ihren lahmen Schützling in Monaco.

Helene war gefaßt und begegnete den Blicken Warrender's, ohne ihnen auszuweichen. Sie sprach mit ihm von Hallingsford, von seinen dortigen Bekannten und von allgemeinen Dingen.

Warrender's Mitteilung seiner bevorstehenden Abreise nahm Helene mit stillem Danke, Mrs. Kilsyth dagegen mit lautem Bedauern entgegen. Cazalette, welcher in diesem Augenblick hinzutrat, konnte sich das Vorhaben, welches er innerlich sogleich Barunas Einfluß zuschrieb und das nichtsdestoweniger so sehr zu seinen Plänen stimmte, nicht erklären.

Von Mrs. Kilsyth war die Ergründung des Zusammenhanges nicht zu erwarten. Cazalettes glückliche Ausgleichung aller Schwierigkeiten der Lage hatte sie vollkommen über die Zukunft ihrer Töchter beruhigt. Es wurde ihr nicht schwer, sich eine romantische Neigung Helenens für Cazalette vorzuspiegeln, und ihre Phantasie ergözte sich an der Vorstellung von Barunas endlichem Nachgeben, das sie in den Besitz eines Glückes setzen würde, welches alle vergangenen Leiden ausgleichen müsse. Selbst

für Mrs. Kilsyth war Liebe noch ein zauberhaftes Wort. Sie hatte Barunas Unempfindlichkeit beklagt und bis jetzt umsonst auf die Ankunft des Zauberers gewartet. Gestern hatte ihr Herz vor Freude geschlagen; heute sanken ihre Hoffnungen, denn es hatte doch den Anschein, als ob Baruna nicht besiegt worden und Warrender das Schicksal der früheren Anbeter teilen müsse.

Sie war zu offenherzig, um ihre Gefühle zu verbergen.

„Weiß Baruna, daß Sie uns verlassen?“ fragte sie plötzlich.

Warrender zögerte und antwortete ausweichend: „Ich hatte gehofft, Madame Fano heute nachmittag zu sprechen.“

„Und der Karneval?“ rief Mrs. Kilsyth. „Sie versprachen, sich uns anzuschließen.“

„Ich hoffe, vor dem Karneval zurück zu sein; wenn nicht, treffen wir uns in Nizza.“

Mrs. Kilsyth's Gesicht klärte sich auf. Als sie hörte, daß er sich nach Cannes begeben wolle, überflog sie die Fremdenliste und wußte über einen jeden der hervorragenden Fremden, denen er dort begegnen würde, einige faustische Bemerkungen zu machen. Dann gab sie ihm noch eine lange Liste von Besorgungen für Nizza. Warrender saß auf Kohlen. Er wußte, daß Madame Fano ausgefahren war, und seine einzige Hoffnung auf eine Zusammenkunft ruhte auf der Möglichkeit, sie in Monaco einzuholen.

Cazalette stand abseits, mit Helene plaudernd; doch behielt er Warrender im Auge, und ihm hatte es letzterer zu verdanken, wenn es ihm endlich gelang, von Mrs. Kilsyth loszukommen und diese zu verabschieden.

Helene näherte er sich zuletzt. Sie hatte sich etwas zurückgezogen und wartete mit nervös gefalteten Händen auf Warrender's Abschied.

Ihre außerordentliche Blässe frappierte ihn. Ein Gefühl von Mitleid und Besorgnis begann sich in ihm zu regen, wie auch das Bewußtsein seiner Schuld. Eine zärtliche Regung, eher geschwisterlich als anders, bewegte sein Herz. Dies war dieselbe Helene, welche er als Kind geherzt und getröstet hatte. Alte Erinnerungen kamen zurück und er drückte sanft die Hand, welche sie ihm gereicht hatte.

„Ich hatte noch keine Gelegenheit,“ sagte er mit gedämpfter Stimme, „Ihnen mein Beileid auszusprechen; aber ich bin überzeugt, daß Sie wissen, wie sehr ich Ihren Schmerz mitempfunden. Doch dieser Kummer brachte Ihnen wenigstens einen Ersatz, nicht wahr? Endlich konnten Sie Ihren langgehegten Wunsch

befriedigen und sind nun bei Ihrer Mutter und Schwester. Das muß ein großes Glück für Sie sein, Helene. Ich darf Sie doch noch so nennen?"

Einen Augenblick später machte er sich bittere Vorwürfe, so gesprochen zu haben. Früher rief die Erwähnung ihrer Mutter ein süßes Entzücken auf ihrem Antlitz hervor; jetzt war nichts dergleichen zu sehen; ihre Lippen zuckten, ihre Augen schienen ihm stumme Vorwürfe zu machen und sagten so deutlich: „Meine Götzenbilder sind zerschlagen, mein Tempel ist leer und deine Gegenwart erhöht meine Enttäuschung.“

„Helene,“ rief er im Ton so tiefen Mitleids, daß des armen Mädchens Herz ungestüm zu schlagen anfang, „verzeihen Sie mir! Ich kann nicht förmlich sein, wenn ich an die alten Zeiten zurückdenke und an unsere Freundschaft. Ich weiß, ich verstehe und bin mehr um Sie bekümmert, als ich sagen kann. Dies ist nicht, was Sie erwarteten; aber lassen Sie sich nicht niederdrücken. Bedenken Sie das Gute, was Sie Ihrer Mutter thun können. Es werden bessere Zeiten kommen — für uns alle.“

Er hielt inne, wie wenn er mehr ausdrücken wollte, als seine Worte sagten. Helene erfaßte seine Absicht und zuckte innerlich zusammen. Eine schmerzliche Pause trat ein.

„Leben Sie also wohl auf einige Wochen,“ sagte Warrender jetzt in ruhigem Ton. „Ich hoffe, daß Sie bis dahin kräftiger aussehen werden. Und wenn ich Ihnen irgend von Nutzen sein kann, so brauchen Sie es mich nur nach Cannes, Hôtel Central, wissen zu lassen. Miß Kilsyth, ich kann mich doch ferner Ihrer Freundschaft versichert halten? Wollen Sie mir sagen, daß Sie mir freundlich gesinnt bleiben?“

„Von ganzem Herzen,“ erwiderte sie ernst. „Leben Sie wohl!“

Nochmals schüttelten sie sich die Hände. Mrs. Kilsyths freundliche Abschiedsworte begleiteten ihn, als er die Villa verließ und den Weg nach Monaco einschlug.

Als er den Hügel hinanstieg, welcher zur Festung führt, begegnete ihm Lord Bretland.

„Was muß ich hören, mein Lieber, Sie wollen uns plötzlich entfliehen?“

„Ja,“ antwortete Warrender mit erkünstelter Heiterkeit, „das Kasino langweilt mich und ich will es zur Abwechslung einmal mit Cannes versuchen.“

Aber Lord Bretland verzog den Mund in so komischer Weise, daß Warrender lachen mußte und so die Ueberzeugung

gewann, daß er, trotz Madame Janos Grausamkeit, durchaus nicht unglücklich sei.

„Das hätte ich nicht gedacht. Uebrigens wissen Sie, wem ich soeben begegnet bin?“

„Mrs. Featherstone?“

„Bewahre! Madame Jano. Ich strich durch die Gärten von Monaco und wartete auf Inspiration für meine Dichtungen: ‚Der Zauberer‘, ‚Der Prinz und der Vampir‘. Entsinnen Sie sich noch unserer Unterhaltung am Tage Ihrer Ankunft? Ist das Rätsel zu schwer? Oder sind viele Verwickelungen dabei? Ich denke, daß Cozalette und ich mit jener lieblichen Heiligen, Helene, schon . . .“

„Entschuldigen Sie mich,“ unterbrach ihn Warrender, „aber ich würde mich gern von Madame Jano verabschieden, wenn Sie mir sagen könnten, wo ich sie finde.“

Lord Bretland bezeichnete den Ort und Warrender eilte dorthin.

Mrs. Kilsyth's hübscher Pkw stand an der Biegung und diente ihm als Wegweiser. Warrender suchte Baruna auf jener feenhaften Terrasse, wohin sie ihn am Neujahrsmorgen geführt hatte. Sie war allein und durchmaß unruhig die schmale Plattform. Jetzt stand sie still, ihr Schleier war zurückgeschlagen und ihr blasses Profil hob sich deutlich gegen den dunkelblauen Himmel ab. Es konnte ihm nicht entgehen, daß die Nacht furchtbare Verheerungen bei ihr angerichtet hatte; ihre Züge schienen spitzer geworden und tiefe Ringe hatten sich um ihre Augen gelegt.

Er konnte es in ihren Zügen lesen, daß sie mit der Leidenschaft, von welcher sie gestern überwältigt worden war, gekämpft hatte, und daß sie bereute, ihm ihre Liebe gestanden zu haben. Indessen fühlte er, daß ihre Großmut ihm nur die Wahl ließ, alles oder nichts zu gewähren. Welche Gründe sie auch haben mochte, um ihn zu meiden, Koketterie war es nicht.

Seine eigenen Gefühle waren so gemischt, daß er sich keines andern bewußt war als des leidenschaftlichen Verlangens, sie sein zu nennen. Melancholie war dem Rausch gefolgt. Bei dem Gedanken, er könnte das Opfer eines unheiligen Zaubers sein, lächelte er bitter und wandte die Augen ab. Seine überreizte Phantasie brachte die absonderlichsten Vorstellungen zum Vorschein; selbst das Bild vor seinen Augen verlor an Wirklichkeit, und weit am südlichen Horizont schienen die ziehenden Wölkchen phantastisch schlangenförmige Melusinengestaltungen anzunehmen.

Plötzlich sich aufraffend, versetzte er sich in die Gegenwart zurück; doch war er jetzt nicht in stande, jenes unbestimmte Schuldbewußtsein und die wehmütigen Erinnerungen zu bannen, welche bis dahin in dem Rausch der letzten Wochen untergetaucht waren. Aber die bloße Erwartung, Varunas Hand zu berühren, durchzitterte seine Nerven, und sein ganzes Leben schien sich auf die Empfindung dieses Augenblicks zu beschränken.

Als er sich ihr näherte und sein Schritt auf dem Felsen ertönte, blickte sie auf. Eine Welt unausgesprochener Gedanken lag zwischen ihnen; sie war schüchtern, erschüttert und vermied seine brennenden Augen. Er erfaßte ihre beiden Hände, doch langsam entzog sie sie ihm.

„Ich war in der Villa,“ sagte er vorwurfsvoll. „Sie wußten, daß ich kommen würde, und gönnten mir doch nicht die Freude, Sie zu sehen! Aber ich habe Sie entdeckt, und es ist besser, Ihnen hier lebewohl zu sagen. Was habe ich gethan, daß Sie mich so hart behandeln?“

„Also wollen Sie mir durchaus lebewohl sagen! Es ist thöricht. Jeder Abschied ist so traurig wie der Anblick eines Toten. Die letzten Eindrücke sind die bleibendsten. Warum einen traurigen mit sich nehmen? Jetzt werden Sie mich während Ihrer ganzen Abwesenheit so vor sich sehen wie heute — sehr zu meinen Ungunsten.“

Sein Herz jubelte. Ihre Worte waren ein Bekenntnis und doch sprach sie in tiefster Trauer.

„Ich bin froh! ich bin glücklich!“ rief er. „Obgleich Sie mich fortzuschicken, ist es ein Trost, zu wissen, daß es Sie betrübt. Es betrübt Sie doch, nicht wahr?“

„Ja,“ sagte sie, „ich bin betrübt.“

„Ich bedarf keiner andern Erinnerung als dieser,“ fuhr er fort. „Diese will ich im Gedächtnis behalten. Ihr Antlitz trägt heute einen Ausdruck, den ich niemals gekannt.“

„Also hätte ich mich verändert?“

„O ja,“ erwiderte er mit kühner Bärtlichkeit, „sehr seit gestern.“

Madame Fano errötete tief. „Es ist nicht großmütig von Ihnen, mich an das zu erinnern, was ich zu vergessen wünsche. Bedenken Sie, es gibt ein verbotenes Thema . . . Und Sie wollen wirklich heute fort? Ich danke Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit.“

„Wie lange muß ich Ihnen fern bleiben?“ fragte Warrender ungestüm. „Ich möchte Ihnen beweisen, daß ich ganz der Ihrige bin und mich Ihrem Gefallen füge. Was auch Ihre

Beweggründe sein mögen, ich achte sie; aber ich beschwöre Sie, seien Sie nicht härter mit mir als nötig."

"Sie geben also zu, daß Sie ein wenig Strenge verdienen?" antwortete sie begierig. "Ich fürchtete, Ihnen zu begegnen, weil ich in Sorge war, Sie könnten Erklärungen von mir fordern, die ich Ihnen jetzt nicht geben kann."

"Sie möchten Zeit zur Ueberlegung gewinnen?"

Sie neigte bejahend das Haupt.

"Sagen Sie mir, sind Sie es selbst oder bin ich es, an dem Sie zweifeln?"

"An beiden vielleicht, aber fragen Sie mich nicht."

"Ich will schweigen, will geduldig meine Verbannung tragen, jeder Bedingung mich fügen; aber lassen Sie mich nicht die Dualen des Zweifels erdulden. Ich würde um Sie dienen wie Jakob um Rahel, wenn ich nur das Bekenntnis Ihrer Liebe von Ihren Lippen vernehmen dürfte."

"Sie fassen die Dinge irrig auf," sagte Baruna frostig. "Ich verlange nichts; nur vergessen Sie, was Sie gestern zu mir sprachen. Da es Sie ein Opfer kostet, Monte Carlo zu verlassen, ziehe ich meine Bitte zurück."

"Ah," rief er stürmisch, "Sie sind arglistig! und ich glaubte, auf Ihre Wahrhaftigkeit bauen zu können."

Sie sah tief betrübt aus.

"Ich habe ein Recht auf eine Antwort," fuhr er fort, seinen Vorteil wahrnehmend. "Es liegt nicht in meiner Macht, noch wünsche ich, das zu vergessen, was ich aus der Fülle meines Herzens gesprochen habe."

"Nun denn," antwortete sie, "da Sie Wahrhaftigkeit fordern, so will ich gestehen, daß Sie mir teurer sind, als ich zugeben wollte."

"Geliebteste!" rief er aus.

"Nein, so dürfen Sie nicht reden. Kein Wort mehr von Liebe zu mir! Wenn Sie zurückkehren, müssen Sie, wenn nicht vergessen, so doch jenes thörichte Gespräch von gestern mit Stillschweigen übergehen."

"Wollen Sie meine Liebe auf die Probe stellen? Es wäre nur Zeitverschwendung. Oder sind Sie so stolz, daß Sie ein Herz mißachten, das einst Ihrer Schwester huldigte und verächtlich ward?"

"Es ist nicht lange her," erwiderte Madame Fano mit Ruhe, "daß ich Ihnen versprach, Ihnen nach Kräften zu Ihrem Glücke zu verhelfen; ich denke, dieses Versprechen zu halten, doch auf meine Weise, nicht auf die Ihrige."

„Das hieße . . .“

„Daß ich weder aus *Eitelkeit* noch aus kleinlichen, egoistischen Beweggründen handeln werde. Dies werden Sie mir glauben. Wenn ich Sie im Ungewissen erhalte, so bin auch ich im Ungewissen. Ich bin verwirrt und bestürzt. Sind Sie erst fort, werde ich die streitenden Pflichten klarer übersehen können.“

„O, was hätten Vernunft und Pflicht mit der Sache zu thun? Gibt es stärkere Rechte als die der Liebe? Unsere Herzen haben gestern gesprochen.“

„Wir ließen uns vom Augenblick hinreißen. Ich war krank, entnervt, und Sie — Sie waren so stürmisch . . . Es wird mir heiß, wenn ich daran denke. Ich, die ich so stolz auf meine Würde war — und nun gibt es einen Menschen in der Welt, berechtigt, gering von mir zu denken.“

„Gott weiß es,“ antwortete er, „daß meine Liebe für Sie keinen Schimmer von Mißachtung trägt; ich bringe Ihnen die volle Anbetung und Ehrerbietung meiner Seele entgegen.“

„Das glauben Sie — jetzt. Es gibt eine Liebe, die aufstodert, plötzlich, wie eine Spiritusflamme, und dann einfach verlöscht. Dann gibt es eine andere, die ein Leben hindurch halb erstickt dahinglüht und doch niemals ausgeht. Es ist mein Unglück, zumeist verzweifelte, aber kurze Neigungen einzulösen. Mr. Warrender, unsere Beziehungen zu einander waren von Anfang an ganz ungewöhnliche. Ich habe Ihren Einfluß solche Macht über mich gewinnen lassen, daß der Zustand ein ganz unnatürlicher geworden, und die einzige Möglichkeit, unsern früheren offenen und freundschaftlichen Verkehr wiederherzustellen, ist eine zeitweilige Trennung. Nach Ihrer Rückkehr bestehe ich darauf, von Ihnen nur als Bekannte oder — wenn Sie den Ausdruck vorziehen — Freundin behandelt zu werden, wenigstens bis ich einen definitiven Entschluß gefaßt.“

„Das ist unmöglich. Ich will meine Haltung Ihren Anforderungen anpassen, aber nicht meine Gedanken. Sie sind mein Leben, meine Welt! Tag und Nacht sehne ich mich nach Ihnen. Ach, Baruna, man spricht wahr, was man von Ihnen sagt, Sie sind kalt wie Eis!“

„Sehen Sie denn nicht, daß ich innerlich zerrissen und gefoltert bin?“ rief Baruna mit Ungestüm. „Wenn ich meinem inneren Drange folgte, würde ich gleich jetzt eine Entscheidung treffen und Ihnen sagen, daß das, was Sie wünschen, eine Unmöglichkeit ist. Aber ich möchte gegen Sie und gegen mich gerecht sein, darum zögere ich. Ich habe schon soviel Uebel gesehen, das aus unüberlegtem Opfermut entstand . . . Ich habe

schon zu viel gesagt. Sie sehen, daß ich untauglich bin, mit Ihnen zu sprechen. Seien Sie gütig — Sie waren bisher mehr als das — und verlassen Sie mich für jetzt."

Diese Bitte erregte Warrenders ritterliche Gefinnungen.

"Ich werde gehen. Aber Sie werden mir verzeihen, wenn ich noch einen Einwand wage; er erfordert keine Antwort. Sie sprachen von unüberlegter Opferfreudigkeit. Ich kann mir nicht denken, was Sie damit meinen, Sie müßten denn glauben, daß Ihre Schwester . . . Aber das ist unmöglich, denn sie selbst hat ja schon längst diese Frage erledigt. Baruna, ich beschwöre Sie, lassen Sie das Glück unseres Lebens nicht an irgend einem falschen Pflichtgefühl scheitern. Sie sagten, mein Einfluß hätte Ihnen wohlgethan. Ist dies so, dann bedenken Sie, wieviel schöner das Leben für Sie sein müßte, wenn meine treue Liebe Ihnen zur Seite stünde, um Sie vor allem Leid zu bewahren."

Sie erhob flehend ihre Hände. "Ich weiß es, ach, wie sollte ich es nicht wissen! Wie es auch kommen mag, Sie haben ein besseres Weib aus mir gemacht. Gott segne und erhalte Sie! Und nun leben Sie wohl."

"Wie Sie wollen. Noch ein Wort. Sie haben mir nichts gesagt über die Dauer meiner Verbannung."

Sie schien zu überlegen. "Bis nach dem Carneval. Wenn Sie dann zurückkehren, finden Sie uns noch hier."

"Sie werden mir schreiben?"

"O nein! Wozu könnte das gut sein?"

"Freunde schreiben sich doch," drängte er.

"Unsere Lage ist eine andere. Wir sind weder Freunde noch Liebende."

"Und ich soll nichts mitnehmen? Kein Pfand — kein Liebeswort?"

"Es ist besser, nicht." Plötzlich faßte sie seine Hand und drückte sie an die Lippen. "Ihr Glück ist mir sehr teuer," stammelte sie, "dessen erinnern Sie sich. Adieu!"

Sie deutete ihm an, auf der Terrasse zu bleiben, und stieg die Steintreppe hinab. Er mißachtete ihren stummen Befehl und folgte ihr langsam nach der oberen Plattform; von da verfolgte er sie mit den Augen, wie sie ihren Wagen bestieg und Monte Carlo zufuhr.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Cazalette als Bewerber.

Das Leben in Villa Kilsyth wurde nun verhältnismäßig einförmiger.

Madame Fano zeigte der Welt ihr gewohntes gleichgültiges, räthselhaftes Wesen, und wenn sie im geheimen litt, so verriet dies nur der müde Ausdruck ihrer Züge, ihre öftere Zerstretheit und die verstärkte Sorglosigkeit, mit der sie sich in die fieberhaften Vergnügungen des Ortes stürzte.

Es war eine eigenthümliche Thatsache, daß seit Warrenders Abreise das Glück ihr konsequent untreu wurde. Ihre Bewunderer setzten umsonst für sie ein; sie selbst versuchte es und verlor große Summen. Mrs. Kilsyth jammerte über widrige Einflüsse und verdoppelte ihre religiösen Uebungen. Die Croupiers lächelten bedeutungsvoll, wenn die Zauberin den Tisch mit leerem Beutel verließ. Es schien, als ob endlich der Bann gebrochen wäre.

Helene Kilsyth lebte in ihrer eigenen Welt, weit entfernt von diesen verwirrenden Einflüssen. Ihr inneres Dasein floß unbeobachtet dahin. Sie beschäftigte sich mit Büchern, Musik, Malerei, besuchte regelmäßig die Kirche und machte weite Ausflüge in die Umgegend in Begleitung ihrer Dienerin oder ihrer Mutter und Cazalette, wenn diese es über sich vermochte, die verderblichen Reize des Casinos zu meiden.

Die Gesellschaft Cazalletes machte ihr stets Vergnügen. Die mystische Färbung, welche seiner Unterhaltung anhaftete, übte ihren Reiz auf das enthusiastische Mädchen, und er affectierte alle jene fromme Sentimentalität, welche dem Kultus der römisch-katholischen Kirche soviel Nimbus verleiht. Er war alt genug und sein Ansehen genügend, um ihr Respekt einzufloßen und ihre Neugierde zu reizen, indessen seine fein angebrachte Bewunderung der unschuldigen Eitelkeit des jungen unerfahrenen Mädchens schmeichelte. Seine Enthalttsamkeit von dem Spiel und die Thatsache, welche Mrs. Kilsyth immer besonders betonte, daß er sie dem Glauben zurückgegeben, veranlaßte Helene, ihn als ihrer Mutter guten Engel, ja ihren Erlöser zu betrachten. In ihren vertraulichen Unterhaltungen — und diese waren in letzter Zeit nicht selten — pflegte er wohl in zartester Weise Mrs. Kilsyths Leidenschaft für das Spiel und

das Wünschenswerte einer Uebersiedelung zu berühren. Mit großer Selbstbeherrschung erwähnte er die Neigung Barunas und Warrenders, indem er Helene andeutete, daß er von ihrer Zurückweisung des letzteren wisse und lächelnd sich den Anschein gab, von dem Weh welches seine Worte hervorriefen, nichts zu ahnen. Helene zuckte innerlich vor Schmerz, dennoch war sie dankbar für die heimliche Sympathie, welche Cazalette seinem Wesen beizumischen verstand.

Die arme Helene war betrübt und verstört. Sie zweifelte nicht daran, daß Baruna in herrischer Selbstaufopferung Warrender fortgeschickt hatte, und sowohl ihr Stolz als ihre Selbstlosigkeit empörten sich gegen die Lage, in die sie sich auf diese Art versetzt sah. Zwischen ihr und ihrer Schwester hatte sich, obschon äußerlich ihr Verhältnis ein herzliches war, ein Wall der Zurückhaltung erhoben. Eine jede hatte den Gedanken der Eifersucht stolz von sich gewiesen, das Herz einer jeden verlangte nach der andern, und trotzdem hielt sie Bitterkeit voneinander entfernt. Helene wußte nicht, daß oft in dunkler Nacht Baruna an ihre Thür schlich und schauernd davonlief, wenn sie ihr ersticktes Weinen hörte, und Baruna ihrerseits ahnte nicht, daß ihre Schwester die dunkeln Schatten um ihre Augen bemerkte und daß ein jeder ihrer schmerz erfüllten Blicke, jedes unbedachte Wort ein Dolchstoß in Helenes Herz bedeutete.

Die Geständnisse am Abend ihrer Ankunft in Helenes Zimmer wurden in stummer Uebereinkunft ignoriert und Warrenders Name wurde zwischen ihnen außer bei den gleichgültigsten Dingen nicht mehr ausgesprochen.

In Bezug auf Cazalette schien Madame Fano ihre Warnung vergessen zu haben oder seine öfteren Besuche nicht zu bemerken. Letzteres war nicht unmöglich, da er besonders dann zu kommen pflegte, wenn Baruna das Kasino oder ihre Schützlinge in Monaco besuchte.

So vergingen die Wochen. Das Frühjahr hatte sich eingestellt; Himmel und Meer spiegelten sich ineinander, Sonnenstrahlen hüpfen wie Diamanten auf den Wellen, die Weiden hatten neue Sprößlinge, graue Mauern prangten in frischem Grün, Jonquillen und Narcissen erfüllten die Luft mit ihrem Wohlgeruch und die Theerosen standen in vollster Blüte. Prinz Carneval war im Begriff, sein kurzes Reich anzutreten. Aber am Tage seines Einzugs, als Mrs. Kilsyth und Madame Fano bereit waren, nach Nizza aufzubrechen, erhielt letztere ein Telegramm aus der Anstalt, in welcher sie ihr Kind untergebracht

hatte, mit der Meldung, die Kleine sei gefährlich erkrankt. Die mütterliche Liebe ließ keine andern Rücksichten aufkommen; Baruna legte ihren Domino ab, warf ihre Weichensträuße weg, erstickte die wahnsinnige Freude, welche sie empfunden bei dem bloßen Gedanken, Warrender vielleicht unter der Menge zu entdecken, und fuhr mit dem nächsten Zuge nach Italien.

* * *

Es gibt wenig wirksamere Mittel gegen nagenden Schmerz als die Atmosphäre eines Frühlingmorgens an der Riviera; dies bewahrheitete sich auch an Helene eines Morgens spät im Februar.

Ein kleiner Ausflug nach Nizza über La Turbia war verabredet worden. Besondere Gründe hatten Oberst Cazalette und Mrs. Kilsyth dazu veranlaßt. Auch Mrs. Featherstone kannte den Zweck; doch hieß es, daß einige wundervolle Schmucksachen in der Rue Masséna ihr specielles Interesse erregt hätten. Ihr Verdacht in Bezug auf Warrenders Aufmerksamkeiten für Madame Fano, seine plötzliche Flucht, das Zusammentreffen derselben mit Helenes Ankunft und deren beiderseitige Vertraulichkeit in Hallingsford, von der sie etwas in Erfahrung gebracht, reizte ihre Neugierde und erweckte das Verlangen in ihr, der Lösung, welche sie als bevorstehend ansah, beizuwohnen. Helene hatte den Wunsch ausgesprochen, den Triumphbogen des Augustus von der Anhöhe zu sehen, wobei Lord Bretland und Mr. Berker, der junge unschuldige Engländer, nicht fehlen durften.

General Featherstone schöpfte noch immer musikalische Inspirationen in San Remo. In einem seiner letzten Briefe hatte er Warrenders erwähnt. Letzterer war zu Ende des Carnevals nach Monte Carlo zurückgekehrt und hatte am nächsten Tage, nachdem er in Villa Kilsyth vorgesprochen, scheinbar seinen Weg der Küste entlang fortgesetzt. Thatsächlich aber war er abgezweigt und, in der Hoffnung, Madame Fano in Mailand zu sehen, ihr dorthin nachgereist. Seine Abwesenheit begünstigte Cazalettes Vorhaben und erschien Helene als eine Wohlthat. Das Mädchen that ihr möglichstes, um ihren Kummer zu überwinden und sich in Verhältnisse zu finden, die, wie sie anerkennen mußte, durch sie selbst herbeigeführt worden waren. Ihre Mutter war heute ungewöhnlich ruhig und zärtlich. Cazalettes Haltung war zu gleicher Zeit beschützend und ehrerbietig; sogar die matte, halb väterliche Spaßhaftigkeit von Lord Bretland,

der den vierten Platz in ihrem Landauer einnahm, übte einen wohlthuernden Einfluß auf ihre Nerven.

Der Wagen durchflog den lieblichen Cornice-Beg, so einzig in seinen Kontrasten von sorgfältig gepflegter Schönheit und Bewilderung. Auf der einen Seite die nackten Anhöhen, vulkanische Felsen, schwarz gezackte und durchfurchte steile Abhänge oder mit Mastix und Leberkraut dürftig bewachsene Flächen, hie und da eine verkommene Pinie und zwerghafte Eiche, deren düstere Schatten auf den grauen Boden fielen. Von der andern Seite dagegen abfallende, von Drangen und Trauben bewachsene Hügelfetten, Villen und Gärten, darunter Monte Carlo, leuchtend wie eine Perle. Der Wind und das Sonnenlicht versilberten die zitternden Olivenblätter, das Grün der Steineiche vermischte sich mit dem dunkleren Grün der Tannen und weit am Horizont glänzte die weiß schäumende See. Im Nordwesten türmten sich die Berge, die nahen braun und kahl, die ferneren in purpurne Nebel gehüllt und weit hinten schlossen die blendenden Schneegipfel der Seealpen die Landschaft ab.

Sie hatten La Turbia verlassen und die Unterhaltung war etwas gezwungen und weniger lebhaft geworden. Sie glitt von der Gegenwart zur Vergangenheit hinüber.

„Wenn man nur so achtzehnhundert Jahre nach rückwärts überspringen könnte,“ sagte Lord Bretland langsam, seine Cigarette wegwerfend, „und die alten Gallier oder Briten über die Wunder der Neuzeit belehren. Es müßte der Mühe lohnen, mit den praktischen, Mauern und Brücken errichtenden alten Römer zu verkehren. Denken Sie sich nur wie groß das Interesse des wegebauenden Julius Cäsar für unsere Eisenbahnen sein müßte, des Mont Cenis und anderer Tunnels gar nicht zu gedenken. In jenen Tagen muß das Leben viel mehr Reiz besessen haben und es will mir oft scheinen, als ob der vielberühmte Fortschritt uns nichts als Schalheit und Ueberdruß brächte.“

„D.“ erwiderte Cazalette, „ich glaube, wir besitzen nicht das richtige Maß für die Vergangenheit. Man pflegt die Zeit nach Kriegen, großen Umwälzungen und Krisen zu beurteilen und die Tage der Unthätigkeit zu vergessen.“

„Welches Zeitalter würden Sie erwählen, wenn Sie in der Vergangenheit leben sollten?“ fragte Helene.

„Wie dächten Sie über die Zeit Leonardo da Vincis, als die italienische Kunst auf ihrem Höhepunkt war?“ antwortete er mit sanftem Lächeln.

„Läßt sich Ihre frühere Bemerkung nicht auch auf die

Kunst anwenden?" sagte Lord Bretland mit halb geschlossenen Augen. "Wir beurteilen die Fähigkeiten eines Zeitalters nach den Meisterwerken, die es überlebt haben, und übersehen die Menge mißlungener Versuche, welche verschwunden wären, wenn die Kunst damals eine Modesache gewesen sowie jetzt. Damals malte derjenige, den der Genius oder die Inspiration dazu antrieb; heute malt man fürs Geld. Aber auch der Vorzügliche aus der Vergangenheit wird überschätzt. Man pflegt eine einzige moderne Gemäldeausstellung mit den Sammlungen von Rom, Florenz oder Dresden zu vergleichen, natürlich zu ihren Ungunsten. Sollten wir aber fünf der besten Bilder aus den Ausstellungen der letzten hundert Jahre zum Vergleich hervorsuchen, so glaube ich, der Vorteil würde auf unserer Seite sein. Wie denken Sie darüber, Fräulein Helene?"

"Nein," erwiderte diese, "es ist das nicht nur eine Kunst-, sondern auch eine Religionsfrage, denn damals waren die Menschen glaubenseifriger und malten nicht nur für Geld und Ruf, sondern auch zur Ehre Gottes."

Sie näherten sich Nizza. Nach einem Frühstück in der Reserva und einem flüchtigen Gang über die englische Promenade, wobei Mrs. Featherstone und Mrs. Kilsyth ihre Einkäufe besorgten, begab sich die Gesellschaft nach den Gärten, wo die Musik spielte.

"Sagen Sie mir doch, bitte," begann Mrs. Featherstone, indem sie Helene beiseite zog, "ob Mr. Warrender Madame Fano in San Remo abzufassen gedenkt, oder ob Sie es sind, der ihn aus Monte Carlo vertrieben? Ah, Miß Kilsyth, thun Sie nur nicht, wie wenn Sie unbeteiligt dabei wären. Wir alle wissen, daß das Herz eines Mannes am leichtesten nach einer Enttäuschung gekapert wird. Verzeihen Sie mir, es ist meine Natur, unbescheiden zu sein; aber mir kommt es vor, als ob hier eine Schwierigkeit bestände, die sich leicht ebnen ließe. Ich möchte Ihnen die Geschichte meiner Heirat erzählen. Sie ahnen vielleicht nicht, daß ich meinen alten General treulich liebe, aber es ist dennoch der Fall, obgleich ich mich auf eigene Faust amüsiere. Thatsache ist, daß er ursprünglich mit meiner Schwester verlobt war. Ich beschäftigte mich damals mit Politik und hatte meinen Vater, der in Sydney einer Interkolonialkonferenz beiwohnte, dorthin begleitet. Kaum war ich nach Hause zurückgekehrt, verliebten wir uns ineinander, der General und ich. Er hatte sich eben geirrt; das kommt oft vor — beim erstenmal, das zweite Mal nicht. Wir waren alle drei so erhaben gesinnt und so heroisch, daß wir vor lauter Mißverständnissen und Eigen-

sinn uns beinahe auf ewig dem Cölibat und dem jammervollsten Dasein verschrieben hätten. Ein geliebter alter Onkel löste den Knoten, indem er uns beide zu sich einlud und uns erst als Eheleute entließ. Es dauerte nicht lange, so war auch meine Schwester die glückliche Gattin eines Anstieblers im Riverinadisdistrikt. Die Moral meiner Geschichte ist, daß es Frauen gibt, die sich trösten, und andere, die dies nicht können. Nun glaube ich sicher, daß Madame Fano zu den letzteren gehört."

Helene antwortete nicht, und die kleine Australierin, durch ihre ernste Würde etwas eingeschüchtert, sann auf etwas anderes.

"Oberst Cazalette," rief sie, "die Ponies dürften mir auf der Rückfahrt zu viel zu schaffen machen, und es wäre mir daher angenehm, falls Miß Kilsyth nichts dagegen einzuwenden hat, wenn Sie sie in meinem Wagen nach Hause führen und uns den Platz in Ihrem Landauer einräumen. Vergessen Sie nicht, daß wir in Roquebrune Station machen."

Da Mrs. Kilsyth diesen Vorschlag unterstützte, wurde der Tausch bewerkstelligt. Die Ponies waren mutig und leichtfüßig, so daß Cazalette und seine Gefährtin den andern bald weit voraus waren.

Sie lehnte sich traurig und gedankenvoll zurück, denn das eben Gehörte hatte schmerzliche Saiten in ihr angeschlagen. Cazalette respektierte ihre Stimmung, und außer einigen gelegentlichen Bemerkungen über die Aussicht, herrschte Schweigen zwischen ihnen fast bis Roquebrune.

"Miß Kilsyth," sagte er endlich, "ich sehe, daß Sie über eine ernste Frage nachdenken und es schmerzt mich, Sie so betrübt zu sehen; sie sind zu jung für die Sorgen dieses Lebens. Vielleicht vermag ich besser, als Sie es vermuten, mich in Ihre Lage hineinzudenken. Gäbe es nichts, womit ich Ihnen beistehen könnte?"

"Ich dachte über die Möglichkeit nach, mich auf eine Weile von hier zu entfernen."

"Monte Carlo zu verlassen! Nun, Ihr Wunsch befremdet mich nicht. Aber in diesem Falle würden natürlich Madame Fano und Ihre Mutter Sie begleiten?"

"Ich möchte allein fort, wenn möglich nach England. Aber so seltsam es auch klingen mag, ich habe dort nur wenige mir nahestehende Freunde, nicht einen, den ich bitten möchte, mich aufzunehmen."

"Das mag wohl merkwürdig erscheinen und ist doch so

natürlich, weil Sie als Katholikin unter Protestanten erzogen wurden.“

„Es ist mein Loß,“ sagte Helene betrübt, „mit meiner Umgebung nicht in Einklang zu stehen und für diejenigen, die mich lieben, eine Quelle des Kammers und der Zwietracht zu werden.“

„Nein,“ erwiderte Cazalette mit ernstem Blick, „Sie wissen nicht, was Sie vermögen, und welchen Segen Sie denen bringen können, die Sie lieben. Ich bin ein guter Beobachter, Miß Rilsyth, und der Vertraute von Madame Fano. Dies mag Sie wundern, und ich glaube, hinzufügen zu müssen, daß Verhältnisse mehr als der eigene Trieb sie zur Offenheit zwingen. Ich kann mir Ihre Zweifel, Ihre Schwierigkeiten, Ihre Ungewißheit vorstellen und ich verstehe, daß zum Beispiel Ihre Empfindungen für Ihre Schwester im Widerstreit sein müssen.“

„Das überwiegende Gefühl, welches ich für meine Schwester hege, ist Bewunderung ihres Edelmut.“

„Sie haben recht. Sie ist eine große, von schädlichen Einflüssen beeinträchtigte Natur. Aber in Bezug auf Selbstverleugnung können Sie von ihr nicht übertroffen werden.“

„Es ist keine Frage der Aufopferung meinerseits, sondern der Notwendigkeit“ erwiderte Helene.

„Trotzdem betrachten Sie sich mit Recht oder Unrecht als den Stein des Anstoßes auf Madame Fanos Pfade. Ein übertriebenes Ehrgefühl verbietet ihr, ein Glück auf Ihre Kosten — wie sie glaubt — anzunehmen. Sie können daran nichts ändern, indem Sie sich zeitweilig entfernen; im besten Falle würde der Kampf weiter hinausgeschoben. Doch wenn ich auf ein Auskunftsmittel hinweisen dürfte, welches alle Skrupel von Madame Fano auf einmal entfernte und das Glück mehrerer Menschen — ich glaube, ja ich bin überzeugt, auch das Ihrige — sicherte . . .“

„Wie könnte ich wohl all das zustande bringen?“ rief Helene mit ungläubigem Lächeln.

Cazalette hielt die Pferde an. Sie waren an der kleinen Piazza angekommen, wo eine Gruppe großer dunkeläugiger Frauen mit goldenen Nadeln in den künstlerisch aufgesteckten Haaren mit ihren Kindern im Sonnenschein spielte.

„Hier wären wir schon in Roquebrune und die andern sind noch weit zurück; ich werde Sie nach der alten Burg hinaufführen, wo wir ein stilles Plätzchen zum Plaudern finden.“

Er half ihr beim Aussteigen, übergab dem Groom die Zügel, und nachdem er einige Worte im Patois an die Frauen

gerichtet und den Kindern einige Kupfermünzen zugeworfen, führte er seine Gefährtin durch die dunkeln engen Straßen des kleinen Städtchens.

Es war kaum für Menschen bewohnbar zu nennen, besaß aber das Malerische einer südlichen Stadt. Rauhe, in den Felsen gehauene Stufen führten aufwärts, und labyrinthähnliche Pfade verloren sich im Dunkel. Hier sah man eigentümlich gewundene Treppen, grotesk aussehende Giebel und Fundamente, die bis auf die Sarazenen zurückzuführen waren.

Die schmalen Fensterchen schienen in den Stein gebohrt, und ab und zu kamen sie an Vertiefungen der altersgrauen Mauer vorbei, in welchen verwitterte Madonnenbilder aufgestellt waren, zu deren Füßen ein Lämpchen unter einem Kranz von Blumen als Opferflamme flackerte.

Die Kirchenthüren standen offen, ein leises Glockengeläute ließ sich vernehmen und unter dem Thorweg eines benachbarten Hauses ertönte halblauter Gesang. Eine Reihe Landleute erwartete knieend zu beiden Seiten des schmalen Weges das Vorbeiziehen der Prozession, an deren Spitze ein Priester mit weißen Haaren einherschritt. Er lächelte sanft, als Cazalette und das englische Mädchen bei seiner Annäherung niederknieten. Die Scene war seltsam und feierlich. Als die Prozession in die Kirche eintrat, erhoben sich die Bauern, die Straße wurde leer und Cazalette und Helene setzten ihren Weg fort. Ihr über das Steingeröll weghelfend, führte er sie nach dem Turm, wo sie auf die sonderbar geformten Dächer, die abschüssigen Hügel mit dem wechselnden Grün der Oliven und Weinanpflanzungen und weit über das Meer nach der fernen korinthischen Küste hinabsahen.

Helene ließ sich auf einen Stein des zerbröckelten Mauerwerks nieder, indessen Cazalette, auf die Brustwehr gelehnt, sie schweigend beobachtete. In seinem Antlitz waren Schmerz, Entschlossenheit und etwas Forschendes zu lesen. Als sie die Augen erhob, fühlte sie das Herannahen einer Krisis; zum erstenmal stieg ein Argwohn über seine Absichten in ihr auf und sie fürchtete sich vor seinen Blicken.

Zweihundzwanzigstes Kapitel.

In Roquebrune.

Endlich nahm Cazalette das Wort.

„Helene!“

Sie zuckte zusammen ohne aufzusehen.

„Ist Ihnen jemals der Gedanke gekommen, daß Ihre eigene Verhehlchung allen Schwierigkeiten Ihrer jetzigen Lage ein Ende machen würde?“

Helene schüttelte den Kopf. „Das ist unmöglich.“

„Warum unmöglich?“

Sie antwortete nicht, doch sah er sie erbeben.

„Mein armes Kind,“ sagte er mit so viel Zärtlichkeit, wie seinem Blick und seiner Sprache zu Gebote stand, „ich kenne ihr Geheimnis, ich weiß, was sich vor einem halben Jahr in Hallingsford zugetragen hat. Damals verlieh Ihnen Gott die Kraft, der Verführung zu widerstehen. Er prüft Sie von neuem auf noch härtere Weise, aber Sie sind tapfer und werden überwinden. Der Mut, welcher Sie damals in den Stand setzte, Ihre Neigung zu den Füßen der heiligen Jungfrau niederzulegen, wird Sie auch jetzt aufrechterhalten, und Friede und Frohsinn werden dem Leid folgen, wie der Tag dem Dunkel der Nacht. Sie haben in edelster Weise erkannt, daß Sie sich nicht in der Lage eines Mädchens ohne bestimmte Verpflichtungen oder höheres Streben befinden, die nur nach ihrem Herzen zu fragen hat. Sie haben Pflichten gegen Ihre Mutter, Ihre Schwester, gegen sich selbst und vor allem gegen die Kirche.“

Helene stieß einen leisen Schrei aus und stellte sich aufrecht vor ihn hin. Seine Worte hatten ihr Innerstes berührt; Schrecken und Widerwillen erfaßten sie.

„Sie sind die Erbin eines großen Vermögens,“ fuhr Cazalette in demselben sanft bittenden Ton fort, „ein Besitztum, welches Ihr Vater der Herrschaft der Kirche wieder zuführte und welches Sie kein Recht haben, derselben durch die Verbindung mit einem Protestanten abwendig zu machen. Für ihre Schwester ist dieses Bedenken nicht maßgebend; sie ist lau in der Ausübung ihres Glaubens; ihr Leben hat Schiffbruch gelitten und die Leidenschaft für das Spiel hat sich bis in ihre tiefste Seele hineingefressen. In der Liebe liegt ihre einzige Hoffnung auf

Erlösung. Lassen Sie sie das ersehnte Glück genießen und stellen Sie es Gott anheim, dies zum Segen oder Fluch zu wenden.“

Seine Stimme schien vor Bewegung zu stocken und in seinem Ton lag eine Bitterkeit, ja eine Bosheit, vor der Helene zurückschauerte. Es war eine Offenbarung seines inneren Selbst, welches er Helene bis jetzt verborgen hatte. Sie trat einen Schritt zurück und blickte erschreckt nach ihm hin. Er schaute in die Ferne; seine Augen schienen unergründlich und sein feines, heiligenähnliches Profil verwischte den Eindruck, welchen seine Worte unbewußt hervorgebracht hatten.

Nach kurzer Pause fuhr er fort:

„Ich möchte nicht, daß Sie einen jungen Mann wählten, der von Ihnen begehrte, was Sie ihm jetzt nicht gewähren könnten. Sie haben einst geliebt, wie Frauen es nennen, doch jetzt ist die Leidenschaft in Ihnen erloschen. Vielleicht. Aber Sie sind sehr jung und es gibt verschiedene Abstufungen der Liebe. Helene, es ist nicht Leidenschaft, was Ihnen not thut, um glücklich zu sein, sondern tiefe Neigung, Uebereinstimmung des Geschmacks und der Interessen, ein Glaube, vielleicht noch unbeirrter als der ihrige, ein Herz, dem Sie jedes Leid und jede Freude, jede Schwierigkeit und jeden Sieg anvertrauen könnten, eine treue Hingabe und aufrichtige Sympathie, auf welche Sie sich stützen könnten, solange das Leben . . .“

„Das alles würde schwer zu finden sein,“ flüsterte Helene, „und für mich wäre eine solche Heirat eine Unmöglichkeit.“

„Warum?“ fragte er von neuem.

„Ich kann es Ihnen nicht sagen.“

„Ah, der Grund ist nicht schwer zu erraten. Aber wollen Sie sich mir nicht anvertrauen? Wenn tiefgefühltes Interesse ein Maßstab für die Freundschaft ist, bin ich Ihnen mehr als ein Freund. Wollen Sie mir dieses Anrecht auf Ihr Vertrauen nicht zugestehen?“

„Es gibt Bekenntnisse,“ sagte Helene verlegen, indem sie einige Zweige von einem Myrtenstrauch brach, welcher aus einer Mauerpalte hervorstach, „die man nur unter dem Schutze des Beichtstuhls ablegt.“

Caazalatte blickte sie gedankenvoll an, ehe er antwortete.

„Wäre ich ein Priester,“ sagte er mild, „würden Sie mir Ihre Seele aufdecken und ich hätte das Recht, Ihnen Trost und Rat zu erteilen. Aber ich bin kein Geistlicher; ich bin nur ein Mann von klarer Einsicht und warmen Empfindungen, dem das Wohl Ihrer Mutter und Schwester aus alter Freund-

schaft am Herzen liegt, und dem Ihr Wohlergehen mehr denn teuer ist — aus andern Gründen.“

„Aus welchen Gründen?“ rief Helene im Drang der Verzweiflung.

„Weil ich Sie liebe und es der Wunsch meines Herzens ist, Sie zum Weibe zu besitzen.“

Er wollte vortreten, aber sie wich zurück und streckte die Arme vor sich aus.

„Nein, nein!“ rief sie, „Das müssen Sie nicht sagen, es wäre unnatürlich, furchtbar.“

„Unnatürlich, daß ich Sie lieben sollte! Furchtbar, daß ich, Sie in Sorge wissend und meiner Macht, Ihnen beistehen zu können, bewußt, Ihnen nicht Hilfe leistete! Wenn Sie sich mir anheimgeben wollten, würden alle Ihre Sorgen auf einmal schwinden! Ich fordere für den Augenblick nichts von Ihnen als das Recht, Sie zu leiten und zu schützen.“

„Sie lieben mich nicht!“ rief das junge Mädchen mit einer Entschiedenheit, welche nur durch eine heftige Aufregung hervor gebracht werden konnte. „Sie lieben meine Schwester!“

Cazalette fühlte sich durch diese Beschuldigung einen Augenblick verblüfft und eine leichte Röte färbte sein olivenfarbnes Gesicht. Er zögerte.

„Madame Jano besitzt große Anziehungskraft und ich gebe zu, daß sie mich interessiert hat; aber das ist fünf Jahre her und der Traum war längst vorüber, als ich Sie sah. Sie müssen bemerkt haben, daß seit Ihrer Ankunft meine Gedanken nur Ihnen galten. Glauben Sie mir?“

„Ach, ich weiß nicht, was glauben, was denken!“ rief die arme Helene. „Ich betrachtete Sie als jemand, dem solche Gedanken ganz fern lägen, fast als einen — geistlichen Ratgeber, ernst, unterrichtet und viel klüger als ich. Ich glaubte, Sie seien der Freund meiner Mutter.“

„Das bin ich. Läßt sich beides nicht vereinen? Eben deshalb möchte ich Ihre Mutter vor dem Verderben sowohl des Leibes wie der Seele retten. Niemand kennt wie ich die Gefahr. Vielleicht wissen Sie nicht, daß sie durch Opium ihre Nerven künstlich aufregt. Der Genuß von Morphinum ist Selbstmord für den Spieler. Sie richtet sich stufenweise zu Grunde, denn dieses Leben ist ihr Tod. Ich habe große Hoffnungen auf Sie gesetzt und sie gleichfalls, wenn auch unbewußt. Zum Teil erkennt sie die Gefahr, die über ihr schwebt, aber es fehlt ihr an Willenskraft, ihre Ketten zu sprengen. Sie selbst wünscht sehnlichst unsere Verbindung und würde einwilligen,

diesen Ort zu verlassen und bei uns ihr Heim aufzuschlagen. Ihre Mutter dieser tobbringenden Leidenschaft zu entreißen, wäre ein Werk der Liebe und Barmherzigkeit. Würde irgend ein anderer außer mir dazu Ihnen behilflich sein? Selbst wenn es ein Opfer wäre — Helene, ich würde danach streben, Sie glücklich zu machen. Ein Gatte sollte mehr sein als ein Liebhaber. Sie haben bereits damit begonnen, mich als Ihren Freund zu betrachten; hieße es zu viel von ihren Gefühlen fordern, mich als noch näher stehend anzusehen? Selbst wenn dem so wäre, müßte die Pflicht gegen eine Mutter von Gewicht sein. Sind die Heiligen zurückgewichen, als Gott sie zu Opfern berief? Denken Sie an die heilige Macrina, die heilige Lucie!"

Helene stützte sich schauernd auf die Brüstung und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Cazalettes Worte fielen wie glühendes Blei auf ihr blutendes Herz und sie flüsterte: „Ich kann nicht! ich kann nicht!"

„Auch Ihre Schwester,“ fuhr Cazalette fort, „könnte durch Sie gerettet werden. Was mich betrifft“ — wiederum bemerkte Helene ein eigentümliches Zittern seiner Stimme, welches er jedoch sogleich überwand —, „wenn ich sie noch liebte, würde ich dann ihre Ehe mit einem andern wünschen? Würde ich dann nicht das Aeußerste thun, um sie meinem Nebenbuhler zu entreißen?"

„Ach nein,“ sagte Helene, ihr Gesicht erhebend, „denn sie liebt ihn.“

Der Ton, in welchem sie diese Worte sprach, verrieten deutlich die Angst, die sie peinigte, und sogar Cazalette war davon gerührt. „Helene,“ sagte er, ihre Hand ergreifend, „glauben Sie, daß ich nicht mit Ihnen fühle? Sie lieben diesen Mann. Nun er fort ist, unwiderruflich, bedauern Sie, ihn abgewiesen zu haben; die Kraft, welche Sie damals in den Stand setzte, ihm zu widerstehen, als Sie ihn ganz Ihr eigen wähnten und Sie noch einen Schimmer von Hoffnung in der Zukunft erblickten, verläßt Sie jetzt, da die Sache nicht mehr im Bereich Ihres Willens steht. Ihre Schwäche ist natürlich, weiblich, aber sie ist nicht Pflichterfüllung, nicht Heldenmut — sie ist kaum vernünftig.“

„Ich beschwöre Sie, sagen Sie kein weiteres Wort!“ rief Helene leidenschaftlich. „Sie beschämen mich mehr, als ich ertragen kann. Ich weiß, daß ich das Hindernis für das Glück anderer bin; ich weiß, daß ich schwach bin, elend, des Heldenmutes unfähig. Pflicht! Heldenmut! Vielleicht sind sie in meinem Fall nichts als schön klingende Worte, Irrlichter, die

mich ins Verderben führen. Ein Opfer gibt es, das niemals Pflicht des Weibes sein kann, und ich mag es nicht bringen. Ohne Liebe heiraten, ist ein Verbrechen — schlimmer noch, es ist Erniedrigung.“

Während sie sprach, tönte Mrs. Featherstones Lachen von der Straße herauf. Die übrige Gesellschaft war herangekommen und erklimmte die Anhöhe.

„Ist dies meine Antwort?“ fragte Cazalette. Seine Fassung wirkte beruhigend auf ihr Uigestüm.

Sie errötete und sagte zögernd: „Entschuldigen Sie mich, ich ließ mich durch meinen Widerwillen hinreißen. Meine Antwort ist, daß ich Ihnen dankbar bin für Ihre Güte, daß ich gern an die Reinheit Ihrer Beweggründe glaube und an die Herzlichkeit der Gefühle, die Sie mir widmen; daß ich aber niemals, niemals Ihre Frau werden kann. . . Oberst Cazalette, Sie werden dies alles vergessen. Wenn wir auch nicht sogleich zu dem alten Verhältnis zurückkehren können, so können wir doch versuchen, Freunde zu bleiben.“ Sie sprach mit einer Anmut und Würde, die seine Bewunderung erzwang, und in diesem Augenblick war er vielleicht näher daran, sie zu lieben, als jemals zuvor. Sie würde ihn verlassen haben, wäre er ihr nicht durch eine plötzliche Bewegung, welche ihr den schmalen Ausgang versperrte, zugekommen.

„Miß Kilsyth, ich nehme Ihre Abweisung nicht an; ich bin nicht der Mann dazu, meine Vorsätze so leichten Kaufs aufzugeben. Ich habe noch andere Gründe, welche ich bisher anzuführen zögerte. Sie werden sie anhören und nachgeben.“

„Sie könnten keine andern Beweismittel als Gewalt anwenden, mein Herr, und dies dürfte in diesem Jahrhundert kaum möglich sein,“ erwiderte Helene stolz. „Ich möchte meine Mutter auffuchen; wollen Sie die Güte haben, mir den Weg freizugeben?“

Cazalette betrachtete sie mit feinem räthelhaften Lächeln, aber er rührte sich nicht von der Stelle, indem er mit einer bittenden Bewegung die Unhöflichkeit entschuldigte.

„Es ist ein seltsames kleines Drama und ich scheine dazu bestimmt, die Rolle des Bösewichts übernehmen zu müssen. Ich muß gestehen, daß der Böse sich auf der Bühne stets meiner Sympathie zu erfreuen hatte. Er ist ebenso nötig zur Schürzung des Knotens wie der Teufel in der populären Theologie. Für ihn ist keine Lage zu unstatthaft oder zu empörend; seine Liebe wird zum Gegenstand des Spottes und niemand gibt sich die Mühe, nachzuforschen, ob er eine bloße Drahtpuppe oder ob

feine Handlungen nicht einer tieferen Auslegung fähig, als die Zuschauer annehmen. Es ist keine Rolle, die mir ansteht, aber ich werde mein möglichstes thun, um sie zu adeln. Milde, Reinheit und Innigkeit stimmen besser mit meiner eigenen Veranlagung; aber wenn man lediglich ein Werkzeug ist, kommen Beweggründe nicht in Betracht. Die Jesuiten sind die besten Köpfe unserer Religion; man schreibt ihnen den Grundsatz zu, daß ein würdiges Ziel unwürdige Mittel rechtfertige. Sie sind zu jung, um den Wert dieses Grundsatzes zu schätzen; aber ich ersuche Sie, darüber nachzudenken, wenn Sie mich verkennen sollten, wie dies binnen kurzem der Fall sein wird. Sie werden mich verurteilen, vielleicht sogar vorübergehend hassen, aber Sie werden nachgeben. Ja, Sie werden nachgeben."

Die Worte schienen eine Drohung zu enthalten, aber sie fielen weich wie Honig von seinen Lippen, und Helene fühlte sich seltsam beängstigt. Die ruinhafte Burg, die südländische Stadt, die Ueberreste früherer Zeiten und vor allem der Mann an ihrer Seite mit seiner wunderlichen Mischung von Cynismus, Gewissenlosigkeit und Ernst, seiner Unbeweglichkeit, seinen melodramatischen Aeußerungen — alles das machte auf ihre Phantasie einen überwältigenden Eindruck des Unreellen, und es war ihr eine unbeschreibliche Erlösung, Mrs. Featherstones Geplauder, Lord Bretlands näselnde Sprache und ihrer Mutter Stimme zu hören, die „Helene, Helene!“ rief.

Mit einem Kopfnicken, als wollte er seine Erlaubnis betonen, trat Cazalette zurück, um sie vorbeizulassen, und sie stürzte mit solchem Eifer vorwärts, daß sie fast über die lockeren Steine gefallen wäre; aber mit ausgesuchter Höflichkeit reichte ihr Cazalette eine stützende Hand, die sie nicht ausschlagen konnte.

Mrs. Featherstones durchdringender Blick wandte sich schleunigst von einem zum anderen, aber ihre Neugierde konnte in Cazalettes Gebaren nichts Ungewöhnliches entdecken. Er entwickelte die Kenntnisse eines Bädeler und wußte die Gesellschaft so gut zu unterhalten, daß, als sie die Piazza von neuem erreichten, Mrs. Featherstone es lebhaft bedauerte, den Tag so schnell schwinden zu sehen.

Helene nahm Mrs. Kilsyth beiseite.

„Mutter,“ sagte sie mit Entschlossenheit, „bei der Heimfahrt müssen die Plätze gewechselt werden; ich will nicht mit Oberst Cazalette zusammen fahren. Du mußt meine Stelle einnehmen.“

Mrs. Kilsyths Züge nahmen eine aschgraue Färbung an. Sie stellte keine Fragen, aber es war augenscheinlich, daß sie

die Wahrheit erraten hatte. Sie mußte vor ihrer Tochter die Augen niederschlagen und wußte, daß ihre Stunde geschlagen hatte.

Helene nahm neben Mrs. Featherstone in dem Landauer Platz, während Mrs. Kilsyth mit Cazalette zurückfuhr.

Die Ponies flogen die abschüssige Bahn hinunter. Cazalette und seine Begleiterin, die in ernster Unterhaltung begriffen schienen, entschwandten bald den Blicken der Nachfolgenden.

Als der Landauer bei der Villa Kilsyth vorfuhr und die Aussteigenden einen Augenblick eintraten, ehe sie sich zerstreuten, stand die Hausherrin allein in der Vorhalle, und alle bemerkten, daß ihr Wesen seltsam und gezwungen war. Sie zitterte vor Aufregung und ihr Gesicht verriet Spuren von Thränen. Sie wünschte allen verwirrt Guten Abend und zog sich, ohne an ihre Tochter ein weiteres Wort zu richten, auf ihr Zimmer zurück.

Dreißundzwanzigstes Kapitel.

Mrs. Kilsyths Beichte.

Weder Helene noch ihre Mutter erschienen an jenem Abend zu Tisch. Fast gleichzeitig sandte eine jede der andern eine Entschuldigung wegen zu großer Ermüdung.

Helene verbrachte die Stunden, indem sie die abenteuerlichsten Pläne für die Zukunft entwarf; bald wollte sie sich an ihre Mutter wenden mit der flehentlichen Bitte, sie von Monte Carlo hinwegzuführen; dann dachte sie über eine mögliche Zuflucht in England nach, bis sich Barunas Schicksal entschieden haben würde, und sie wollte gerade ihren Platz am Schreibtisch einnehmen, um an die Vorsteherin einer Schwesternschaft in London zu schreiben, als sich die Thür öffnete und ihre Mutter eintrat.

Sie schien ungewiß, ob sie weitergehen oder sich zurückziehen sollte, und ihr Antlitz war abwechselnd rot und blaß. Unruhig irrten ihre Augen im Zimmer umher und die zusammengezogenen Pupillen verliehen dem Ausdruck etwas Wildes. Die geängstete Helene sah sie frauens an, doch Mrs. Kilsyth gab keinen Aufschluß für ihre Verwirrung; sie näherte sich dem Kamin und warf sich vor dem Schreibtisch, an welchem ihre Tochter saß, in einen Stuhl.

„An wen schreibst du Helene?“ fragte sie plötzlich.
Das Mädchen antwortete nach einigem Zögern: „An die
Vorsteherin des Ursulinerklosters in London.“
„Also wünschst du schon zurückzukehren. Wir sind alle zu
sündhaft hier für eine solche Heilige. Wie sagt der Dichter?

— — — Du bist zu himmlisch rein,
Um bei uns Sündern heimisch zu sein.

Ich habe vergessen, wie es weitergeht. Du hast das Ver-
langen nach deiner gewohnten Tisch- und Bettzeit, nach deiner
kleinstädtischen Ehrbarkeit zurückzukehren. Du siehst nun, daß
dein Vater recht hatte, uns zu trennen. Nicht wahr?“

„O Mutter, du irrst dich in mir! Ich verlange nicht
danach, dich zu verlassen. Wie glücklich wäre ich, wolltest du
mit mir kommen! Auch ginge ich fast lieber anderswohin als
nach England, aber ich weiß mir keine andere Zuflucht. Mutter,
willst du mich nach der Heimat bringen?“

„Nein,“ erwiderte kurz Mrs. Kilsyth, „es ist unmöglich
jetzt. Unter andern Umständen könntest du mich leiten wie
ein Kind. Du sprichst von Zuflucht. Wovor? Vor den schäd-
lichen Einflüssen, die dich hier umgeben? Nun so gehe ihnen aus
dem Wege; ich habe nichts dagegen. Kehre zurück und stimme
ein in das Lied der Pharisäer. Ich gebe zu, daß dies ein
böser Ort, der Sammelplatz aller Sünder Europas ist, aber
er entspricht nun einmal meinem Temperament.“

„Mutter,“ rief Helene, „du thust dir Unrecht! Du hast
dich nur allmählich daran gewöhnt. Du warst unglücklich,
du arme Mutter! und hast nach Anregung und Zerstreuung
verlangt. Wäre dein Leben ein anderes gewesen, du hättest
dich niemals nach dem Spiel gesehnt.“

„Ja, du hast recht!“ rief Mrs. Kilsyth mit Eifer, ich bin
nicht verantwortlich für mich selbst. Siehst du, mein Kind,
das Laster hängt zum größten Teil von drei Dingen ab —
Klima, Umständen und erblichen Einflüssen, und es wäre ein großer
Irrtum, wollte man annehmen, daß die Tugend eine Willens-
frage sei. Es gibt gar keinen freien Willen; wir sind alle
mehr oder weniger das, wozu unsere Großeltern uns gemacht.
Du bist glücklich darin, glücklicher als deine Schwester. Alle
Kilsyths waren stets Muster von Anstand, bis dein Vater mich
heiratete. Ich war der Bastard in der Reihe blökender Schafe.
Du hast niemals Näheres über die Verwandten deiner Mutter
erfahren; man hat dir nicht gesagt, daß ich in Südamerika
geboren und daß ein klein wenig vom Blute der Azteken durch

deine Adern rinnt. Ein Kind der Sonne! In dieser Idee liegt etwas, das nicht mit Hallingsford und Kleinstädtereier in Einklang zu bringen ist." Und sie lachte in freudloser, harter Weise.

"Man hat mir nichts aus deiner Vergangenheit erzählt, Mutter; wir wurden so lange getrennt gehalten," sagte Helene, ihre Mutter unruhig betrachtend.

"Das war das Werk deines Vaters, der mir niemals traute, obgleich ich ihn zu Anfang unserer Ehe vollständig in meiner Gewalt hatte. Ich besaß die Gaben, zu fesseln, mein Kind; die hat Baruna von mir geerbt. Aber es taugt nichts, die Rassen zu mischen; der Süden sollte sich zum Süden, der Norden zum Norden halten. Werden sie vermischt, so ist gar nicht abzusehen, was daraus entsteht — Elend, Verderben an Geist und Körper . . . Ich glaube oft Helene," ihre Stirne berührend, "daß es eine eigentümliche Bewandnis mit mir hat — hier."

"Mutter!" schrie Helene bestürzt. Sie stand auf, und an Mrs. Kilsyth's Seite niederknieend, faßte sie ihre Hand, die sie streichelte und küßte. "Du bist heute abend nicht wohl; ich will dich nach deinem Zimmer zurückführen und bei dir bleiben, bis du schläfst. Es hat dich etwas erregt. Sage mir, was es war. Sage mir's, liebste Mutter."

"Ich war —," sagte Mrs. Kilsyth leise, "ich bin wie im Fieber. Wundere dich nicht, wenn ich etwas unzusammenhängend spreche. Ich kam her, um mit dir zu sprechen. Es thut mir gut, dein liebes, sanftes Antlitz zu betrachten. Ach Helene," fuhr sie in leidenschaftlicher Zärtlichkeit fort, "ich habe in den Jahren unserer Trennung davon geträumt, ich habe mich an den Gedanken deiner Liebe gefettet wie an einen Rettungsanker. Soll ich sie nun vermissen?"

"Niemals, Mutter, nein niemals! So war es auch mit mir; stets hatte ich das Gefühl, daß zwischen uns eine geistige Uebereinstimmung walten müsse, obgleich wir fern voneinander weilten."

"Warum willst du denn fort? Hast du so bald entdeckt, daß ich deiner Liebe unwürdig sei?"

"O Mutter," rief Helene fast weinend, "das ist es nicht; aber ich bin unglücklich hier. Es gibt Gründe, die ich dir nicht auseinander setzen kann, du mußt mich nicht fragen; du mußt mir aufs Wort glauben, daß es schmerzwiegende Gründe sind, welche mich zu dem Wunsche veranlassen, auf eine Weise nach England zurückzukehren . . . Ich würde dir gern vertrauen,

wenn es ginge; aber es ist unmöglich. Und warum sollte ich dich mit einer Sorge quälen, der nicht abzuhelpen ist? Das muß überwunden werden. Ach Mutter, ich liebe dich von ganzem Herzen und ich könnte an jedem Ort zufrieden mit dir leben, nur nicht an diesem, denn er ist schmachvoll; die Luft hier ist verderblich, sie tötet das Edelste in dir. Laß uns fort, um nie zurückzukehren. Ich schaffe dir ein neues Heim in England oder, wenn dir dies mißfällt, irgend einem andern Lande, und du sollst sehen, wie glücklich ich dich mache."

"Du bist sehr beredt, Helene. Hast du Moral studiert in den englischen Familienblättern? Es ist jetzt Mode geworden, gegen Monte Carlo loszudonnern; hier gibt es keine ehrlichen Männer, keine tugendhaften Frauen. Sind alle Eure englischen Männer und Frauen tadel- und fleckenlos? Gibt es keine Pestbeulen in der großen Welt Londons? Ach mein Kind, laß dich nicht bethören. Die Engländer sind ein Volk von Heuchlern, verknöcherten Mumien, lebenden Wachsfiguren; sie sind mir verhaßt. Wir Südländer leben und empfinden doch wenigstens. . . Nun," fügte sie mit anderer Stimme hinzu, "nehmen wir auch an, das Laster sei vorherrschend in dem schönen kleinen Fürstentum, so ist die Sünde doch überall zu Hause, mehr oder weniger; dort ist sie dumpf und trübe wie das Wasser in einem Graben, hier sprudelt sie wie Champagner. Ich ziehe den Champagner dem Sumpfwasser vor. Ach, mein Kind, wäre nicht die Koulette, ich säße schon längst im Irrenhaus!"

"Wenn du nur einsehen wolltest, daß dieses Leben dich erniedrigt!" rief Helene. "Mutter, gibt es denn gar nichts in der Welt, das dich bewegen könnte, das Spiel aufzugeben?"

Mrs. Kilsyth war sehr bewegt; die Thränen rollten ihr über die Wangen und in einem Anfall mütterlicher Zärtlichkeit drückte sie das Haupt der Tochter an sich und streichelte ihr seidenweiches Haar.

"Armes Kind!" flüsterte sie, "armes Herz! mein Liebling, nach dem ich immer so sehnend verlangte!"

So verblieben sie einige Augenblicke wortlos, nur unartifizierte Zärtlichkeitslaute vernehmen lassend. . . Gibt es so tiefe Abgründe von Sünde und Schuld, die Herzen von Mutter und Kind gänzlich zu trennen? In dieser engen Umarmung und unter jenen abgebrochenen Lauten, welche gleich einem wohlthuenden Balsam auf ihre Seele träufelten, fühlte sich Helene für den Augenblick fast glücklich. Dies war die teilweise Verwirklichung ihrer Mädchenträume, dies war jene

göttliche Mutterliebe, welche, wie sie geglaubt, all ihr religiöses und menschliches Sehnen stillen würde.

Sie weinten beide und vermischten ihre Thränen, doch keine fragte nach der andern Kummer. Endlich erhob sich Mrs. Kilsyth; sie war nun ganz ruhig.

„Helene,“ sagte sie, „du fragst mich, ob du etwas thun könntest, was mich vermöchte, das Spiel aufzugeben. Nun, es steht bei dir, den bösen Geist in mir zu bannen — unter einer Bedingung. Es wird mich verwunden, vielleicht tödlich; aber du bist dann befriedigt.“

„Die Bedingung!“ rief Helene.

„Daß du Cazalettes Gattin wirst! Höre mich,“ als Helene mit heftig abweisender Gebärde aufsprang. „Mein Frieden, meine Sicherheit, mein ganzes künftiges Leben hängt von deinem Entschlusse ab. Du kannst mich erlösen oder verderben.“

„Mutter,“ rief Helene, bleich vor Angst und mit weit geöffneten Augen vor der elenden Frau stehend, die ihr mit stieren Augen und nervös zuckenden Händen gegenüber saß. „Sage mir nur, was das alles bedeutet! Wer ist Oberst Cazalette, daß er auf uns herabblickt, als wären wir Sklaven, über die er bestimmen darf, wie ihm beliebt? Worin besteht seine Macht über dich, daß du in so schauerlicher Weise von den Folgen sprichst, welche unser Mangel an Gefügigkeit mit sich brächte?“

„Warum willst du ihn nicht heiraten?“ fragte Mrs. Kilsyth, die Frage umgehend und in ihrer Art plötzlich vom Melodramatischen zum Klagenenden übergehend. „Er ist schön, gebildet, angenehm; er gehört unserem Glauben an; Cardinal *** ist sein Freund. Er hat Einfluß, Ansehen, alles was einen Mann auszeichnet und begehrenswert macht. Du schienst immer Gefallen an seiner Gesellschaft zu finden; erst diesen Morgen beobachtete ich dich; deine Züge belebten sich, so oft er das Wort an dich richtete.“

„O Mutter,“ sagte Helene, „das war etwas ganz anderes! Du warst verheiratet und hast geliebt, du mußt dir von Abscheu und Widerwillen einen Begriff machen können. Heute, bis er zu mir in Roquebrune sprach, betrachtete ich ihn als einen älteren, klügeren, guten Freund, fast als einen Priester, wäre es nicht gottlos, einen solchen Vergleich aufzustellen. . . Aber im Augenblick war alles verändert, und jetzt — hasse ich ihn, aber ich fürchte ihn nicht.“

„Du bist im Irrtum, Helene. Er ist so wie du ihn vorher beschrieben hast — ein guter Mensch nach jesuitischem

Zuschnitt. Er ist mein Freund seit elf Jahren, und während dieser Zeit sah ich ihn niemals anders als gut, menschlich und wohlthätig. Habe ich eine gewisse Furcht vor ihm, so ist es nicht, weil er mir jemals durch ein rauhes Wort Anlaß dazu gegeben, sondern weil er mich's fühlen ließ, daß sein Wille unbeugsam und daß er zur Erlangung eines ihm tugendhaft scheinenden Endziels alle Mittel für anwendbar hält. Doch einmal an sein Ziel gelangt, wäre er ganz Bärtlichkeit. Ich weiß, daß das Glück seines Weibes sein eifrigstes Studium sein würde . . . Großer Gott! Würste ich das nicht genau, ich stürbe lieber, ehe ich in dich dringen möchte, ihn zu heiraten. Helene, mein Liebling, auf meinen Knien beschwöre ich dich, laß dich leiten von ihm und mir!"

Sie sank nieder zu den Füßen ihrer Tochter; Helene hob sie auf, herzte und beruhigte sie, fortwährend nach dem Grund dieser außergewöhnlichen Erregung forschend.

"Baruna zuliebe," bat Mrs. Kilsyth, "wenn du nur wüßtest — doppelt um ihretwillen. Ihre Jugend war so traurig; ihre Hoffnungen sind zerstört . . . Soll sie weiter hier leben und werden wie ich oder schlimmer noch? Und hat sie sich nicht bereits für dich geopfert? Hat sie nicht Warrender entfernt, weil sie nicht ihr Glück auf Kosten deines Leides genießen wollte? Ach Helene, ist es nicht leichter, eine unerwiderte Liebe zu ersticken, als den Mann aufzugeben, der dir ganz zu eigen?"

Das arme Mädchen zuckte, als hätte ein Messer sie durchbohrt.

"Habe Mitleid mit mir. Dies ist mehr, als ich tragen kann. Es führte zu nichts, noch weiter zu reden; jeder Beweisgrund wurde mir vorgehalten, und ich habe allen widerstanden. Mutter, du brichst mir das Herz, aber ich kann dir nur eine Antwort geben: Es wäre Sünde, mich dem Mann zu vermählen, den ich nicht liebe, und die Sünde begehe ich nicht."

"Eine Sünde!" erwiderte Mrs. Kilsyth rauh. "Aber wenn ich dir den Beweis lieferte, daß es Pflicht! Du bist romantisch, exaltiert, dein Urteil ist verkehrt. Es bedeutet gar nichts, eine Mädchenliebe zu überwinden — ein Nadelstich, ein kurzer Schmerz und dann Vergessen. Ich spreche nicht ohne Erfahrung; ich habe es erlebt. Ach Helene, das Opfer, welches ich von dir fordere, ist nicht so schrecklich. Denke an andere, denke an die heilige Makrina, die heilige Rosa, die heilige Lucie!"

"Du hast deine Lektion gut einstudiert, Mutter," erwiderte Helene mit krampfhaftem Lachen. "Diese Beispiele sind mir bereits vorgehalten worden; doch ich kann keine Ähnlichkeit ent-

decken zwischen ihrer Lage und der meinen . . . Teure Mutter, du bist heute erschüttert und erregt; morgen wird dir das alles in anderem Lichte erscheinen; du wirst sehen, daß deine Ansichten übertrieben, daß dieses Opfer weder für dein noch Barunas Glück erforderlich ist und nur die Laune eines Mannes befriedigen würde, der uns nichts ist. Sagen wir uns von ihm los und bieten wir ihm Troß. Bist du auch schwach, ich fürchte mich nicht vor Schatten."

Mrs. Kilsyth erhob sich und trat ihrer Tochter entgegen.

"Helene," sagte sie, "dies sind keine Schatten, sondern fürchtbare Wirklichkeiten. Als ich dir sagte, daß meine Ruhe und Sicherheit in deiner Hand lägen, war dies die nackte Wahrheit. Ich bin eine Verzweifelte und es gibt keine Möglichkeit für mich, mit diesem Mann zu brechen, ihm Troß zu bieten; ich stehe ganz in seiner Macht."

"In welcher Beziehung?" fragte Helene gefaßt, sich aufrichtend und unbewußt gebieterisch. "Mutter du mußt mir alles sagen."

"Es gibt Geheimnisse, die du besser nicht erfährst. Willst du es an meiner Versicherung nicht genug sein lassen? Betrachte mich. Zweifelst du daran, daß ich in großer Sorge bin, fast in Verzweiflung?"

"Ich zweifle nicht, ich sehe, du bist sehr bekümmert. Mutter, ich verlange nichts sehnlicher, als dir beizustehen, aber ich muß die ganze Wahrheit erfahren."

Mrs. Kilsyth zögerte und ihre Augen blickten unstät umher.

"Wieso bist du in seiner Gewalt?" wiederholte Helene.

"Ich schulde ihm Geld."

"Geld!" wiederholte das Mädchen mit unendlicher Erleichterung. "Ist das alles?"

"Es ist eine große Summe, eine enorme Summe, die er mir nach und nach geborgt hat; er hat Schuldscheine in Händen, welche am Tage seiner Hochzeit mit dir verrichtet werden."

"Und du wolltest mich einem Wucherer überantworten!" rief Helene mit verächtlichem Spott. "Beruhige dich, Mutter; binnen wenigen Jahren bin ich reich genug, um alle deine Schulden zu tilgen, und bis dahin läßt sich die Sache schon arrangieren. Nun sei nicht mehr unglücklich und lege dich mit sorglosem Herzen zur Ruhe. Teure Mutter, daß wir doch darum so elend sein mußten! Sagte ich nicht mit Recht, daß du die Lage übertriebest?"

Sie näherte sich Mrs. Kilsyth mit freudeglühendem Antlitz

und wollte sie lächelnd umarmen, aber die letztere wehrte sie ab.

„Helene, du weißt noch nicht alles.“

„Nur weiter. Jetzt fürchte ich mich nicht mehr.“

„Er besitzt Briefe von mir, Briefe, die mich verhängnisvoll kompromittieren würden.“

Das Mädchen sah die Mutter mit großen verständnislosen Augen an.

„Nun, die lassen sich kaufen.“

„Es ist noch mehr, noch Schlimmeres. Er kennt — Geheimnisse, ein Geheimnis, ein Bekenntnis, das er vor wenigen Wochen erst mir abgerungen.“

„Man wird es ihm abkaufen,“ wiederholte Helene.

„Nein, das läßt er sich nicht abkaufen. Ich sagte dir, er sei unerbittlich. Er droht, mich bloßzustellen und nur unter einer Bedingung will er schweigen . . . Und dies ist kein gewöhnliches Geheimnis; es hat Schande, Schmach im Gefolge.“

„Was ist es?“

Sie schwieg.

„Mutter, antworte mir, ich muß es wissen.“

Ihr Gesicht noch mehr verhüllend, sagte Mrs. Kilguth: „Es ist das Geheimnis eines — Verbrechens.“

„Ein Verbrechen! Welches Verbrechen? O mein Gott, Mutter, laß mich nicht länger im Ungewissen!“

Helene erfaßte den Arm ihrer Mutter und zwang sie, das angstdurchwühlte Gesicht zu erheben. Doch im Augenblick verbarg sie es wieder, und als kämen die Laute aus furchtbar gepeinigter Seele, sagte sie: „Emanuel Fano wurde vergiftet und ich war es, die ihn tötete.“ Dann sank die unglückliche Frau nochmals nieder, die Füße ihrer Tochter umklammernd.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Helene gibt nach.

Helene wurde totenbleich; ihre Lippen bewegten sich, konnten aber keinen Laut hervorbringen, und ihre Züge verzerrten sich zur Unkenntlichkeit des sonst so lieblichen Antlitzes. Das Entsetzen hatte ihr Empfinden gelähmt und während eines Augenblicks schien sie versteinert.

Aber die Liebe siegte über den Abscheu; sie kniete hin und hob die Gestalt auf, welche plötzlich alt und vermelkt schien, schloß dieselbe in ihre Arme und drückte sie an ihr junges Herz, während ihre Augen voll himmlischer Zärtlichkeit erglänzten.

„Mutter,“ flüsterte sie, „sage mir alles; sprich dir alles vom Herzen herunter, es wird dir ein Trost sein. Ach, du arme Mutter, schrecke nicht vor mir zurück. Sieh, ich halte dich fest, ich lasse dich niemals los. Ich bin kein Richter, ich bin dein Kind, dein eigen, und ich werde dich niemals verlassen, mich niemals von dir wenden. Was du auch gethan hast, kann daran nichts ändern; das abscheulichste Verbrechen könnte mich nicht umwandeln . . . Ach Mutter, gedenke der heiligen Jungfrau, gedenke der Milde und Liebe Gottes — und ich sollte hart sein? Ich sollte mich von dir wenden? . . . Du hast gebeichtet, Mutter, du hast die Absolution erhalten.“

„Nein,“ flüsterte das arme Weib, „niemals habe ich es Gott gebeichtet, niemals einem Priester gesagt. Mein Geheimnis weiß niemand außer Cazalette.“

„Denke, Mutter,“ fuhr Helene mit der Stimme eines trostpendenden Engels fort, „denke daran, deine Sorge Gott zu vertrauen; denke der Bönne, die dir Buße und Verzeihung gewähren; denke an das neue Leben ohne Schuld und Elend.“

„Ich bin keine Büßende, Helene. Lange war ich froh und nur zur Nachtzeit zitterte ich, wenn die Geister der Verdammten an mein Bett traten und mir sagten: Du bist eine der Unfrigen, du bist eine Mörderin!“

Es waren übermenschliche Kräfte, welche Helenes Schauern zurückdrängten und ihre Arme fester um die arme Sünderin schlossen, die fortfuhr in ihrer abgebrochenen Beichte:

„Als es klarer in mir wurde, überkam mich die Erleuchtung und ich wußte, daß ich, der Löwin gleich, mein Kind befreit hatte. Was war ich? Eine Mutter, die es ohnmächtig mit ansehen mußte, wie ihre Tochter, ihr geliebtes Kind erniedrigt, beschimpft, gepeinigt wurde . . .“

„Ach Mutter,“ flüsterte Helene mit blutendem Herzen, „es war sehr hart, sehr bitter.“

„Meine Baruna! mein schönes Kleinod, zu deren Füßen Bringen umsonst gefleht; ich kannte sie, zu stolz zur Klage, wäre sie zusammengebrochen, hätte sich aber niemals gebeugt . . . Das Kind kam zur Welt — die Frucht des Elends und der Schmerzen — und ich sagte, ist es gerecht, daß dem so sei und daß die Unschuldigen für die Ruchlosen leiden?“

Indessen sie sprach, ging eine Veränderung mit Mrs. Kilsyth

vor; in regelrechter Folge traten die Gefühle und Beweggründe, welche sie damals getrieben, wieder in den Vordergrund, Scham und Gewissensbisse verschwanden. Sie war nicht mehr die entwürdigte, geängstigte Verbrecherin, sondern die verwundete Mutter in der Verteidigung ihres Kindes. Nun brauchte sie nicht mehr zur vollständigen Beichte gedrängt zu werden. Sie entzog sich der Umarmung ihrer Tochter, stand auf und machte gehobenen Hauptes einige Schritte durch das Zimmer. Dann setzte sie sich. Helene beobachtete sie schmerz erfüllt. Es entstand eine lange Pause. Mrs. Kilsyth's Blick starnte ins Leere; er war schauerlich und wild, wie wenn sie zurückblickte auf unendlichen Jammer. Ein Laut, der Helene entschlüpfte, halb Seufzer, halb Stöhnen, rief sie in die Gegenwart zurück. Sie sagte kurz und rauh: „Als Cazalette fand, daß ihm das Gift weggekommen war, wußte er, glaube ich, zu welchem Zweck es ihm genommen worden. Ich glaube, er gab mir den Schlüssel zu seinem Schrank, weil er wußte, daß ich Fano vergiften wollte und weil er Baruna zur Frau beehrte. Ich wußte es damals nicht, aber ich glaube es jetzt.“

„Mutter!“ schrie Helene.

„Warum nicht? Hätte sie ihn geliebt, wäre noch alles gut geworden. Sie zu erlösen, war nur ein Akt der Gerechtigkeit . . . Und es war so einfach.“

Es gibt Krisen im Leben, wo die Seele umherirrt wie ein steuerloses Schiff und die Grundfesten der Ehre, der Treue und des Glaubens, ja sogar des Daseins, erschüttert und untergraben scheinen. Dies war jetzt der Fall bei Helene, die weder Kraft noch Vernunft mehr besaß. In diesem Augenblick empörte sich ihr Sinn kaum gegen all diese freche Verderbtheit und es schien ihr fast natürlich, gerecht, daß Fanos Mord so ruhig geplant und ausgeführt wurde. Sie war unfähig, die Einzelheiten zu fassen, und dennoch wartete sie mit einer Art krankhafter Neugierde, daß ihre Mutter zu sprechen fortfahre.

Das Gedächtnis Mrs. Kilsyth's arbeitete ruckweise und rief anfangs nur abgerissene Vorstellungen wach, ihre Stimme sank bis zum Flüstertone herab und Helene mußte sich hinunterbeugen, um die halb erstickten Laute zu fassen. Dann bemerkte sie, daß ihre Mutter abwechselnd zusammenschreckte und sich beunruhigt umsah, wie wenn ein dritter im Zimmer wäre, vor dem sie sich ängstigte.

„Eine schaurige Nacht war's! Mässige Wolken stürmten vorbei und verbargen die Sterne — ein umnebelter Mond, der gleich einem vorwurfsvollen Auge durch die Spalten blickte;

der Wind heulte von den Bergen und durch die Föhren, die Wellen brachen sich schäumend gegen die Felsen . . . Das Fenster war offen. Eine Stechpalme, welche ganz in der Nähe wuchs, warf dunkle Schatten auf die Scheiben; ihre großen Blüten schienen hineinzugrinsen . . . Ach, wie ich ihn hasse, den betäubenden Duft! . . .

„Sie schlief. Sie lag im Nebenzimmer, ihr Kind an ihrer Seite; einer ihrer schönen Arme war bloß; er war rot und geschwollen. Auf ihrer marmorgleichen Schulter sah man einen großen schwarzen Fleck . . . Da erhob sich eine Stimme in meinem Innern: Keine Gnade, kein Erbarmen!“

Konvulsivisch griff die arme Frau nach Helenens Hand und krümmte sich zusammenschauernd. Es war, als mache sie noch einmal die Empfindungen jener furchtbaren Nacht durch, deren Erinnerung sich in ihrem Gedächtnis eingebraunt hatten. Das junge Mädchen vermochte nichts als stumme Liebkosungen, Worte waren unmöglich. Mrs. Kilsyth fuhr fort: „Du weißt nicht, was es heißt, sich ganz entnervt zu fühlen. Es fing an, als ich zuerst hierher kam — jener Aufruhr in meinem Innern. Ich hatte weder Gott noch Glauben; ich war rasend vor Gram und Zorn, daß man mir mein Höchstes genommen. Damals begann meine Furcht, die Furcht vor etwas, vor einem unsichtbaren Wesen, das ich doch sah. Es ist nichts Ungewöhnliches, es beweist durchaus keine geistige Zerrüttung. Sokrates hatte seinen spiritus familiaris, Mohammed hatte seine Visionen, Swedenborg sprach mit Geistern, und sie alle waren nicht wahnsinnig; aber meine Geister brachten mir niemals freudige Gedanken — stets furchtsame, schreckhafte Vorstellungen. Blicktest du jemals durch ein Mikroskop in einen Tropfen Wasser? So erschien mir die Welt — voll grinsender Ungeheuer, die ihre schwächeren Mitbrüder verdrängten und verstießen — rasend, Scheusale, die sich krümmten vor Wut. Wenn man bedenkt, daß ein Messerstoß, einige Tropfen tödlichen Giftes, ein paar würgende Hände genügen, um das menschliche Possenspiel für ewig zu vernichten . . .“

Wieder eine schaudervolle Pause, wieder erhob sich die vibrierende Stimme und schwoll mächtig an: „Cazalette ver- scheuchte eine Zeitlang meinen quälenden Geist, indem er mich zur Kirche führte und mich beten hieß. Die Aves und Paternoster wurden allmählich etwas mehr als eine sinnlose Spötere- rei. Mitunter beichtete ich meine furchtbaren Gedanken ihm, mitunter einem Priester . . . Aber Fano verwandelte mich von neuem in eine Tigerin; denn als ich meinen Liebling zittern sah

bei seiner Annäherung und nun erfuhr, daß er sie im geheimen schlüge, hätte ich mich auf ihn werfen, ihn zerreißen, ihn umbringen können, wäre ich nur ein wildes Tier gewesen oder ein Mann anstatt eines Weibes . . . Dann fing die Stimme in meinem Innern an zu flüstern, leise zuerst und dann immer lauter: „List und Gift sind des Weibes Waffen. Du kannst sie befreien, wolle nur“ . . . Gazelette photographierte sehr viel, weil es ihm einen Vorwand bot, sich in der Nähe unseres Hauses aufzuhalten. Lasse dir seine Mappe zeigen, sie ist sehenswert; du wirst Baruna sehen in jeder Stellung. Er hütete sie, als wäre er ihr Bruder. Fano fürchtete ihn und manche Gewaltthätigkeit hat er von ihr abgewendet. Du wirst das mürrische, aber schöne Ungetüm, Fano selbst, auch sehen mit jenem andern vielleicht, der mir über die Schulter sieht und nach den Chemikalien hindeutet. Ich höre, wie mir die Stimme des Kobolds zuflüstert: „Dort liegt deine Waffe“ . . . Eines Tages hielt Gazelette eine Flasche farbloser Flüssigkeit gegen das Licht und sagte mir, ich brauchte nur Photograph zu sein, um das Mittel zu besitzen, mich von allen meinen Feinden zu befreien. Einige Tropfen in den Schlaftrunk, keine Spur bleibt zurück, keine lästigen Fragen, keine Untersuchung — dafür sorgten schon die Direktoren der Spielhölle . . . In jener Nacht hörte ich Baruna aufschreien; es war seine Totenglocke. Doch ich war klug und wartete. Ich wußte, daß Gazelette stets seine Chemikalien verschloß. Ich hat ihn um den Schlüssel. Er sah mich sonderbar an und verweigerte ihn mir. „Ich fürchte,“ sagte er, „Sie könnten sich in einem ihrer verzweifeltsten Augenblicke ein Leid anthun.“

„Ach“, sagte sie mit affektiertem Lachen, wie wenn sie die Scene dramatisch wiederholte, „wozu brauchte ich Ihr Gift, da ich mich zu jeder Zeit durch ein Uebermaß von Morphinum in den ewigen, traumlosen Schlaf versenken könnte?“

„Es würde ein ungeheures Maß von Morphinum erforderlich sein,“ antwortete er, „um jemanden, der an Opium gewöhnt ist, dem ewigen Schlaf zu überliefern.“

Sie brach ab und zum erstenmal, seitdem sie ihre Erzählung begonnen, begegneten ihre Augen denen von Helene.

„Was sagte ich?“ fragte sie, wie nach dem verlorenen Faden suchend. „Den ewigen Schlaf! Keine bleiernen Stunden mehr, heimgesucht von schrecklichen Geistern und Schatten! Keine schaurigen Nächte oder dumpfe, künstliche Betäubung! Kein sehnliches Verlangen, keine herbe Enttäuschung mehr! Kein Elend, keine Erinnerung mehr! Alles vorbei, das Herz zur Ruhe! Es ist kein so furchtbares Loos, Helene!“

„Mutter,“ rief das arme Mädchen, mit zitternden Nerven das Ende der graufigen Geschichte erwartend, „suche dich zu fassen, du hast noch mehr zu sagen — der Schlüssel?“

„Er gab ihn mir — später. Er entfernte sich und gab ihn mir zur Aufbewahrung. Als er zurückkehrte, fehlte eine Flasche, aber er fragte nicht danach... Es war vorbei — und ich war zufrieden. Sie war frei!“

Die frohlockende Stimme verwandelte sich in eine Klage und Mrs. Kilsyth sank in düsterem Schweigen zurück. Helene bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und blieb einige Augenblicke bewegungslos, und ihre Mutter konnte nicht unterscheiden, ob sie weinte oder ein stummes Gebet verrichtete.

Auch in dieser Nacht hatte sich der Wind erhoben und sauste in heftigen Stößen vorbei. Endlich sprach Mrs. Kilsyth mit tiefer Trauer in Ton und Bewegung: „Dies ist nicht, was du erwartetest, Helene; du glaubtest einen Schutzengel zu finden und fandest den Bösen.“

„Ich habe gefunden, was ich suchte,“ antwortete Helene mit matter Stimme. „Ich habe meine Mutter gefunden.“ Ihre Züge drückten verzweifelten Mut aus, dennoch strahlten sie vor Liebe und himmlischem Mitleid. In diesen wenigen Augenblicken stiller Selbsteinkehr hatte sie ihr Leben der Mutter geweiht; binnen wenigen Stunden war sie aus ihrer mädchenhaften Unschuld in die Regionen tragischer Schuld hinabgestiegen und die süßen Hoffnungen möglichen Frauenglücks waren für immer gebannt. Das Märtyrertum mußte fortan ihr Los sein, und sie wollte es auf sich nehmen ohne Murren.

„Helene,“ flüsterte die Mutter jammervoll flehend, „ich bin in seiner Gewalt; er hat mir gedroht. Er wird mein Geheimnis der Welt preisgeben, er wird es Baruna offenbaren. Die Welt ist mir gleichgültig, Schande, selbst Strafe wären geringere Uebel — aber Baruna! Sie würde mir niemals ins Antlitz sehen, sie würde mich hassen, mir fluchen. Die so teuer erkaufte Freiheit wäre schlimmer als wertlos. Sie würde wahn sinnig vor Schande und Abscheu, ihr Leben wäre auf ewig zu Grunde gerichtet, und gerade jetzt, da sich eine Aussicht auf bessere Zeiten eröffnet. O, mein Gott, es würde uns beiden das Leben kosten! Helene mein Kind, mein Liebling, habe Erbarmen mit deiner Schwester, mit dem Manne, der dir teuer ist! Rette sie, rette mich!“

„Mutter, ich werde es thun.“

„Helene, du willst mich nicht verlassen?“

„Bedenke,“ sagte Helene, „wenn du im tiefen Wasser

um dein Leben kämpfdest und dich in süßer Hoffnung an mich klammertest, könnte ich dich da verlassen? O Mutter, fürchte nichts! Du hast aus Liebe zu deinen Kindern gesündigt, und sie sollten weniger erbarmungsvoll sein als Gott? Ich werde dich schützen und die Kirche wird dir Absolution erteilen. Wenn deine Zukunft eine traurige sein muß, so wird meine nie fehlende Sorgfalt deine Schmerzen erleichtern; dein Leben wird zum mindesten ruhig und friedlich sein."

"Du gibst nach, Helene, du willigst ein?"

"Ich gebe nach. Sieh, es soll sogleich geschehen."

Sie trat an den Schreibtisch und schrieb eilig einige Minuten lang, dann adressierte und versiegelte sie den Brief.

"Es ist geschehen, Mutter, ich habe dem Oberst Cazalette geschrieben, er möge kommen, wann er wolle, seine Gattin zu fordern."

"Horch!" rief Mrs. Kilsyth, sich rasch erhebend. "Was war das? . . . Baruna ist angekommen."

Sie hörten das Rollen von Rädern, das Läuten der Glocke; dann folgten Rufe im Hause und auf der Treppe. Madame Janos Stimme ließ sich an der Thür vernehmen: "Darf ich eintreten? Seid ihr noch wach?" Und sie trat ein, in tiefe Trauer gekleidet, blaß und erschöpft.

Sie sah ihre Mutter zitternd und erregt, Spuren von Thränen auf ihren Wangen, und war von ihrer zaghaften und stockenden Begrüßung betroffen; sie sah Helene blaß, starr, mit erhobenem Haupt, glänzenden Augen und fest zusammengepreßten Lippen, den gesiegelten Brief in der Hand, und wie ein Blitz fuhr es ihr durch den Sinn, daß hier soeben ein verhängnisvoller Entschluß gefaßt, eine schreckliche Krisis durchlebt worden war.

Sie blickte verstört von der einen auf die andere, aber sie sprach kein Wort.

"Baruna," sagte Mrs. Kilsyth, "du kommst so plötzlich, ohne vorherige Meldung . . . Und dies," ihr schwarzes Kleid berührend, "was bedeutet dies? Das Kind?"

"Mein Kind ist tot," erwiderte Madame Jano mit erkünstelter Ruhe.

Im Drange des Mitgeföhls ging Helene mit offenen Armen auf ihre Schwester zu, aber Baruna wehrte sie ab. "Beklage mich nicht. Ich — ich kann es nicht ertragen." Ihre Stimme brach. "Ich danke Gott dafür. So ist es am besten. Er hat dies verkümmerte Leben zu sich genommen, er hat mein Gebet erhört. Die Vergangenheit mag nun begraben

sein; die Gegenwart fordert ihr Recht — die Gegenwart und die Zukunft. Es ist etwas geschehen. Was ist es? Mutter — Helene! An wen ist dieser Brief gerichtet?"

Keine von ihnen antwortete.

Baruna wartete, entschlossen, die Wahrheit zu erfahren. Das Schweigen war verhängnisvoll. Helene brach es. „Dieser Brief ist für Oberst Cazalette. Er hat mich zum Weibe begehrt und ich . . .“

„Helene,“ rief leidenschaftlich Mrs. Kilsyth, „nicht jetzt — ach, nur nicht heute!“

„Ja, heute noch!“ sagte Helene, mit helltönender Stimme. „Meine Schwester muß es gleich wissen, ihretwegen und auch um meinetwillen. Er hat mich zur Frau begehrt und in diesen Zeilen steht meine Zusage.“

„Ach, das ist zu viel!“ rief Baruna. „Das ist ein zu großes Opfer. Seid ihr beide wahnsinnig? Mutter, habe ich dich nicht vor meiner Abreise gewarnt? So also hütetest du deine Tochter? Aber ich kam noch rechtzeitig; der Brief darf nicht abgeschickt werden.“

„Er muß heute abend abgehen!“ erwiderte Helene. „Ich handle ganz aus freiem Willen; ich wählte das Los, welches mir am meisten Glück zu sichern imstande . . . Du warst im Irrtum; ich täuschte mich selbst, ich bin eine andere geworden . . . Ich heirate Oberst Cazalette und nichts,“ die Worte klangen klar und bestimmt, „nichts kann meinen Entschluß ändern.“

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

„Binnen vierundzwanzig Stunden.“

Dem Schreiben Helenes an Cazalette folgte ein zweites von Madame Fano, welches ihn gebieterisch für den nächsten Morgen zu ihr entbot.

Er stand im Begriff, ihrem Befehl zu gehorchen, als er auf dem Wege nach der Villa Kilsyth Georg Warrender von der Eisenbahnstation her herankommen sah.

„Die Fäden verwickeln sich immer mehr,“ murmelte er. „Wir müssen die Lösung beschleunigen.“ Er machte einen Um-

weg, um dem Engländer zu begegnen, und trat mit herzlichster Begrüßung auf ihn zu.

„Dies ist ja eine reizende Ueberraschung. Wir fürchteten schon, Sie würden Monte Carlo treulos verlassen. Sie kommen soeben von San Remo?“

„Vor einigen Augenblicken. Können Sie mir sagen, ob ich wohl in dem Hotel des Anges ein Unterkommen finde?“

„Unzweifelhaft. Je mehr die Saison vorschreitet, je geringer ist der Zufluß, obgleich in den letzten Tagen eine Menge Vergnügungsritter dem Prinzen von *** gefolgt sind.“

„Er ist also hier?“

„Ja, und in seinem Gefolge zwei der größten Staatsmänner Europas. Wer weiß, welchen Einfluß *trente et quarante* noch auf die Geschichte haben mögen. Stellen Sie sich die Entfaltung von Schönheit und Brillanten heute abend im Kasino vor! Sie werden doch auch da sein mit allen Freunden unseres Kreises? Madame Fano ist seit gestern Abend zurückgekehrt.“

„Ich fürchte, daß sie betrübt ist, sie hat ihr Kind verloren.“

Cazalettes Augenbrauen zogen sich in der ihm eigenen Weise in die Höhe.

„Sollte das ein großes Unglück sein? Ich bin gerade auf dem Wege nach der Villa Rilsyth. Ah, Mr. Warrender, ich kenne Madame Fano länger als Sie und ich prophezeie Ihnen, daß die Bank heute abend beträchtlich ärmer oder reicher sein wird durch sie.“

Sie trennten sich.

Cazalette wurde in Madame Fanos Bouboir geführt. Sie sprach einige italienische Worte zu dem Diener, der ihn meldete. Die Thür wurde hinter ihm geschlossen; sie waren allein.

Stattlich und ernst, in Trauerkleidung, hätte sie die Muse der Tragödie vorstellen können. Ihre Begrüßung war eine sehr oberflächliche; man sah, daß sie auf Höflichkeiten keine Worte verschwenden wollte.

„Ich bedaure, Sie so leidend zu sehen,“ fing er an. „Ich fürchte, Sie haben in Mailand sehr traurige Tage verlebt. Ich brauche Sie wohl nicht erst meiner innigsten Teilnahme zu versichern.“

Mit einer frostigen Gebärde wehrte sie seine Beileidsbezeugungen ab.

„Nein,“ erwiderte sie, „dergleichen ist zwischen uns ganz ohne Bedeutung. Ich habe Sie kommen lassen als Feind,

nicht als Freund. Sie haben unredlich gekämpft und sich meine Abwesenheit zu nutze gemacht. Sie haben eine PreSSION auf meine Mutter ausgeübt und meine Schwester durch mir unbekannte Mittel bewogen, Ihnen ihre Zusage zu geben."

Er verbeugte sich. "Sie stellen die Thatfache ganz richtig fest, Madame Fano. Es ist so und nicht anders."

"Oberst Cazalette, Sie müssen meine Schwester freigegeben."

"Warum?"

"Wozu nochmals die Gründe erörtern, die Sie zur Genüge kennen. Die wichtigsten sind, daß Sie sie nicht lieben und daß eine solche Heirat vollständig unziemend wäre."

"Madame Fano, Sie stellen Behauptungen auf, deren eine zu begründen selbst Ihnen schwer fallen dürfte, und über die andere ließe sich doch mindestens streiten. Ich glaube ohne Ueberhebung behaupten zu dürfen, daß eine Heirat zwischen Miß Rilsyth und mir durchaus nicht unangemessen wäre."

"Sie soll niemals zustande kommen," sagte Baruna gebieterisch; "ich werde sie zu verhindern wissen."

"Wie?" fragte Cazalette. "Ich entwickelte Ihnen meine Absichten bereits vor einigen Wochen. Das Glück hat mich begünstigt und meine Wünsche erfüllen sich früher, als ich zu hoffen wagte. Madame Fano, jetzt bin ich — Herr der Situation. Sie schicken nicht nach mir, ohne vorher andere Mittel versucht zu haben; sie haben bereits bei Ihrer Mutter und Schwester das Mögliche gethan — umsonst."

Baruna schwieg einen Augenblick, die Augen voll auf ihn gerichtet, als gäbe sie die Welt darum, seine Gedanken zu erraten.

"Ihr Einfluß kann sicherlich dem meinigen gegenüber nicht bestehen."

"Nein. Ich will offen sein gegen Sie. Ihre Waffen mögen gewaltig sein, doch ich besitze eine solche, gegen die Sie machtlos sind, ich halte Ihre Mutter und Schwester an einem Faden, der Ihnen unbekannt ist."

"Und das gestehen Sie schamlos?"

"Ich sehe keine Veranlassung dazu, mich zu schämen. Zugewonnen, daß ich ein wichtiges Ziel vor Augen habe und im Besitz des Mittels bin, dasselbe zu erreichen; wäre es nicht Wahnsinn, dieses Mittel unbenuzt zu lassen?"

"Sind Sie sicher, daß ich das Geheimnis Ihrer Zauberkräft nicht kenne?" sagte Baruna. "Meine Mutter hat mir gestanden, daß sie Ihnen eine große Summe Geldes schulde. Nun, es soll bezahlt werden; dann können wir Ihnen troßen."

„Angenommen, ich gäbe Ihnen vierundzwanzig Stunden, um sich diese Summe zu verschaffen, könnten Sie das ohne fremde Hilfe? Sie sind zu stolz, um die Unterstützung eines Mannes anzurufen, der Sie liebt.“

„Heutzutage werden Frauen nicht wegen einer Ehrenschuld ins Gefängnis geworfen,“ antwortete Baruna verächtlich.

„Madame Fano,“ versetzte Cazalette, „mein Geheimnis hat durchaus nichts mit Geldangelegenheiten zu thun und die Schuld Ihrer Mutter ist eine davon ganz verschiedene Sache. Wollte ich Ihnen jenes Geheimnis aufdecken, es würde nicht zu Ihrem Glücke beitragen und mein Vorhaben würde ich dadurch vereiteln. Ich beabsichtigte also nicht, dies zu thun; dennoch müssen Sie sich überzeugt halten, daß es allgewaltig ist und daß Sie mir nicht Troß bieten können.“

Es entstand eine Pause. Baruna trat ans Fenster, öffnete es, als ob ihr frische Luft ein Bedürfnis sei, und starrte unbeweglich in den Garten hinaus. Der Rosen- und Orangenduft strömte herein, leise wehte es in den Pinien- und Olivenzweigen und jedes Grashälmdchen schien bewegt; ein großer Palmenwedel in ihrer Nähe schien Latt zu halten mit dem Pulschlag ihres Herzens. So intensiv war die Spannung ihres Geistes, daß sie unbewußt die winzigsten Dinge in ihrer Umgebung wahrnahm, ja es fielen ihr Dinge auf, die sie noch niemals bemerkt hatte, indessen ihr inneres Auge nur die Leere sah.

Plötzlich schreckte sie heftig zusammen und berührte ihre Stirne mit einem schwachen Aufschrei; eine jener plötzlichen Empfindungen oder vielmehr Eingebungen, welche zartbesaiteten Gemüthern eigen, erfaßte sie und erfüllte sie mit tödlicher Angst. Sonne und Himmel, Duft und Blumen erlangten im Augenblick eine erschreckende Klarheit, Deutlichkeit und Pracht. Gleichsam in dem Aufleuchten, welches der Auflösung vorausgeht, schienen ihre aufs äußerste gespannten Sinne die Liebe und Wonne dieser Welt erst recht zu erkennen, ihre Seele schien ohnmächtig nach Leben, nach Glück zu verlangen, wie sie dahinschwabte auf dem endlosen Meer des Unbekannten . . . Was hatte dies zu bedeuten? War es eine Vorahnung des Todes, eines graufig nahenden Verhängnisses? Eine Ruhe des Wahnsinnes hielt sie gefesselt und wie eine Rolle sah sie die Weissagung der Sibylle sich in der Luft entfalten. Dies war das verhängnisvolle Jahr. Sie war machtlos . . . Und drüben, dort, wo sich die Kuppel des Casinos gegen das tiefe Blau

des Himmels abhob, rollte das Glücksrad, welches über ihr Schicksal bestimmen sollte.

Erschreckt durch ihren Ausruf und den seltsam verzückten Ausdruck ihrer Augen, näherte sich ihr Cazalette und betrachtete sie in flehender Sorge. Jetzt hatte ihn seine Fassung im Stich gelassen; sein Antlitz war aschgrau und seine Lippen zuckten. Sie bemerkte, daß, wie sehr er auch dagegen ankämpfte, ihre Schönheit ihn gefangen hielt und daß die Macht seines Willens nur mit Mühe seine Leidenschaft bändigte. Eine gewaltfame Anstrengung brachte sie wieder zu sich, eine neue Gedankenreihe brach sich Bahn und ihr Blick kalten Trostes verwandelte sich in einen mehr dämonischen, wenn auch zugleich weiblicheren. Sie erwiderte auf seine erschreckte Frage:

„Es ist nichts — nur ein Gedanke; Oberst Cazalette, und wenn ich mich nun als die Schwächere bekennte? Da die Freiheit meiner Schwester, wie es scheint, nicht mit Geld zu erkaufen ist, so nennen Sie Ihre Bedingungen.“

„Sie sind sehr einfach, Varuna. Sie stellen mich auf eine zu harte Probe. Wissen Sie, daß Sie es mit einem Manne zu thun haben, der wahnsinnig ist vor Liebe zu Ihnen? Um Sie zu gewinnen, würde ich meine Seele verkaufen. Was meinen Sie, war wohl mein Hauptzweck bei dem Wunsche, Ihre Schwester zu heiraten? Es war weder ihr Geld, ihre Schönheit, noch ihre Lebensstellung, die mich reizten; ich rechnete anders: als ihr Gatte hätte ich das Vorrecht gewonnen, Ihnen nahe zu sein. Wir begegnen uns auf verwandtschaftlichem Boden; ich sehe Sie, berühre Ihre Hand und höre Ihre Stimme. Obgleich ein solcher Verkehr zur Raserei treiben kann, wäre er noch Seligkeit im Vergleich zu dem gepeinigten Dasein, welches ich fern von Ihnen führe. Das Schwächen meines Herzens kann nur durch den Besitz gestillt werden, und wird mir die Frucht versagt, muß ich nach der bloßen Hülfe greifen. Wer weiß, ob Ihre zweite Ehe Ihnen nicht Elend bringen wird; dann stünde ich Ihnen zur Seite und schützte Sie mit der Ergebenheit, die niemals schwinden oder erlahmen kann ... Aber nun, angesichts einer großen Möglichkeit, verschwinden alle diese unbefriedigenden Träume. Ich liebe Sie! Ich liebe Sie; seit zehn Jahren sind Sie mein Leben, meine Welt. Lieber die bittere Süßigkeit des Todes in Ihren Armen und Mund auf Mund mit Ihnen, als das glänzendste Loos an der Seite einer andern. Sie fragen nach meinen Bedingungen? Sie sind es selbst.“

„Und Sie geben unter keiner andern Bedingung nach?“

„Unter keiner!“

Sie wandte sich ab. Sie hatte die Thür erreicht und verabschiedete sich von ihm mit einer kaum merklichen Kopfbewegung.

„Bleiben Sie!“ rief er leidenschaftlich. „Ich bin des Kampfes müde, er zerstört und verzehrt mir Leib und Seele. Ich gebe Ihnen eine Alternative; zahlen Sie die Schuld Ihrer Mutter binnen vierundzwanzig Stunden und ich verlasse Sie auf ewig.“

„Ich nehme ihre Bedingung an,“ erwiderte sie und verließ das Zimmer.

* * *

Das Kasino war gedrängt voll an jenem Abend.

Männer und Frauen jeder Nationalität gingen in der Vorhalle aneinander vorüber; man hörte das Rauschen der Seide und fröhliches Lachen. Brillanten glitzerten um die Wette mit den Augen der Tänzerinnen und so oft die Thüren geräuschlos auf und zu schwangen, vernahm man aus dem Spielsaal das Klingen des Goldes, das Schmirren der Kugel und den automatischen Ruf des Croupiers, indessen von der andern Seite durch die verhängten Eingänge des Konzertsaaus leise Klänge der Musik herausdrangen, bald phantastisch heiter, bald feierlich düster, jetzt eine zauberische Kadenz mit einer Dissonanz beschließend und in satanischer Klage dahinsterbend.

Das Orchester spielte die *danso macabre*.

Genau wie damals durchzitterten die seltsam grotesken Harmonieen Warrenders Wesen, eine Menge ungewöhnlicher Empfindungen in ihm erweckend, worunter die hervorragendste eine unbestimmte Furcht vor etwas Unbekanntem, Verborgenem war. Er hatte sich auf einer Bank in der Halle niedergelassen und seine Blicke folgten gedankenlos den Bewegungen des menschlichen Kaleidoskops, welches er vor Augen hatte. Alle Minuten sah er eifrig forschend nach der Eingangsthür; sie, die er suchte, war noch nicht erschienen. Zeit und Entfernung hatten es nicht vermocht, den magnetischen Einfluß Varunas zu verringern, ja er war mächtiger noch als zur Zeit, wo er ihr in den Gärten von Monaco lebewohl gesagt. Es wurde ihm abwechselnd heiß und kalt und seine Pulse schlugen in sehnüchtigem Verlangen. Wird sie erscheinen? Wird ihr Auge ihn lächelnd oder traurig anblicken, unergründlich kalt oder einladend süß? Würde sie ihn willkommen heißen oder verstoßen?

Er wartete noch immer; doch sie kam nicht. Schon war das Konzert fast vorüber, als eine Gestalt, in der er Cazalette erkannte, an ihm vorbei in den Konzertsaal schlüpfte, wodurch er wieder zur Aufmerksamkeit auf das, was ihn umgab, erweckt wurde.

Man sah unter der Masse von Abenteurern, Vertreterinnen der Demimonde und gewöhnlichen Vergnügungssüchtigen manche bekannte Züge und Gesichter von ernsterem Typus, Verehrer der Mode, Politiker und Leute vom Gefolge gewisser Potentaten, welche der Reiz des Spiels hierher gelockt hatte. In einer jener verschiedenen Gruppen, die vorbeizogen, konnte man auch Gesichter bemerken, die düstere Vorstellungen von Intriguen und geheimen Ränken hervorriefen; in ernster Unterhaltung mit einem verschmizt aussehenden Polen oder einem dunkeläugigen Italiener konnte man die schlangenartige Physiognomie der verbindlich lächelnden, typischen, weiblichen Verschwörerin erblicken, eine jener berückenden und gefährlichen Abenteurerinnen, die im Leben, wie in der Dichtung, eine so wichtige Rolle spielen.

Besaß der Zuschauer die Gabe, unter jene Oberfläche von Leichtsinne und Frivolität zu blicken, so konnte er in dieser buntschillernden Versammlung den Stoff zu manch einem erregenden Drama finden. War es die Wirkung von Warrenders erregter Phantasie, oder sah er wirklich auf den Gesichtern mancher der Vorübergehenden einen Ausdruck unterdrückter Begierde und verschleieter Erwartung?

Auf einmal schien sein Herzschlag zu stocken und alles um ihn her verschwand bis auf eines. Eine Gruppe von vier Personen näherte sich; sie bestand aus Mrs. Kilsyth, Lord Bretland, Madame Fano und ihrer Schwester.

So unerwartet ihm der Anblick Helenes an einem Ort war, den sie bis jetzt beharrlich gemieden, mehr noch entsetzte Warrender die Veränderung, welche in ihrer Erscheinung vorgegangen war. Bleich wie der Tod, mit weitgeöffneten Augen, die sie staunend auf das bunte Schauspiel richtete, welches sich ihr zum erstenmal darbot, erschien sie ihm mehr wie ein körperloser Geist als ein lebendes Weib, welches die verpestete Luft dieser glänzenden Hölle atmete.

Einen Augenblick später wurde seine Unruhe durch die weit lebhaftere Aufregung aufgesogen, die seine Seele beim Anblick Varunas erfüllte. Ihr Antlitz war ihm zugewandt, obgleich sie ihn nicht sah; aller Gleichmut und Spott waren daraus geschwunden, abgekehrt, verstimmt, tragisch in seiner

Gespanntheit, war es dasjenige eines vom Verhängnis getriebenen Opfers.

Welcher medusenähnliche Schreck konnte sie derart verwandelt haben? Warum jener eiserne Entschluß auf ihren zusammengepreßten Lippen? Woher die heiße Leidenschaft in ihren verzweiflungsvollen Blicken?

Er hatte sich kaum diese Fragen gestellt, als Madame Fanos mit leiser Stimme ausgesprochener Name seine Aufmerksamkeit auf sich lenkte.

Die Sprecherin war Fürstin Titschakoff, jene berühmte, halb englische Schönheit und berüchtigte Intrigantinnen, in deren hübschem Salon zu Villefranche dunkle Anschläge beraten wurden und von wo aus — so hieß es — das Zeichen zum Umsturz einer Dynastie hervorgehen sollte.

„Steht Madame Fano im Begriff, die Rolle einer Judith zu spielen? Das kleine Portemonnaie, welches sie krampfhaft hält, sollte zum mindesten ein Dolch sein. Es liegt heute soviel Tragisches in ihrem Gesicht, wie wenn sie zu den Unsrigen zählte.“

„Prinzessin,“ flüsterte ihr Begleiter, der kein anderer war als Gazelette, „seien Sie vorsichtig! Es gibt hier viele offene Ohren.“ Er sprach dies auf neugriechisch, das Warrender von früherher verstand.

„Vorsichtig?“ erwiderte die Fürstin in derselben Sprache. „Das war ich niemals; selbst in den alten, alten Tagen, als es mir noch der Mühe wert schien, zu leben, bedurfte es großer Aufregung, um mein Blut in Wallung zu bringen. Vorsichtig?“ wiederholte sie mit bitterer Schwermut. „Nur wenn mir vor dem Verlust unseres guten Rufes zurückschaubern, besitzen wir Frauen die übermenschliche Kraft, unsere Geheimnisse der Welt zu verbergen. Heute abend bin ich ganz ruhig; meine Pulse schlagen wahrscheinlich regelmäßiger als die Ihrigen. Erklären Sie mir doch diese Erregung, ich glaube Sie demantehart. Ah, ich erkenne diese Zeichen; sie bedeuten nicht Intrigue, sondern Liebe.“

„Mein Schicksal, Fürstin, soll heute entschieden werden.“

„Dann erkläre ich mir das Rätsel in Barunas Zügen. Intrigue und Leidenschaft, mein Herr, das ist ein Fehlgriff! Gemütsbewegung ist ein Luxus, mit dem Sie sparsamer umgehen sollten. So gehen Sie, ich wünsche Ihnen Glück. Hier ist Wrenzel, er wird mich in das Moulettezimmer führen. Und nun zur Belagerung meines Fürsten, den sein Premierminister so vorzüglich bewacht.“

Fürstin Titchatoff ließ jenes silberhelle Lachen erklingen, dessen Lieblichkeit die Zeit nicht zu schädigen vermochte, und den Arm Cazalettes loslassend, sah sie ihn einen Augenblick durchdringend an, indem sie bedeutungsvoll die Worte sprach:

„Vergessen Sie nicht Schlag elf Uhr!“ Dann schlüpfte sie fort und verlor sich in der Menge, während Cazalette seine Schritte wieder nach dem Konzertsaal richtete.

Sechszwanzigstes Kapitel.

Das Verhängnis.

„Mr. Warrender.“

Er wandte sich halb verwirrt um und schaute in Helene Rilsyths liebliche Augen, die jetzt weniger überirdisch, doch kaum weniger kummervoll waren, als sie ihm bei ihrem Eintritt erschienen. Ihre reine Schönheit und madonnenhafte Würde frappierte ihn von neuem, erhöht vielleicht durch den Kontrast, in welchem sie zu den aufgeputzten Gestalten, den geschminkten Wangen und künstlich gefärbten Augen der Frauen stand, welche vorübergingen und deren Berührung sie gleichsam besleckte. Es verlangte ihn danach, sie in seine Arme zu schließen und sie wegzutragen wie ein Kind, das er einer Räuber- und Mörderhöhle entrisse, denn es packte ihn eine furchtbare Angst, daß auch sie von dem Familiensluch befallen sein könnte.

„Helene,“ rief er, „was thun Sie hier?“

Er sah, wie sie zusammenschauerte und die Augen senkte. Ihn anzublicken, hieße sich verraten.

„Helene,“ wiederholte er, „Sie leiden; ich lese es in Ihrem Antlitz. Ihr Traum ist zu Ende, Sie sind erwacht und fühlen sich vereinsamt in dunkler Nacht. In früheren Tagen waren Sie glücklicher. Es wäre besser, Sie kehrten nach Hallingsford zurück; dort, trotzdem wir Protestanten, obgleich wir weltlich und gefühllos waren, an dergleichen Orte führten wir Sie nicht.“

„O, die alten Tage!“ murmelte sie unwillkürlich, und es lag in ihrem Ausruf soviel trauernde Sehnsucht, so tiefe Reue, daß er völlig die Fassung verlor. Ein Lichtstrahl brach plötzlich in seinem Innern hervor und er rief noch einmal ihren Namen

so eindringlich, daß sie aufblicken mußte. Ihre Augen verrieten ihm alles; sie liebte ihn, sie hatte ihn immer geliebt. Vor seinem Geiste schwebte die Erscheinung dessen, was da hätte sein können, was noch sein konnte.

War er, ähnlich wie Baruna, hellsehend geworden, und sah er wirklich durch die Nebel des Zweifels und die Schrecken drohender Trübsal eine fröhliche, ungetrübte Zukunft mit Helene, dem Gegenstand seiner ersten, dauernden Liebe?

Ein stechendes Gefühl des Kummers über das Unabänderliche durchfuhr seine Seele. „Zu spät!“ tönte es über dem Grabe der einstmal's freudig genährten Hoffnungen. Er sagte milder: „Helene, lassen Sie mich Sie nach Hause geleiten.“

„Nein,“ antwortete sie. „Ich kann es ertragen; es ist dies das erste Mal und ich hoffe, es wird auch das letzte sein. Ich kam mit meiner Mutter. Mr. Warrender, wollen Sie nach meiner Schwester sehen? Ich fürchte, sie ist nicht ganz wohl.“

In diesem Augenblick trat Mrs. Kilsyth vor und legte die Hand auf den Arm ihrer Tochter. Auch sie machte einen befremdenden Eindruck auf Warrender; sie bemerkte kaum seinen Gruß und schien sich gar nicht zu erinnern, daß er abwesend von Monte Carlo gewesen.

„Komm, Helene,“ sagte sie. „Du mußt dich nicht von mir entfernen. Baruna ist nach dem Roulettezimmer gegangen. Wenn ich mich heute abend vom Teufel verabschieden soll, darfst du mich nicht von der Seite lassen; es ist nicht leicht, die langgewohnten Ketten zu brechen. Mr. Warrender, entsinnen Sie sich noch des Tages, an welchem wir uns zuerst begegneten, des Tages, an welchem Baruna ihren großen Coup auf numéro treize machte? Damals bemerkte ich die ungewöhnliche Sympathie zwischen den Tischen,“ fuhr sie ruhelos fort. „Aquilar, der spanische Fatalist, sagte vorhin zu mir: ‚Die Tische sind verhezt; abwechselnd ist an einem jeden zéro herausgekommen — nicht eine einzige hohe Nummer in dreißig Coups. Es wird sich heute noch etwas ereignen.‘ Dies waren seine Worte. Ich habe heute mein ganzes kleines Vermögen mitgebracht — das letzte Schwelgen vor einem Gelübde ewiger Enthaltbarkeit. Ich werde en plein auf zéro setzen . . .“ Ihre Augen irrten unstät umher. „Ich höre, daß die Musik die danse macabre so wundervoll gespielt hat. Noch ein eigentümliches Zusammentreffen! Ein Wink der verborgenen Mächte! So oft dieses Stück hier gespielt wurde, hat es für mich — Verderben bedeutet. Nun, in

Monaco ist das Leben nicht viel anders als ein Totentanz. Es geht bald zu Ende.“

Beunruhigt durch ihre unzusammenhängenden Reden, blickte Warrender fragend nach Helene, in der Hoffnung, daß sie sich ihm anschließen würde, um ihre Mutter zu bereben, das Kasino zu verlassen; doch sie hielt die Augen abgewendet. Er bot Mrs. Kilsyth seinen Arm an und sagte: „Gestatten Sie, daß ich Sie nach dem Rouletteaal geleite.“

Als sie hineintraten, drängte sich eine dichte Menge um die Spieltische, und in erster Reihe, auffallend durch ihre wunderbar erhaltene Schönheit, ihr prachtvolles Haar, das von einem schwarzen Spitzenschleier umwallt und durch Brillantsterne festgehalten war, sowie durch das Gebieterische ihrer Haltung stand die Fürstin Titchakoff.

Sie unterhielt sich mit dem Erben eines Thrones, zur Zeit die berühmteste Persönlichkeit in Monte Carlo, und viele Blicke waren auf das Paar gerichtet, einige mißbilligend, andere in fieberhafter Unruhe. War es denkbar, daß das Schicksal einer Dynastie von der Zauberkraft Nadines abhing? Der Prinz sprach ernst und Nadine lächelte ihn an mit einer Art spöttischen Triumphes; sie hatten sich augenscheinlich verständigt. Jetzt trennten sie sich, Nadine trat zurück unter die Menge und der Prinz ging an die Roulette.

Roch immer bedrückt durch jenes Gefühl des Unbegreiflichen und des unfehlbar drohenden Unglücks, verließ Warrender Mrs. Kilsyth und ihre jüngere Tochter, um Baruna aufzusuchen in der Menge, welche um die verschiedenen Tische angeammelt war.

Die Menschen standen so dicht bei einander, daß einige Minuten vergingen, ehe er Madame Fano entdeckte, und selbst dann gelang es ihm nicht, sich ihr zu nähern.

Ab und zu konnte er ihr Profil wahrnehmen, wie sie sich einem schönen jungen Oesterreicher zuwandte, der für sie setzte. Sie schien ganz sorglos zu spielen. So oft das Gold über die Köpfe der Sitzenden hinweggereicht wurde, verschwand es mit mitleidloser Schnelligkeit; man sah, daß das Glück ihr heute abend nicht günstig war. Er beobachtete sie mit immer wachsender Angst; denn je öfter sie verlor, desto härter und verzweiflungsvoller wurde ihr Ausdruck. Der Oesterreicher wurde ernst und schien ihr Vorstellungen zu machen, worauf sie ironisch lächelte und den Tisch verließ.

In diesem Augenblick trat ihr Warrender entgegen, und die Veränderung, welche nun in ihren Zügen vorging, glich der

Abendröte einer Schneelandschaft. Es schien, als erblicke sie in ihm den möglichen Erlöser. Er sah an ihrem freudigen Schreck, daß sie von seiner Rückkehr nach Monaco bisher nicht unterrichtet war, und segnete das Gefühl, welches ihn abgehalten, an diesem Nachmittag in der Villa vorzusprechen. Sein plötzliches Erscheinen hatte eine beredtere Beichte hervorgerufen, als Worte es vermocht hätten. . . Er sah, Zweifel und Angst waren überflüssig, sie war sein eigen; er brauchte sie nur zu fordern, und sollte sie ihre schwachen Einwendungen geltend machen, so konnte er ihre eigene Liebe gegen sie aufrufen.

Ihre Hände schlossen sich ineinander und ihre Augen sogeden berausenden Trank der Liebe ein. Keines von beiden sprach, die Lichter schienen zu erblaffen, die Gestalten zu verschwinden; sie waren beide allein in einer Welt ihrer eigenen Schöpfung.

Auf einmal schüttelte sie gleichsam die Täuschung von sich ab; wiederum glänzten ihre Augen wild und ihre Züge drückten Schrecken und Zweifel aus.

„D hätte ich gewartet,“ sagte sie tief betrübt. „Warum näherten Sie sich mir nicht früher? . . . Nun habe ich so viel verloren.“

„Was ist's, das Ihnen Sorge macht? Sagen Sie mir, was vorgeht. Was kann ich thun? Kommen Sie mit mir auf die Terrasse. Ah, ich habe Ihnen so viel zu sagen.“

„Und ich Ihnen. Aber noch nicht; erst muß etwas anderes geschehen.“

Sie sah seitwärts nach dem Tische und ein Zittern durchlief ihre Gestalt.

„Sie sind krank,“ sagte er mit ängstlicher Sorge. „Wir wollen fort.“

„Nein, aber dort beobachten uns die bösen Augen von Oberst Gzalette und Prinzessin Titchaloff. Treten wir etwas zur Seite — so; Sie wissen, wie abergläubisch ich bin! Erinnern Sie sich noch, was ich am letzten Abend des vergangenen Jahres zu Ihnen sagte? Die Linien meiner Hand haben die Wahrheit gesprochen; dies wird das bedeutsamste Jahr in meinem Leben gewesen sein, denn in diesem Jahr habe ich Sie kennen gelernt. . . Sie erwarten noch immer meine Antwort; binnen einer Stunde werde ich sie Ihnen geben.“

„Ich habe sie bereits in ihren Zügen gelesen,“ erwiderte Warrender stolz.

„Wenn dem so ist,“ erwiderte sie traurig, „so mögen Sie ein Weilchen glücklich sein. Es hat sich also nichts verändert? Sie lieben mich — ganz und treu?“

„Sie wissen, daß ich Sie mit ganzem Herzen aus tiefster Seele liebe.“

„Man nennt mich den Vampir von Monte Carlo und es heißt, daß, indessen die Männer Gold für mich gewinnen, ich ihnen das Herzblut aussauge und daß das Glück nur denen günstig ist, die mich blind — mit Leidenschaft lieben. Ich habe den Wunderglauben, daß Liebe, Leben, Schicksal, — alles für mich geheimnisvoll mit dem wirbelhaften Umlauf jener Elfenbeinkugel in Zusammenhang steht. ‚Rien ne va plus‘ wird die Totenglocke meines Schicksals sein . . . Seit Sie weg sind von Monte Carlo, habe ich verloren. Nach dem heutigen Abend spiele ich niemals wieder. Heute nahm ich alles mit, was ich auf der Welt besitze, den durch den Verlust der letzten Wochen sehr geschmälernten Gewinn vieler Jahre. Ich setzte sehr hoch und habe nicht einmal gewonnen und in der letzten halben Stunde ist mein Kapital fast auf nichts zusammengeschmolzen. Nehmen Sie, was noch übrig ist und setzen Sie es ohne Bedenken. Ich bedarf einer großen Summe, die ich heute abend gewinnen muß. Nein, sagen Sie nicht, was Ihnen auf den Lippen schwebt. Ich stürbe lieber, ehe ich Geld von Ihnen annähme — lieber sterben! O, schlimmer, viel schlimmer! Aber Sie können mir helfen — doch nur in einer Weise. Vor einigen Augenblicken war ich in Verzweiflung, dann sah ich Sie und Sie erschienen mir wie der rettende Engel, noch in der ersten Stunde mir zugesandt. Fragen Sie mich nichts; halten Sie mich für wahnsinnig, aber geben Sie mir nach. Hier ist alles, was ich besitze. Setzen Sie en plein, jedesmal auf eine einzige Nummer, so wie es Ihnen die Inspiration eingibt, jedesmal das Maximum. Sprechen Sie nicht zu mir und sehen Sie mich nicht an. Gehen Sie! Nach dem Mittelstisch! Entsinnen Sie sich nicht der *troize*? Es war eine Vorbedeutung.“

Sie leerte ihre Börse in seine Hand — es war ein kleiner Haufen Noten und Gold — brachte durch eine leidenschaftliche Gebärde seine Einwendungen zum Schweigen und wandte sich mit Entschlossenheit ab.

Einem Marmorbilde gleich stand sie da, mit eisigen zusammengepreßten Händen und blutlosen Wangen und Lippen; sie wartete. Das Summen der Stimmen dröhnte in ihrem Kopf wie das Rauschen der See und sie hörte sonst nichts; es verdrängte den Ruf der Croupiers, das Schwirren des Rades, das Klingeln des Goldes.

Sie hörte *Cazalotte* nicht sprechen; sie wußte nur, daß er neben ihr stand.

Minuten! Stunden! Jahre!

Die Spannung wurde unerträglich. Sie trat zurück an den Tisch und wie auf Verabredung teilte sich die Menge bei ihrer Annäherung. Sie stand hinter Warrender. Hatte er gewonnen oder verloren? Sie wollte sich keinen Zollbreit vorbeugen, um sein Antlitz zu sehen. Aber — ach, wenn nur ihr Herz nicht so heftig schlug!

Bei dem Anruf: „Messieurs faites votre jeu!“ sah sie, wie er über die vor ihm Sitzenden hinwegreichte und eine Rolle Goldes vor den Croupier hinlegte. „Zéro,“ sagte er.

„Zéro,“ wiederholte die gleichgültige Stimme, und die Napoleons wurden weitergerückt. Die Scheibe setzte sich in Bewegung, die Kugel schnurrte, dann stieß sie an die Umfassung.

„Le jeu est fait . . . rien ne va plus.“

„Trente deux; Rouge. Pair et Passe . . .“

Bon neuem.

Wiederum setzte sich das verhängnisvolle Rad in Bewegung. Im letzten Augenblick beugte sich Warrender vor und diesmal setzte er mit eigenen Händen. Dabei wurde sein Arm von einem Nebenstehenden heftig angestoßen, das Gold klirrte auf den Tisch und bildete einen Haufen zwischen zwei Abteilungen.

„Trente cinq, ou bas de colonne, Monsieur?“ fragte der Croupier.

Warrender zögerte.

„Le jeu est fait,“ sagte des Schicksals Stimme.

„Trente deux en plein!“ rief Warrender.

„Rien ne va plus,“ sagte das Schicksal.

„Zéro.“

* * *

Sie sah, wie er plötzlich zurücktrat. Die Reihen schlossen sich von neuem und das Spiel ging seinen Gang weiter. Er trat ihr entgegen.

„Es ist alles fort,“ sagte er. „Der Zauber ist gebrochen.“

Seine Stimme frohlockte. Ihre Aeußerungen hatten ihn in ein Gewirr phantastischer Vorstellungen gestürzt. Er war des Schicksals Werkzeug, er hatte sie aus der Verzauberung erlöst. Die Möglichkeit, daß dieser Ausgang — im materiellen Sinne — unsäglich wichtig für sie sein könne, war ihm nicht in den Sinn gekommen. Wenn es sich nur um Geld handelte, hatte er nicht mehr als genug? O, die Freude, daß dieser verhasste Gewinn seinem Ursprung wieder zurückgegeben war, daß sie

morgen ein neues Leben beginnen würde, rein, unbefleckt und frei von dem erniedrigenden Besitz!

„Fort!“ wiederholte sie mit der Fassung äußerster Verzweiflung. „So ist Alles vorbei. Kommen Sie.“

Sie legte ihre Hand in seinen Arm und fügte in derselben abwesenden, unnatürlich ruhigen Weise hinzu: „Wir wollen nach dem Garten.“

„Madame Fano,“ sagte Cazalette, ihr nachkommend, in bittendem, ja fast befehlendem Ton, „bleiben Sie hier, ich bitte Sie darum. Gehen Sie nicht ins Freie, die Luft Monacos ist unheilbringend nach Sonnenuntergang. Gefahrbringende Miasmen . . .“

„Miasmen?“ wiederholte sie verächtlich. „Auf der Terrasse?“

„Bleiben Sie! Ich beschwöre Sie, ich flehe Sie an!“ fuhr er in steigender Erregung fort.

„Oberst Cazalette,“ sagte Baruna mit bitterem Spott, „noch haben Sie nicht das Recht, über meine Handlungen zu bestimmen.“

„Ich beschwöre Sie, zum wenigsten auf der Terrasse zu bleiben; wagen Sie sich keinesfalls dorthin, wo das Gebüsch sehr dicht ist — zum Beispiel unter die Eukalyptusbäume.“

„Madame Fano,“ sagte Warrender entrüstet, „Sie können sich getrost meiner Führung anvertrauen. Erlauben Sie, daß ich Ihren Mantel herbeihole?“

Sie gestattete ihm, sie hinwegzuführen. Während sie auf ihren Mantel wartete, glitt die Fürstin Titchakoff an ihr vorüber und flüsterte ihr ins Ohr: „Vermeiden Sie den Pavillon bei den Eukalyptusbäumen.“ Ehe Warrender zurückkehrte war die Fürstin verschwunden.

Die Thüren schlossen sich hinter Baruna und ihrem Gefährten und sie traten auf den Square, dessen zahllose Lichter die dunkle Umgebung noch geheimnisvoller erscheinen ließen. Der Mond war unsichtbar, die Sterne flimmerten und eine Brise wehte erfrischend feucht. Nach der erstickenden Luft, die sie verlassen, füllte sie Baruna mit der Aufregung der Verzweiflung.

Sie warf das Haupt zurück, gleichsam um Stirne und Lippen zu baden.

„Diese Luft unheilbringend?“ rief sie. „O Himmel! Wäre sie es, ich möchte sie einatmen, bis sie mir den Tod brächte!“ Sie hielt inne. „Vielleicht bringe ich Sie in Gefahr. Ich bin voll seltsamer Vorahnungen, und Sie wissen, was ich Ihnen über meinen sechsten Sinn gesagt; zuzeiten ist er untrüglich.“

Gehen Sie und verlassen Sie mich, wenn Sie wollen. Es liegt etwas in der Luft, eine Verschwörung — ein Geheimnis. Ich wurde von neuem gewarnt, ehe wir das Kasino verließen. Für mich selbst bin ich ohne Sorge, ich fürchte nichts. Sie lasen mir gern Brownings Gedichte vor. Ich fand niemals großen Geschmack an Poesie, bis Sie mich die feinigen lieben lehrten. Kennen Sie jenes eine, zauberhafte: „Der letzte Ritt“? Gerade so ist mir's heute. Wer weiß, ob nicht heute die Welt untergeht.“

Sie hatten die Terrasse erreicht und vor ihnen breitete sich das Meer unabsehbar aus; sein Klauschen glich einem Klage-
lied. Weit drüben auf der italienischen Landzunge glimmte ein blaßes Licht wie ein unstäter Hoffnungsstern. Der Aloe gezähnte Spitzen, die wedelnden Palmenzweige und das leise bewegliche Grün der größeren Bäume vermischte sich mit der Dunkelheit, die sie umgab.

Sie waren allein. Kein Laut, kein Atemzug außer dem der Natur war hörbar. Etwas von ihrem Geiste der Selbstvergeßlichkeit erhitzte sein Blut bis zu leidenschaftlicher Inbrunst, er legte seinen Arm um sie, hielt sie fest umschlungen und ihre Lippen waren untrennbar.

Sie gab sich dem Delirium des Augenblicks hin — der zweite ihres ganzen Lebens; dann erfaßte sie ruhig seine Hände und löste sie.

„O Gott!“ flüsterte sie, für sein Ohr nicht vernehmbar, „o heilige Mutter Gottes! Hast du jemals irdische Liebe gekannt, so habe Mitleid und laß mich jetzt sterben.“

„Baruna!“ rief Warrender mit schmerzlicher Zärtlichkeit. „Mein Alles, meines Herzens Liebling, was ist dir?“

Sie schritt schweigsam weiter nach einem Punkt, wo die Bäume sich domartig wölbten und wo in geringer Entfernung ein kleiner Marmorpavillon durch das überhängende Grün fast verdeckt war. Eine Lampe am Eingang des Gebäudes beleuchtete dürftig den Schauplatz. Hier blieb Baruna stehen. Er wollte sie von neuem an sein Herz drücken, aber sie machte eine abwehrende Bewegung.

„Baruna,“ bat er, „was macht dich so unglücklich? Was bedeutet dein ungestümes Wesen?“

Sie lachte krampfhaft auf. „Was es bedeutet? Es ist schnell gesagt. Ich habe mit dem Teufel um meine Seele gespielt und habe verloren; morgen muß die Schuld getilgt werden.“

„Nein, nein!“ rief Warrender leidenschaftlich. „Morgen

geht uns ein neues Leben auf — ein Leben voll Glück und Liebe.“

„Verlaß mich,“ sagte Baruna kraftlos. „Ich versprach dir meine Antwort, aber ich kann sie dir jetzt nicht geben; ich muß eine Weile allein sein. Ich werde dir in der Frühe schreiben.“

„Dich lassen — hier — allein? Unmöglich!“

Während er sprach, stieg Cazalette von dem Pavillon herunter. „Mr. Warrender, Madame Fano hat recht. Verlassen Sie sie für jetzt.“

„Soll ich ihm gehorchen?“ fragte Warrender.

„Ja,“ erwiderte sie entschlossen, „gehen Sie!“

Er sprach kein Wort und that, was sie begehrte.

Baruna wandte sich stolz zu Cazalette.

„Sind Sie hierher gekommen, um den Spion zu spielen?“

„Nein, ich kam, um Sie vor Gefahr zu schützen. Hatte ich Sie nicht vor dieser Stelle gewarnt?“ Er erfaßte ihre Hand.

„Kommen Sie hinweg von hier!“

„Lauern Mörder hinter diesen Bäumen? Um so besser, so mögen sie kommen und uns beide töten; die Welt würde von einem schlechten Menschen und einem elenden, verzweifeltsten Weibe befreit.“

„Baruna, dies ist Wahnsinn. Kommen Sie!“

In diesem Augenblick ließ sich ein Schritt in der Nähe des Pavillons vernehmen und der Schein der Lampe fiel auf eine hervortretende Gestalt; es war diejenige des Kronprinzen. Cazalette stieß einen tiefen, stöhnenden Seufzer hervor und ließ Baruna los. Sie trat ein wenig hervor. Der Fürst konnte nur eine weibliche Gestalt unterscheiden.

„Madame,“ begann er, „meine Ungeduld ließ mich der bestimmten Stunde vorausseilen. Nadine hat nur zu befehlen. Sie sehen, daß ich Ihnen gern zuvorgekommen wäre.“

„Mein Herr,“ sagte Baruna, „ich bin nicht die Fürstin Titchakoff; aber die Vorsehung hat mich hergesandt, um Sie zu warnen. Gehen Sie! Zögern Sie keinen Augenblick. Es droht Verrat, Sie sind in Gefahr.“

Der Prinz erschrak, als sie ihn ansprach.

„Wenn das wahr ist, sind auch Sie nicht in Sicherheit. Erlauben Sie mir, Sie nach dem Kasino zu geleiten, Sie müßten denn auch einen Gefährten erwarten.“

„Mein Begleiter ist hier und ich fürchte keine verborgenen Gefahren. Ich beschwöre Sie, zögern Sie nicht.“

Der Fürst verbeugte sich. „Ich habe keine Wahl und

RAC
kann nicht anders, als Ihnen gehorchen, Madame, da der Ort des Rendezvous bereits besetzt ist," sagte er halb ironisch und zog sich zurück.

Cazalette stürzte sich auf Baruna, die an eine der Säulen des Pavillons lehnte.

"Kommen Sie — um des Himmels willen!" rief er in Verzweiflung.

"Es ist noch Zeit," erwiderte sie lächelnd. "Sie sind in die Geheimnisse der Verschwörer eingeweiht. Ist nicht elf Uhr die festgesetzte Stunde? Geben Sie das Zeichen zum Mord? Haben Sie so wenig Gewalt über Ihre Mietlinge, daß Sie befürchten, sie könnten die Frau durchbohren, die sie um ihr Opfer gebracht?"

Er erfaßte sie. Da zitterte der Boden unter ihnen; ihr Schrei durchgellte die Nacht, übertönt von einem mächtigen Krachen. Es folgte eine heftige, betäubende Erschütterung, ein Getöse losgelöster Erde und stürzender Steine und dann — Schweigen.

* * *

Ehe der Morgen graute, hatte Europa die Kunde von der Dynamitexplosion zu Monte Carlo durchflogen, von dem wunderbaren Entrinnen eines Thronerben und dem tragischen Geschick von Oberst Cazalette und Baruna Fano.

(E n d e.)

Nützliches Festgeschenk für Frauen und Mädchen!

Das Hauswesen

nach seinem ganzen Umfange dargestellt in Briefen
an eine Freundin

mit Beigabe eines

vollständigen Kochbuches

von

Marie Susanne Kübler.

- a) Ausgabe für Süddeutschland,
b) Ausgabe für Norddeutschland, bearbeitet von
L. v. Froepper.

Preis: in Leinwand geb. M. 5. 50. — Es. 7. 35 Cs.
fl. 3. 30 kr. G. W.

1400

zuverlässige durchaus
erprobte Rezepte.

Kein anderes Werk
bietet einen so reichen Inhalt
zu so billigem Preis.

Behte

vermehrte und verbesserte
Ausgabe mit zahlreichen
Abbildungen.

Praktische Ratschläge über
alle Zweige der Haushaltung.

Inhalt.

Arbeit. — Ordnung. — Behandlung der Diensthofen. — Reinlichkeit. — Sparsamkeit. — Haushaltungsgeld. — Haushaltungsbuch. — Küche und Speisekammer. — Kenntnis und Einkauf der Nahrungsmittel. — Kochkunst. — Küchenrezepte. — Speisezetteln. — Anordnung der Tafel. — Servieren und Grandieren. — Familientisch. — Küche, Herd und Geschirr. — Küchenkalender. — Speisen und Getränke für Kranke. — Waschküche. — Möbel. — Kleider. — Keller. — Brennmaterialien. — Geflügelhof. — Gemüse- und Blumengarten u. s. w.

Dieses vorzügliche, aus den Erfahrungen eines vielseitigen Thätigkeitslebens hervorgegangene Buch, welches alle im Haus-

halt vorkommenden Verhältnisse eingehend bespricht, erfreut sich einer von Jahr zu Jahr wachsenden Verbreitung. Sein geradezu universeller, durchaus auf praktischer Erprobung fußender Inhalt macht es zu einem unentbehrlichen Ratgeber namentlich für Anfängerinnen in der schweren Kunst des Haushaltens, auf deren Bedürfnisse es besonders Rücksicht nimmt, so daß sie sich im Besitze dieses Buches nie in Verlegenheit befinden können. — Mit ängstlicher Sorgfalt war die Verfasserin bemüht, nur ganz erprobte und zuverlässige Rezepte in das überaus reiche und vollständige Kochbuch aufzunehmen, welches sich durch Klarheit, Einfachheit und Sparsamkeit der Rezepte auszeichnet; während daselbe einerseits vollständig genügt, die feinste Mahlzeit zu bereiten, so findet man andererseits darin auch Vorschriften für die einfachsten Gerichte der bürgerlichen Küche. Dem Einmachen von Früchten in Dampf und Zucker ist besondere Sorgfalt gewidmet. Das so wichtige Kapitel über die Behandlung der Wäsche ist ebenso ausführlich als zweckmäßig behandelt. Kenntnis und Einkauf der Nahrungsmittel nehmen eine hervorragende Stelle ein unter den vielfachen Belehrungen, die in obiger Inhaltsübersicht einzeln angeführt sind.

Die anziehende und unterhaltende Schreibweise der Verfasserin, welche auch den trockenen Hausgeschäften einen poetischen Schimmer verleiht und welche über den Notwendigkeiten des praktischen Lebens die höheren Ziele des Frauenberufes nicht vergißt, erhebt dieses Werk zu einem wirklichen Bildungsbuche im höheren Sinne.

Johannes Scherr sagt von diesem Buche in der „Gartenlaube“: „Tausenden und wieder Tausenden von jungen Mädchen, jungen Frauen und jungen Müttern ist die Verfasserin dadurch eine Lehrerin und Führerin, geradezu eine Wohlthäterin geworden und gar mancher junge Ehemann hatte, ohne es zu wissen, vollauf Ursache, der „Marie Susanne Kübler“ dankbar zu sein.“

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Bei Bestellungen bittet man anzugeben, ob die Ausgabe für Norddeutschland oder Süddeutschland gewünscht wird.

Verlag von G. Engelhorn in Stuttgart.

Ihr ärgster Feind. Von Mrs. Alexander. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Eine spannende Intrigue schlingt sich um die anziehend und feindselig gezeichneten Figuren dieses gemüthvollen Romans, in dessen Mittelpunkt eine überaus lebenswürdige Frauengestalt steht.

Ein Fürstensohn. — **Berlin.** Von Claire von Glümer.

Claire von Glümer, eine der feinsinnigsten Erzählerinnen unserer Tage, gibt in diesen anziehenden Novellen interessante Bilder aus dem Leben der Gesellschaft, die sie mit eingehendem Verständnis beobachtet. Dieselben sind in ihrem durchaus ungezwungenen und natürlichen Verlauf voll überaus interessanter und in hohem Grade packender Effekte und zeichnen sich durch große

Reinheit der Empfindung und Darstellung aus.

Von der Grenze. Novellen von Bret Harte. Aus dem Englischen.

Diese durch ihren gesunden Humor überaus anmutend wirkenden Novellen liefern den sprechendsten Beweis, daß Bret Harte an Frische nichts eingebüßt hat, sondern mit voller Kraft aus der unverfälschten Quelle schöpft, welcher jene ersten so eigenartigen Erzeugnisse entsprangen, die seinen Namen im Fluge durch Europa trugen.

Eine Familiengeschichte. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bde.

Durch scharfe und lebenswahre Charakterisierung ausgezeichnet, zählt dieser spannende und interessante Roman zu den besten Erzeugnissen der neueren Zeit. Athenäum.

Dritter Jahrgang.

Die Verfäulterin. Von Ernst Remin. 2 Bände.

Eine weit über das gewöhnliche Maß hinausragende Leistung; voll interessanter Episoden und überaus fesselnd und geistvoll geschrieben.

In Acht und Bann. Von Miss M. L. Braddon. Aus dem Englischen.

Miss Braddons lebenswürdiges Talent bietet uns hier eine seiner reifsten und vollkommensten Früchte.

Die Tochter des Meeres. Von Johanne Schjörring. Aus dem Dänischen.

Es gereicht uns zur Genugthuung, mit dieser dastigen und poetischen Erzählung, die in ihrem dänischen Vaterlande hochgeschätzte, feinsinnige Verfäulterin bei der deutschen Lesemelt einführen zu dürfen.

Leutenant Bonnet. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bde.

Das Leben einer kleinen französischen Garnisonsstadt wird in diesem ausgezeichneten Roman so vollständig geschildert, wie nur ein Meister wie Malot es vermag; dabei fehlt es nicht an ergreifenden Konflikten und tragischem Schicksal.

Pariser Ehen. Von L. About. Aus dem Französischen.

Annuit und graziose Leichtigkeit bilden den Grundzug dieser geistprägenden Novellen des berühmten Dichters.

Hanna Warners Herz. Von Florence Marryat. Aus dem Englischen.

Eine Märtyrerin und eine Heldin ist die liebliche Frau, deren Geschick die Verfäulterin mit prächtiger Charakteristik und warmer Empfindung schildert.

Eine Tochter der Philister. Von Hjalmar Hjorth Boyesen. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Reben hohen künstlerischen Vorzügen fesselt Boyesens trefflicher Roman auch durch den interessanten Stoff. Der Verfäulterin entrollt vor uns ein treues Bild des Lebens und Treibens der raffinierten Geld-Aristokratie New-Yorks, seiner Adoptiv-Vaterstadt, welchem er edle Charaktere aus gelübteren Epochen gegenüberstellt.

Savelis Wüßung. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.

In einem russischen Dorfe, zur Zeit der Leibeigenschaft spielen sich die ergreifenden

den Vorkänge ab, welche uns Gréville in diesem düsteren Sittengemälde mit packender Gewalt vorführt.

Die Damen von Croix-Mort. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Der faszinierende Reiz der Ohnetschen Erzählungskunst ist auch dieser jüngsten Schöpfung des hochgeschätzten Romanichters eigen, dessen beispiellose Beliebtheit mit jedem neuen Buche zunimmt.

Die Glocken von Plurs. Von Ernst Pasquä.

Die Auffindung zweier Glocken, der 1818 durch einen Bergsturz verschütteten Stadt Plurs im Bergellertal hat dem Verfäulterin Anregung zu einer überaus originellen, durch ungewöhnlichen Reichtum an dramatischer Handlung ausgezeichneten Geschichte gegeben.

Fromont junior und Risler senior. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Wir hoffen uns den Dank unserer Leser zu verdienen, indem wir ihnen dieses berühmte Meisterwerk der neueren französischen Romanichtung in musterzüglicher Uebersetzung vorführen.

Der Genius und sein Erbe. Von Hans Sopsen.

Die Personen dieser brillant erzählten, im modernsten Berlin spielenden Geschichte sind von so überzeugender Lebenswahrheit, daß man wohlgeoffener Vorwärts darin zu erblicken meint.

Ein einfach Herz. Von Charles Reade. Aus dem Englischen.

Klar und scharf umrissen, ohne überflüssigen Ballast erzählt Reade die unmittelbar aus der Wirklichkeit geschöpften Thatlagen seiner Geschichte, die ebenso sehr durch die ungewöhnlichen Charaktere der handelnden Personen, als durch die dramatische Bewirkung fesselt.

Baccarat. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Mit der ihm eigenen Seltlichkeit und Liebenswürdigkeit, die den Hauptreiz und den großen Erfolg seiner Bücher bedingen, weicht uns Malot in diesem ergreifenden Roman in die Geheimnisse eines Pariser Spielclubs ein.

Mein Freund Jim. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.

Diese frisch u. lebendig erzählte Geschichte erinnert durch ihren freundlichen Humor und die Einfachheit der Schreibweise an Goldsmith, ohne daß durch das Vorbild die Originalität beeinträchtigt würde.

Hanna. Von Heinrich Sienkiewicz. Aus dem Polnischen.

Ein Duft jugendlicher Frische liegt auf dieser anmutigen Geschichte des berühmten polnischen Erzählers.

Das beste Teil. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.

Ein durch und durch Liebenswürdiges

Buch, das den ihm von der französischen Akademie zuerkannten Preis wohl verdient.

Lebend' oder tot. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bände.

In diesem nachgelassenen Roman offenbart sich Conways eminentes Erzählertalent noch einmal aufs glänzende.

Die Familie Monach. Von Robert de Bonnières. Aus dem Französischen.

Mit entschiedenem Blick nimmt der Verfasser den Zusammenprall der Geburtsaristokratie und einer arößeren Kategorie der haute finance zum Vorwurf für seinen geistvollen Pariser Sittenroman.

Vierter Jahrgang.

Eine neue Judith. Von S. Rider Haggard. Aus dem Englischen. 2 Bde.

Ein farbenlattes Bild südafrikanischen Lebens voll Gut und elementarer Leidenschaft.

Schwarz und Rosig. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen.

Der berühmte Verfasser des „Hüttenbesitzer“ bietet uns hier zwei geistvolle Romelle, die sich seinen früheren Schöpfungen würdig anreihen.

Das Tagebuch einer Frau. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.

Ein wahres Meisterwerk hat Feuillet in diesem Roman geschaffen, der einen überaus fesselnden Stoff in vollendeter Form zur Darstellung bringt.

Jahre des Gärrens. Von Ernst Remin. 2 Bände.

Ein hochgestimmtes, frisch aus der Gegenwart heraus geschriebenes Buch, in welchem sich eine ganz ungewöhnliche Gestaltungsform und ein gesunder Humor offenbaren.

Gute Kameraden. Von S. Lafontaine. Aus dem Französischen.

Mit warmer Empfindung und behaglichem Humor wird in dieser überaus anmutigen Geschichte die ideale Bedürfnislosigkeit eines vierblättrigen Künsterkleeblattes geschildert, das, auf das Pariser Straßensplaster geworfen, sich durch kameradschaftliches Zusammenhalten zu Stellung und Anerkennung emporgingt.

Die Töchter des Commandeurs. Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.

Die bekannten Vorgänge der skandinavischen Erzählerschule: scharfe Beobachtung, realistische Schilderung und Gemühtiefe offenbaren sich aufs glänzende in diesem ergreifenden Roman Lies, des darin ein frappantes Bild der gesellschaftlichen Zustände seiner norwegischen Heimat vor dem Leser entrollt.

Sita. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.

In Sita beleuchtet Malot mit tiefer Menschenkenntnis das Problem, ob sich die Stellung einer Bühnenkünstlerin mit den häuslichen Pflichten der Gattin in Einklang bringen läßt.

Die Erbschaft Kenias. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.

Gréville, dem unsere Sammlung schon mehrere mit größtem Beifall aufgenommene Bände verdankt, bietet hier einen

Roman von hohem Ernst und ergreifender Schicksalsführung.

Kinder des Südens. Von Rich. Vogt. Zwei echte Perlen sind diese fein beobachteten poetischen Geschichten aus dem römischen Volksleben, mit dem Vogt wie kaum ein zweiter vertraut ist und dem er immer neue und originelle Züge zu entnehmen weiß.

Daniela Cortis. Von A. Fogazzaro. Aus dem Italienischen. 2 Bände.

Das durch und durch ungewöhnliche Werk eines vornehmen Geistes, in welchem Realismus und Idealismus zu harmonischer Einheit verschmelzen, ausgezeichnet durch Adel der Sprache, Stolz der Fassung, innere Wahrheit und festgefügte, gedungenen Aufbau. Ein Buch von bleibendem Wert.

Die Herz-Neune. Von B. L. Sarjeon. Aus dem Englischen.

Um auch Lesern mit höheren Ansprüchen zu genügen, muß ein Kriminalroman sehr gut und original geschrieben sein. Dies ist ein solcher.

Sie will. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Dieser Roman zählt zum Besten, was Ohnet geschaffen. Blendende Bilder aus dem Pariser Gesellschaftsleben wechseln mit hochdramatischen Szenen in reicher Fülle. Die Charakterzeichnung ist meisterlich.

Die Kinder der Egellenz. Von Ernst von Wolzogen.

Mit diesem von frischem Humor sprudelnden Bande eröffnen wir eine Reihe von Romanen, in welchen Ernst von Wolzogen den deutschen Adel der Gegenwart in seinen typischen Vertretern und in seinem Verhalten zu den treibenden Ideen der Zeit zu schildern versuchen will.

Am den Glanz des Ruhmes. Von Salvatore Sarina. A. d. Italien.

Ein neues Buch von Sarina bedarf keiner Empfehlung; hat er doch längst, wie kaum ein anderer Ausländer, das Bürgerrecht im Herzen deutscher Leser erworben.

Der Rabob. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 3 Bände.

Die überaus beifällige Aufnahme, welche Daudets „Fromont junior und Mister senior“ bei unsren Lesern gefunden hat, veranlaßt uns, nun auch seinen nicht minder bedeutenden, in mancher Hinsicht noch interessanteren „Rabob“ folgen zu lassen.

Der kleine Lord. Von S. G. Burnett. Aus dem Englischen.

Das prächtige Kerlchen, welches der Held dieser einfachen Geschichte ist, hat in seiner Heimath aller Herzen im Sturm erobert. Auch bei uns wird es ihm an Freunden nicht fehlen.

Der Prozeß Froideville. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.

Zwischen den staubigen Aktenbündeln eines Ministeriums spielt sich dieser originelle

Roman ab. Aber welche Fülle von Poesie und feinsten Beobachtung weiß Theuriet's anmutiges Talent in diesen prosaischen Rahmen zu fassen!

Stella. Von Miss M. E. Braddon. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Die sozialen Gegensätze des modernen Lebens bilden die Grundlage dieses ansprechenden Romans, dessen Knoten die beliebte Erzählerin mit gewohnter Fertigkeit zu schürzen und zu lösen weiß.

Fünfter Jahrgang.

Robert Leichtfuß. Von Hans Gopsen. 2 Bände.

Eine reichbewegte, spannende Handlung, lebensvolle, vorzüglich gezeichnete Charaktere und die wohlgelungene Schilderung des zwischen Paris, Berlin, Venedig und Florenz wechselnden Schauplatzes im Verein mit großer Frische der Darstellung zeichnen den Hopfen'schen Roman aus, den wir zum Besten zählen, was der beliebte Verfasser geschrieben.

Der Unsterbliche. Von Alphonse Daubet. Aus dem Französischen.

Eine geistprübende Satire auf die fran-

zösische Akademie ist Daubet's „Unsterblicher“, zugleich aber ein prächtiger, fesselnder Roman mit einer Ueberfülle von glänzenden Charakterbildern.

Lady Dorotheas Gäste. Von Ouida. Aus dem Englischen.

Die englische Gesellschaft wird sich durch das Bild, welches Ouidas feine Feder in diesem Roman von ihr entwirft, nicht gerade geschmeichelt fühlen. Vielmehr ist es darum nur um so ähnlicher.



